

ERICH VON DÄNIKEN IM NAMEN VON ZEUS

GRIECHEN - RÄTSEL - ARGONAUTEN



Erich von Däniken

Im Namen von Zeus

Griechen - Rätsel - Argonauten

Scanned & Arranged by

Maverick Systems 2000

INHALT

Vorwort 7

Die Abenteuer des »Raumschiffs Enterprise« -
Jahrtausende zuvor 11

Im Namen von Zeus 56

Das Netzwerk der Götter 83

Der Wirrwarr um Troja 167

Atlantis - der Jahrtausendkrimi 183

Hilfe für Platon 237

Liebe Leserin, lieber Leser 267

Literaturverzeichnis 269

Register 278

Abbildungsnachweis 288

VORWORT

Wissen Sie, was eine Orgie ist? In enzyklopädischen Nachschlagewerken steht, bei den alten Griechen sei sie eine heilige Handlung gewesen, bei der religiöse Riten zelebriert wurden. Heute wird mit dem Wort Orgie eher zügelloses Treiben umschrieben, bei der Sex nicht zu kurz kommt.

Im alten Griechenland war's nicht anders, auch wenn die Enzyklopädien dies schamhaft verschweigen. Dort trafen sich die Männer am Nachmittag zu philosophischen Gesprächen. Einige Stunden später wurde daraus ein »Symposion« - ein Trinkgelage. Und dies endete oft in einer Orgie. Ehefrauen waren niemals zugegen, doch um so mehr Knaben und Jünglinge. Das Griechenland der großen Philosophen kannte diesbezüglich keine Tabus. Im antiken Hellas dachte und fühlte man anders.

Wissen Sie, was eine Science-fiction-Story ist? Aber sicher. Nur ist Ihnen vermutlich nicht bekannt, daß im alten Griechenland Science-fiction-Geschichten geläufig waren, die phantastischer als die unsrigen sind. Der Unterschied zum Griechenland vor Jahrtausenden und unserer Zeit besteht darin, daß die Griechen ihre Sciencefiction nicht für utopische Geschichten hielten. Sie glaubten, die geschilderten Ereignisse hätten tatsächlich stattgefunden. Und noch etwas war anders: Unsere Science-fictionGeschichten sind in die Zukunft projizierte Erlebnisse. Die Abenteuer des »Raumschiffs Enterprise« finden in der Zukunft statt-bei den alten Griechen hingegen ereigneten sie sich in einer tiefen Vergangenheit. Nicht etwa in der eigenen Vergangenheit, in der sie gerade lebten, sondern zu einer Zeit, die von ihnen aus betrachtet bereits Jahrtausende zurücklag.

Stellen Sie sich vor, die Insel Kreta werde ununterbrochen von einem metallischen Objekt umkreist. Dieses Gebilde besitze die phänomenale Eigenschaft, alle Schiffe, die in Richtung Kreta unterwegs sind, ins Visier zu nehmen und auf Distanz abzuschießen. Kein Fremder hat eine Chance, auf Kreta zu landen, wenn es die herrschende Klasse nicht wünscht. Gelingt es trotzdem einem Boot, sich durchzumogeln, so strahlt das metallene Ungeheuer Hitze aus und verbrennt den Eindringling. Einen schwachen Punkt allerdings hat dieser Schutzroboter von Kreta. An einer ganz bestimmten Stelle seines Metallkörpers sitzt eine Schraube, und wenn die gelöst wird, fließt sein dickes Blut heraus, woraufhin das Ungeheuer seine Bewegungsfähigkeit verliert. Natürlich kennen nur die Konstrukteure und ihre Nachfahren die exakte Stelle, wo die empfindliche Schraube sitzt.

Ich habe diese kleine Geschichte nicht erfunden, und die Bewohner des antiken Hellas vor rund zweieinhalbtausend Jahren auch nicht. Sie existierte schon damals, und die Griechen waren überzeugt, die Story habe sich so ähnlich abgespielt - lange vor ihrer Zeit. Der Roboter, der um Kreta kreiste, trug den Namen »Talos«, und die Konstrukteure, die wußten, an welcher Körperstelle das Hydrauliköl abgelassen werden mußte, um das Monstrum kampfunfähig zu machen, nannte man »Götter«.

Was vor Ihnen liegt, verehrte Leserinnen und Leser, ist kein Geschichtsbuch über Griechenland. Es ist ein Buch über Geschichten. Das Griechenland der Antike strotzt vor unglaublichen Erzählungen. Haben die Irrfahrten des Odysseus je stattgefunden? Was war los in Delphi? Hat dort wirklich eine ominöse Wahrsagerin alle großen politischen Ereignisse vorausgesagt? Stimmen die wortgewaltigen Beschreibungen von Troja? Und was ist nun eigentlich mit Atlantis? Schließlich stammt der gesamte Atlantis-Text, aus dem sich alle Autoren zum Thema Atlantis bedienen, aus Griechenland. Und wer sollen die Argonauten gewesen sein, die sich aufmachten, um das »Goldene Vlies« zu rauben?

Griechenland ist eine Traumreise wert. Ich lade Sie ein zu einem Abenteuer der besonderen Art.

DIE ABENTEUER DES »RAUMSCHIFFS ENTERPRISE« - JAHRTAUSENDE ZUVOR

Mit unsauberen Mitteln entsteht ein unsauberes Ergebnis.
Mahatma Gandhi, 1869-1948

Vor langer, langer Zeit lebte ein ferner Abkömmling der Götter. Niemand kennt seinen ursprünglichen Namen, aber die Griechen nannten ihn Jason. Bei diesem Namen muß ich bleiben, es steht mir kein anderer zur Verfügung. Selbstverständlich war Jason nicht irgendein XY, sondern blaublütig. Sein Vater war König Aison von Iolkos in Thessalien. Aber, wie so oft in der Mythologie, hatte Jason einen bösen Stiefbruder, und der raubte ihm den Königsthron. Als diese schreckliche Tat geschah, war Jason noch ein Säugling. Jasons Vater brachte es fertig, das Kleinkind von einem Kentauren erziehen zu lassen. Andere sagen, es sei Jasons Mutter gewesen, die das Kleinkind zum Kentauren brachte. Aber das ist hier nicht so wichtig. Die Kentauren waren kuriose Zwitter, Mischwesen also mit einem männlichen Kopf, Oberkörper und mit Armen, aber dem Leib eines Pferdes. Eine wahrhaftig erstaunliche Erscheinung. Und es muß eine seltsame Erziehung gewesen sein, die Jason da zuteil geworden war.

Dieser Jason ist mit einem Orakel verknüpft, denn alles, was im alten Griechenland Rang und Namen besaß, hatte etwas mit dem Orakel zu tun. Die Weissagung warnte nämlich vor einem Mann mit nur einer Sandale. Als der verruchte König einst am Strand ein Festtagsbuffet auffahren ließ, schritt ein großer, hübscher Jüngling daher. Es war Jason und der trug nur eine Sandale, weil er die andere im Schlamm eines Flusses verloren hatte. Jason war mit einem Leopardenfell und darüber einer Ledertunika bekleidet. Der König erkannte den Fremden nicht und erkundigte sich unwirsch, wer er sei. Jason antwortete lächelnd, sein Pflegevater, der Kentaure, nenne ihn zwar Jason, doch in Wirklichkeit heiße er Diomedes und sei der Sohn des Königs Aison.

Jason begriff schnell, wer sein reicher Gesprächspartner war, und alsogleich verlangte er den ihm zustehenden Thron zurück. Überraschend willigte der König ein, doch stellte er eine Bedingung, die - so nahm er wohl an - unerfüllbar sein würde. Jason, so verlangte er, müsse sein Reich von einem Fluch befreien, der sowohl über ihm selbst als auch über dem ganzen Lande liege. Er müsse das »Goldene Vlies« holen, das an einem fernen Ort von einem Drachen bewacht werde. Dieser Drache schlafe nie. Erst nachdem diese Tat vollbracht und das Goldene Vlies im Land sei, werde er auf die Königswürde verzichten.

Jason willigte ein, und damit begann eine unglaubliche Science-fiction-Story. Zuerst suchte Jason einen außergewöhnlichen Schiffbauer, der das tollste Schiff aller Zeiten konstruieren sollte. Dieser Mann hieß Argos, und über seine Abstammung streiten sich die Gelehrten. Unbestritten ist nur, daß Argos ein hervorragender Ingenieur gewesen sein muß, denn er konstruierte für Jason ein Schiff, wie es die Menschen noch nie zuvor erblickt hatten. Natürlich verfügte auch Argos über außergewöhnliche Beziehungen, denn niemand anderer

als Athene beriet den hervorragenden Schiffbauer, und unter Leitung der Göttin entstand ein Gefährt aus einer Holzart, »die niemals fault«

Nicht genug damit - Athene persönlich brachte einen eigenartigen Balken daher und baute diesen in den Bug des Schiffes ein. Es muß wahrhaftig ein erstaunliches Stück Holz gewesen sein, denn das Ding konnte sprechen. Bereits beim Verlassen des Hafens schrie der Balken vor Begeisterung, weil die Fahrt endlich begann, und später warnte das Holzstück die Besatzung vor mehreren Gefahren. Argos, der Schiffbauer, taufte das mächtige Schiff auf den Namen »Argo«, was im Altgriechischen soviel wie »schnell« oder »schnellfüßig« bedeutet.¹ Dementsprechend hieß die Schiffsbesatzung »Argonauten«, und die gesamte Überlieferung nennt man »Die Argonautica«. (Unsere Astronauten oder Kosmonauten haben ihren Namen indirekt von den griechischen Argonauten.)

Die »Argo« hatte Platz für eine fünfzigköpfige Besatzung, und das mußten natürlich Spezialisten auf verschiedenen Gebieten sein. Deshalb schickte Jason Boten an alle Königshäuser. Er suchte einen Trupp Freiwilliger mit besonderen Fähigkeiten. Und sie kamen, alle Helden und Göttersprößlinge. Die Liste mit der ursprünglichen Crew ist nur teilweise erhalten, andere Namen, so versichern die Gelehrten, seien erst von späteren Autoren hinzugefügt worden. Die zusammengewürfelte Mannschaft durfte sich sehen lassen. Da waren: Melampus, ein Sohn des Poseidon; Ankaïos von Tegea, ebenfalls Poseidonsproß; Amphiaraos, der Seher; Lynkeus, der Späher; Kastor aus Sparta, ein Ringkämpfer; Iphitos, der Bruder des Königs von Mykene; Augeias, der Sohn des Königs von Phorbas; Echion, der Herold, ein Sohn des Hermes; Euphemos von Tainaron, der Schwimmer; Herakles von Tiryns, der stärkste Mann; Hylas, der Geliebte von Herakles; Idmon der Argeier, ein Sohn des Apollon; Akastos, ein Sohn des Königs Pelias; Kaïos, der geflügelte Sohn des Boreas; Nauplios, der Segler; Polydeukes, der Faustkämpfer aus Sparta; Phaleros, der Bogenschütze; Phanos, der kretische Sohn des Dionysos; Argon, der Konstrukteur der »Arg'«; Jason, der Chef des Unternehmens.

Die verschiedenen Autoren, die vor über 2000 Jahren über die Fahrt der »Arg'« berichteten, bringen unterschiedliche Namen. Je nachdem, zu welchem Zeitpunkt in der griechischen Geschichte ein Schriftsteller oder Historiker sich mit den Argonauten beschäftigte, wurden neue Namen hinzugedichtet, weil man fand, diese oder jene Berühmtheit mußte doch eigentlich auch dagegewesen sein. Die älteste Liste findet sich im »IV Pythischen Gedicht«, aufgezeichnet von einem Dichter namens Pindar (um 520 - um 446 v. Chr.). Darin stehen allerdings nur zehn Namen:^{2>} " Herakles, Kastor, Polydeukes, Euphemos, Periklymenos, Orpheus, Echion und Eurytos (beides Söhne des Götterboten Hermes) sowie Kalais und Zetes. In seinem Text bekräftigt Pindar mehrfach, bei allen Helden habe es sich um Göttersöhne gehandelt.

Die schönste und auch ausführlichste Beschreibung sowohl der gesamten Reise als auch der Helden, die teilnahmen, stammt von Apollonius von Rhodos. Der lebte irgendwann zwischen dem dritten und vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Nur ist Apollonius keineswegs der Erfinder der »Argonautica«. Er selbst, so nehmen verschiedene Gelehrte an, die sich mit dem Werk von Apollonius auseinandersetzten, muß die Rahmengeschichte aus weit älteren Quellen bezogen haben."³ Apollonius selbst schreibt in seinem ersten Gesang, bereits vor ihm hätten die Dichter erzählt, wie Argos, von Pallas (Athene) unterrichtet, das Schiff gebaut habe. Teilstücke der »Argonautica« sind bis ins siebte vorchristliche Jahrhundert nachweisbar. Es wird nicht einmal ausgeschlossen, daß die ursprüngliche Überlieferung aus Ägypten stammt.

Die »Argonautica« von Apollonius wurde bereits im Jahre 1779 ins Deutsche übersetzt. Bei meinen Zitaten werde ich mich vorwiegend an diese über zweihundertjährige Übersetzung halten und im Schriftbild alle Zitate aus Apollonius durch kursive Schreibweise hervorheben. Die Übersetzung von 1779 ist noch nicht vom Zeitgeist unserer Gegenwart durchdrungen und schildert die Abenteuer der Argonauten in der blumigen Form des Apollonius."

Niedergeschrieben vor rund 2400 Jahren, liest sich ein Auszug aus der vor glanzvollen Namen nur so strotzenden Liste wie folgt:

»... Polyphemus, der Elatid, kam von Larissa. Dieser hatte von alters her im Schlachtfeld mit den Lapithen gegen die wilden Kentauren gestritten ...

... Mopsus kam auch, der Titarese, der hatte vor andern von Apollo gelernt, den Flug der Vögel zu deuten ...

... weiter standen zu ihm Iphitus und Klytius, die Söhne des wilden Eurytus. Diesen hatte der Gott, der weithin schießt, den Bogen gegeben ...

... Alken hatte den Sohn gesandt, wiewohl er zu Hause keinen anderen mehr hatte ...

... Von den Helden, die Argos [hier als Name einer Stadt gemeint, EvD] verließen, war Idmon der Letzte. Erlernte von dem Gotte [Apollon, EvD] die Kunst, den Flug der Vögel zu spähen, wahrzusagen, und die feurigen Meteore zu deuten ...

... Lynkeus kam auch... er hatte unglaubliche Schärfe der Augen. Wenn das Gerücht nicht lügt, so konnte er tief in die Erde schauen ...

... Nachher kamen Euphemus von Taenarums Mauern, der Schnellste auf den Füßen... Noch zwei andere Söhne Neptunens kamen...«

Welche Namensliste auch immer dem Ursprung am nächsten kommt - es handelte sich bei den Argonauten um eine Schar handverlesener Göttersöhne und Spezialisten mit erstaunlichen Fähigkeiten. Diese außerordentliche Gesellschaft versammelte sich im Hafen von Pagasai auf der Halbinsel Magnesia, um sich gemeinsam mit Jason des Goldenen Vlieses zu bemächtigen.

Vor der Abfahrt wurde ein Fest zu Ehren von Göttervater Zeus gefeiert", und dann marschierte die gesamte Mannschaft, flankiert von Abertausenden von Schaulustigen, an Bord. Bei Apollonius liest sich das soll:

»... So zogen die Helden quer durch die Stadt zu dem Schiff herunter, unweit von der Rheede Pagasae Magnitides. Mit ihnen und um sie herum lief eine Menge von Pöbel mit blöden Schritten. Die Helden leuchteten wie die Sterne am Himmel zwischen den Wolken ... «

Das Volk jubelte den tollkühnen Seefahrern zu, besorgte Mütter drückten ihre Kinder an die Brust, man wünschte den Helden Erfolg auf allen Wegen und eine glückliche Heimkehr. Die ganze Stadt war in Aufruhr, bis die »Argo« endlich den Blicken der Zuschauer entschwand.

Und wozu der ganze Aufwand? Wegen des Goldenen Vlieses. Was aber ist dieses ominöse Objekt der Begierde überhaupt?

Die meisten Lexika, die ich konsultierte, beschreiben das Goldene Vlies als das »Fell eines goldenen Widders«."

Wie bitte? Ein goldschimmerndes Fell? Wegen eines Fells soll sich die gesamte Argonautencrew auf die Reise gemacht haben? Wegen eines belanglosen Widderfells soll das größte Schiff der damaligen Zeit gebaut worden sein? Bloß eines lächerlichen Fells wegen stellen sich Götter und Königssöhne freiwillig zur Verfügung? Wegen eines dummen Fells soll ein Fluch über dem Land liegen, den es zu tilgen gilt? Und ein Drache, »der nie schläft«, soll rund um die Uhr ein banales Fell bewachen? Das darf doch nicht wahr sein!

Es ist auch nicht wahr, denn das Goldene Vlies war ein ganz besonderes Fell mit erstaunlichen Eigenschaften. Es konnte fliegen!

Die Sage berichtet, Phrixos, ein Sohn des Königs von Athamas, habe durch seine bössartige Stiefmutter sehr viel leiden müssen. Um diese Qualen zu beenden, entführte ihn seine leibliche Mutter mitsamt seiner Schwester. Sie setzte die Kinder auf das goldene Fell eines geflügelten Widders, den ihr der Gott Hermes angeblich einst geschenkt hatte. Auf diesem Wundertier flogen die beiden Geschwister durch die Luft über Land und Wasser und landeten schließlich in Aia, der Hauptstadt von Kolchis. Dies war ein Reich am äußersten Ende des Schwarzen Meeres. Der König von Kolchis wird als wortbrüchiger und jähzorniger Tyrann beschrieben, der sich diesen »fliegenden Widder« nicht mehr nehmen lassen wollte. Das Goldene Vlies wurde fest an einen Baum genagelt, damit es nicht wieder entfliehe. Außerdem wurde zur Bewachung ein feuerspeiender Drache in Dienst gestellt, »der niemals schlief«.

Demnach war das Goldene Vlies eine fliegende Apparatur, die einst dem Götterboten Hermes gehört hatte: die griechische Variante des fliegenden Teppichs. Um diesen einzigartigen Schatz in Besitz zu bekommen, lohnte sich jeder Aufwand. Deshalb die Crew mit ihren besonderen Fähigkeiten, deshalb auch die Hilfe durch die Götterabkömmlinge. Sie alle wollten wiederhaben, was Eigentum der Olympier war. Niemals durfte das Goldene Vlies in den Händen eines Tyrannen bleiben. Der hätte den fliegenden Widder für seine Zwecke mißbrauchen können.

Kaum an Bord der »Argo«, wählten die Argonauten in demokratischer Manier einen Anführer. Die Wahl fiel auf Herakles, den stärksten aller Männer, doch der lehnte ab. Er erklärte, einzig Jason, dem Initiator der Reise, gebühre diese Ehre. Schnell lief das Schiff aus dem Hafen von Pagasai und umrundete die Halbinsel Magnesia.

Nach einigen harmlosen Abenteuern erreichte die Gruppe die Halbinsel Kapedagi, die durch einen Landstreifen mit dem Festland verbunden ist. Dort wohnten die Dolionen, und ihr junger König Kyzikos bat die Argonauten, doch im Hafen in der Bucht von Chytos anzulegen. Irgendwie versäumte es der König, die Argonauten vor den Riesen mit sechs Armen zu warnen, die ebenfalls auf Kapedagi lebten. So kam es, daß die Argonauten ahnungslos auf einen nahen Berg kletterten, um sich einen Überblick zu verschaffen. Nur Herakles und wenige Männer blieben als Bewachung bei der »Argo«. Prompt griffen die sechsarmigen Ungeheuer das Schiff an. Aber sie wußten nichts von Herakles, der die Riesen kommen sah und schon vor Kampfbeginn einige mit seinen Pfeilen tötete. Inzwischen waren auch die übrigen Argonauten von ihrem Bergausflug zurückgekehrt, und dank ihrer speziellen Fähigkeiten metzelten sie die ganze Horde der Angreifer nieder. Über diese Riesen schreibt Apollonius:

»... Ihr Leib hat drei Paar nerviger Hände, wie Pfoten. Das erste Paar hängt an den knorrigten Schultern, das zweite und das dritte Paar schmiegen sich an die scheußlichen Hüften... «

Riesen? Nichts als die Phantasie eines Märchenerzählers? Zumindest in der sehr alten Literatur unserer Vorväter existieren solche Wesen. Jeder Bibelleser erinnert sich an den Kampf zwischen David und Goliath. Und im Ersten Buch Mose steht (1:6,4):

»... Als die Gottessöhne sich zu den Töchtern der Men

schen gesellten... waren die Riesen auf Erden. Das sind die Recken der Urzeit, die Hochberühmten.«¹⁹ (Andere Belegstellen für Riesen in der Bibel sind: 5. Buch Mose 3:3-11; Josua 12:4 und 13:12; 1. Chronik 20:4-5; Samuel 21:16.)

Im Buch des Propheten Henoch erfolgt eine ausführliche Beschreibung der Riesen. Dort ist auch nachzulesen (14. Kapitel): »Warum habt ihr wie die Erdenkinder getan und Riesensöhne gezeugt?«

In den Apokryphen des Baruch werden sogar Zahlen angegeben: »Es brachte der Höchste die Sintflut auf die Erde und tilgte alles Fleisch und auch die 4 090 000 Riesen.«

Dies wird im »Kebra Negest«, der Geschichte über die äthiopischen Könige, bestätigt (Kapitel 100): »Jene Töchter Cain's aber, mit denen sich die Engel vergangen hatten, wurden schwanger, konnten aber nicht gebären und starben. Und von denen in ihrem Leibe starben einige, und andere kamen heraus, indem sie den Leib ihrer Mutter spalteten... Als sie dann älter wurden und aufwuchsen, wurden sie zu Riesen.«

Und in den Büchern über die »Sagen der Juden von der Urzeit«²³ kann man sogar die Geschlechter dieser Riesen nachlesen. Da waren die »Emiter« oder »Schrecklichen«, dann die »Rephaiter« oder »Giganten«; es gab die »Giborim« oder die »Gewaltigen«, die »Samsuniter« oder die »Listigen«; schließlich die »Aviden«, das waren die »Verkehrten« und dann noch die »Nefilim«, das sollen die »Verderber« gewesen sein.

Und das Buch der Eskimos hält lapidar fest: »In jenen Tagen lebten Riesen auf der Erde.«²¹

Es gäbe noch mehr dieser Literaturstellen, doch möchte ich mich nicht aus früheren Büchern wiederholen. Auch die Funde von Riesenknochen sind bestätigt, obschon es immer noch Anthropologen gibt, die darin Gorillaknochen erkennen wollen.²² Bereits 1936 entdeckte der deutsche Anthropologe Larson Kohl am Ufer des Elyasisees in Zentralafrika die Knochen von riesenhaften Menschen. Und die deutschen Paläontologen Gustav von Königswald und Franz Weidenreich stießen 1941 zu ihrer Verblüffung auf mehrere Knochen von Riesen in Hongkongs Apotheken. Der Fund wurde im Jahresheft 1944 der »American Ethnological Society« in wissenschaftlicher Manier veröffentlicht.

Sechs Kilometer von Safita in Syrien gruben Archäologen Faustkeile aus, die nur mit riesigen Händen bedient werden konnten. Und die in Am Fritissa (Ostmarokko) freigelegten Steinwerkzeuge von 32 mal 22 Zentimetern sind auch nicht gerade von schlechten Eltern. Die Menschen, welche mit diesen bis zu 4,3 Kilogramm schweren Gerätschaften hantierten, mußten etwas über vier Meter groß gewesen sein. Die Funde von Riesenskeletten auf Java, in Südchina und Transvaal (Südafrika) sind aus der einschlägigen Literatur wohlbekannt. Sowohl Professor Weidenreich²⁶ als auch Professor Sauratz legten die Resultate ihrer wissenschaftlichen Forschung über Riesen in gründlichen Studien vor. Und der ehemalige französische Delegierte der »Prähistorischen Gesellschaft«, Dr. Louis Burkhalter, schrieb in der Ausgabe 1950 der Revue du Musee de Beyrouth:

»Wir wollen doch klarstellen, daß die Existenz von riesenhaften Menschenwesen in der Acheuleen-Epoche als eine wissenschaftlich gesicherte Tatsache betrachtet werden muß.«

Das »Gilgamesch-Epos« aus Sumer berichtet genau so von Riesen wie das am andern Ende der Welt verfaßte »Popol Vuh« der Maya. Und auch die nordischen und germanischen Mythen haben es mit Riesen. Weshalb nur überliefert die alte Welt Geschichten von Wesen, die es nie gegeben haben soll?

In der griechischen Epenwelt wird nicht nur in der »Argonautica« von Riesen berichtet, sondern auch in der späteren Sage von Odysseus, der gegen die Riesen kämpft. Diese kräftig gebauten Gestalten sollen Früchte einer geschlechtlichen Verbindung zwischen Menschen und Göttern gewesen sein. Ich habe gute Gründe zu der Annahme, daß dieselben Riesen auch verantwortlich für die megalithischen Monsterbauten sind, die den Archäologen soviel Kopfzerbrechen bereiten - beispielsweise auf den kleinen Inseln Malta und Gozo. Dort tragen die gewaltigen Ruinen eines Tempels heute noch den Namen »Gigantja«.

Die »Argo« setzte ihre Fahrt ohne größere Komplikationen fort, außer daß plötzlich ein Meergott namens Glaukos wie ein Unterseeboot aus der Tiefe an die Wasseroberfläche schoß. Er überbrachte den Argonauten eine Botschaft von Zeus, die Herakles und seinen Liebling Hylas betraf. Anschließend tauchte Glaukos »schnell unter und sank in die Tiefe. Um ihn her schäumte die Flut in vielen wirbelnden Kreisen und goß sich über das Schiff.«

In Salmydessos trafen die Argonauten auf einen alten König, der fürchterlich stank und zudem noch am Verhungern war. Phineus hieß der Arme. Er besaß die Gabe der Weissagung und hatte offensichtlich zuviel von den Plänen der Götter verraten. Die wiederum bestraften ihn auf seltsame Art. Jedesmal, wenn Phineus etwas essen wollte, stürzten sich zwei geflügelte Wesen aus den Wolken und schnappten ihm die Nahrung weg. Was sie nicht zu fassen bekamen, beschmutzten sie derart, daß es ungenießbar roch. Als die Argonauten eintrafen, hatte der Greis kaum noch die Kraft, sich von allein zu bewegen. Er bat die Argonauten um Hilfe und versprach als Gegenleistung, sie vor den kommenden Gefahren zu warnen. Allerdings nicht vor allen Gefahren, denn Phineus vermutete, daß die Götter genau dies nicht wünschten. Die Argonauten hatten Mitleid und bereiteten für sich und den stinkenden König ein üppiges Mahl. Sowie der König essen wollte, stürzten sich prompt und aus heiter hellem Himmel die fliegenden Wesen - Harpyien genannt - auf die Nahrung. Doch diesmal war alles anders. Zwei der Argonauten beherrschten nämlich ebenfalls die Fähigkeit des Fliegens und verfolgten die fliehenden Harpyien in der Luft. Die fliegenden Argonauten kehrten alsbald zurück und berichteten, der geplagte König habe jetzt Ruhe vor diesen vogelgleichen Wesen. Sie seien ihnen mit hoher Geschwindigkeit hinterhergejagt und hätten sie auch ohne weiteres töten können, aber die Göttin Iris habe ihnen befohlen, das Leben dieser Kreaturen zu schonen, weil sie als »Hunde von Zeus« tätig seien.

Lauter märchenhafte Dinge, ist man versucht zu sagen. jemand taucht in einer Weise aus dem Meer auf, daß die Wasser wirbeln, zwei Argonauten erheben sich mit rasanter Geschwindigkeit in die Luft, und Göttervater Zeus besitzt so etwas wie fliegende Hunde. Doch dies ist erst der harmlose Beginn einer verwirrenden Science-fiction-Geschichte aus dem Altertum. Es wird noch weit konfuser!



Der Tempel »Gigantja« auf der kleinen Mittelmeerinsel Gozo stammt aus unbekannter Zeit.

Wer bewegte diesen Stein von sieben mal drei Metern? Riesen? (Tempel »Gigantja« auf Gozo.)

Der ehemals stinkende König, der jetzt wieder ganz manierlich roch und endlich wieder in Ruhe tafeln durfte, hielt sein Versprechen und wies die Argonauten auf einige künftige Gefahren hin. Er beschrieb ihnen die vor ihnen liegende Strecke bis nach Kolchis und warnte sie insbesondere vor zwei riesigen Felswänden, die sich wie Tore öffneten und schlossen und jedes Fahrzeug zermalzten, das nicht im richtigen Augenblick die richtige Passage erwischte. Die Argonauten sollten eine Taube mitnehmen und sie vor ihnen durch die Felswände fliegen lassen.

Dazu Apollonius:

»...Itzo steuerten sie in des Bosporus schäumenden Sunde. Hoch aufschwang die Woge, wie Hügel. Sie drohte, in die Pinasse zu fallen, sie stieg oft über die Wolken. Niemand dachte, daß sie dem Todesurteil entflöhen, da es über dem Schiff so drohend, so nah in der Wolke, schwebt. Wie furchtbar die Woge, so wird sie zahm, wenn am Steuerruder ein kluger, erfahrener Pilot sitzt...,<

Ich habe das Wörtchen »Pilot« nicht eingefügt. Es stammt aus der Apollonius-Übersetzung des Jahres 1779. In allen Einzelheiten beschrieb der König den Argonauten die künftige Route. Offensichtlich kannte er jede Bucht und jeden Berg, doch auch die Namen der zu passierenden Länder und ihrer Herrscher. Kurioserweise verweist der König gleich zweimal auf die Gefahren durch die Amazonen:

»... Weiter liegt des Doans Gefild, und der Amazonen Städte... Dann bedenket euch nicht an ein menschenleeres Gestade anzufahren, wo ihr die unverschämtesten Vögel, die in Heeren das Eiland umgeben, mit Mühe vertreiben müßt. Hier haben die Herrscherinnen der Amazonen... dem Gott einen Tempel erbaut...,<

Sogar über das Goldene Vlies weiß der alternde Herrscher Bescheid:

»... wenn ihr durch die Mündung hinanwärts treibet, nicht lang, so habt ihr Aetes' Turm im Gesichte, und den schattigen Hain des Mars, in welchem das Vlies ist... Es hat einen Lindwurm zu seinem Schutz, ein fürchterlich Wunder. Weder des Tags noch Nachts bezwingt ihn die Notdurft zu Schlafen, niemals schließt er die Augen, die unaufhörlich sich umsehen... «

Dieser Lindwurm oder Drache erinnert an eine Art von Roboter mit diversen Sensoren. Welches Tier muß schon keine Notdurft verrichten, schläft nie und sieht alles ringsum? Ähnliche Wesen werden auch in anderen antiken Texten beschrieben, etwa im »Gilgamesch-Epos«, das im Hügel von Kujundschiq, dem einstigen Ninive, ausgegraben wurde. (Die gefundenen Tontafeln gehörten zur Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal.) Dort ist nachzulesen, wie Gilgamesch und sein Freund Enkidu den Götterberg, auf dem der weiße Turm der Göttin Irnini erstrahlt, besteigen. Kurz vor dem Ziel tritt ihnen das furchteinflößende Wesen Chumbaba entgegen. Chumbaba hatte Pranken wie ein Löwe, sein Leib war mit ehernen Schuppen bedeckt, die Füße waren mit Krallen bewehrt, auf dem Kopf leuchteten Hörner, und der Schwanz endete in einem Schlangenkopf. Es muß ein wahrhaft schreckliches Monstrum gewesen sein. Die beiden Kampfgefährten schossen Pfeile auf das Ungeheuer und warfen das Wurfholz, doch alle Geschosse prallten ab. Vom Götterberg her leuchteten Blitze auf, »ein Feuer flammte empor, es regnete Tod. Die Helle verschwand, es erlosch das Feuer. Was vom Blitz erschlagen war, wurde zu Asche.«²¹

Wenig später stirbt Enkidu an einer unheilbaren Krankheit. Besorgt fragt Gilgamesch: »Hat vielleicht der giftige Hauch des Himmelsstiers dich getroffen?« Welches »Himmelsstiers«? Immerhin verursachte sein Hauch den Tod von Enkidu. Im späteren Verlauf der Erzählung

»redet eine Tür wie ein Mensch«. Das kann auch der durch die Göttin Athene zur Verfügung gestellte sprechende Balken in der »Argo«. Und dann ist da noch der »Park der Götter«, der von zwei gräßlichen Mischwesen bewacht wird. Es sind gigantische »Skorpionmenschen«. Nur ihre Brust ragt aus der Erde, der Rest des Körpers ist fest im Boden verankert. »Schaurig, schrecklich sehen sie aus, und Tod verkündet ihr Anblick. Ihr gräßliches Augenblitzen läßt Berge niederrollen zu Tal.«²⁸

Immerhin besitzen die Skorpionmenschen im »Gilgamesch-Epos« Vernunft. Diese Art von Wächtern verfügte wohl über ein intelligenteres Programm als die Drachen und Lindwürmer. Gilgamesch kann sich mit ihnen unterhalten, und sie warnen ihn vor den kommenden Gefahren zu Land und zur See. Ganz ähnlich, wie es der König Phineus mit den Argonauten tat.

Dieser empfiehlt den Argonauten, unbedingt dem Euphemos mit an Bord zu nehmen. Er war derjenige, der die Taube zwischen den Felswänden befahlte, doch auch sehr schnell über das Wasser spurten konnte, ohne sich die Füße zu benetzen.

40 Tage lang ließen es sich die Argonauten im Reich des Phineus gutgehen. (Im »Gilgamesch-Epos« sind es »vierzig Stunden«, bis der »Zedernberg« erreicht ist.) Eine Gruppe der Argonauten schlief an Bord der »Argo«, die anderen im Königspalast. Sie ergänzten ihre Schiffsvorräte und errichteten einen Altar zu Ehren von Zeus. Am 41. Tag bog die »Argo« in einen windungsreichen Fluß oder Kanal ein. Bald erblickten die Argonauten die »schwimmenden Inseln« mit ihren lebensgefährlichen Felswänden. Jetzt trat Euphemos in Aktion:¹⁴

»... sie steuerten langsam und mit großer Besorgnis. Die Ohren betäubte weither schon das Gekrach der oben zusammenfallenden Klippen. Und laut brüllten zurück die wogenschlagenden Gestade. Nun erhob sich Euphemus nach dem Giebel des Schiffes, die Taube hielt er in seiner Hand... Ihnen war dennoch bang. Jetzt ließ Euphemus die Taube fliegen, sie hoben den Kopf empor, sie fliegen zu sehen. Aber die Klippen stießen von beiden Seiten zusammen, beide mit schmetterndem Schall. Vom Wasser spritzt ein Gestöber wolkenähnlich hinauf. Ihm brüllt der Pontus entgegen, und um und um brauset die Luft... rückwärts führte der Strom das Schiff. Die spitzigen Klippen schnitten der Taube die äußersten Federn ab, sie selber aber kam ohne Schaden hindurch. Laut jauchzten die Schiffer... jetzt rissen die Klippen von neuem weit auseinander,... da eine Woge sich unversehens auftürmte... Da sie sie sahen, so beugten den Kopf sie und fürchteten, sie würde in die Pinasse fallen. Aber Tiphys erleichterte sie durch die schleunige Wendung. Und so zersprang die Woge an dem Schild der guten Pinasse. Aber sie hub das Schiff hinauf bis über die Klippen, und da schwebt es hoch in der Luft erhaben... Jetzt hing das Schiff wie ein hängender Balke, aber nun stützte Minerva die linke Hand an die Klippe, und mit der Rechten gab sie einen Stoß an den Rücken. Wie ein gefiederter Pfeil, gleich schnell entflog es den Klippen... So war es verhängt, das sollte geschehen...“

Tiphys, der Steuermann der »Argo«, beruhigte seine aufgewühlten Gefährten. Zwar seien sie nun der schrecklichen Gefahr der aufeinanderprallenden Felswände entronnen, doch dieses Wunder sei nur durch die Hilfe der Götter ermöglicht worden. Zum einen habe die Göttin Athene (Minerva) eingegriffen, und zum andern habe sie den Schiffbau beratend begleitet und die »Argo« »fest mit Klammern zusammengefügt und unsinkbar gemacht«.

Offensichtlich waren die Abenteuer ohne göttlichen Beistand nicht zu bewältigen. Die Olympischen zeigten sich auch sporadisch. So erblickten die Argonauten kurz nach ihrem Erlebnis mit den zusammenkrachenden Felswänden den Gott Apollon, wie er von Lykien

herkommend über die »Argo« flog. Dies geschah direkt auf der Route zum Land der Hyperboreer. Und das lag jenseits der Nordwinde. Apollon besuchte »Völker von anderem Geschlechte«, die Insel erbebte unter dem Lärm seiner fliegenden Barke, und dies wiederum erschütterte das Innenleben der Argonauten derart, daß sie ihm auf der Stelle einen Altar erbauten. Kurz darauf erkrankte Tiphys, der erfahrene Steuermann der »Argo«, und verstarb. Seine Gefährten errichteten ihm zum Gedenken eine Grabpyramide. Erstaunlich eigentlich, denn die Pyramide als Grabform soll erst im Ägypten der Pharaonen entstanden sein. Nun taucht sie in der »Argonautica« auf.

Die nächsten Tage umschifften die Argonauten »die häufigen Buchten an dem Kap der Amazonen«. Beschrieben wird ein gewaltiger Strom, dem kein anderer auf der Erde gleiche, denn 100 andere Flüsse würden sich in ihn ergießen. Vom Ursprung dieses Stromes zeuge allerdings nur eine einzige Quelle, die von den »Amazonischen Bergen« herniederfalle. Der Strom winde sich durch viele Provinzen, fließe vorwärts und zurück und (Apollonius): »... man weiß mit Gewißheit nicht, wie viele von seinen Armen im Lande sich verkriechen... Wäre die Schar der Edlen am Ufer länger geblieben, hätten sie mit den Weibern sich schlagen müssen, es hätte Blut gekostet, denn die Amazonen sind rasch, und das Recht hat bei ihnen wenig Ansehen. Krieg ist ihr liebstes Geschäft, und es freut sie, Gewalt zu gebrauchen. Sie stammen von Mars und Harmonia her... «

Die Schiffsmannschaft war aber nicht darauf erpicht, sich mit den streitbaren Weibern auf einen Kampf einzulassen, obwohl die Amazonen bereits in voller Bewaffnung an die Küste liefen, als sie die »Argo« erblickten. Schließlich hatten die Argonauten die Worte des alten Königs Phineus nicht vergessen, der sie vor den Amazonen gewarnt hatte. Auch von einem »Unheil am Himmel« hatte der Alte gesprochen, und dieses Unheil überkam die Crew wenige Tage, nachdem sie die Buchten der Amazonen verlassen hatte.

Bei der Landung an einem einsamen Strand wurde die »Argo« plötzlich von Vögeln angegriffen. Es kann kein gewöhnliches Federvieh gewesen sein, denn die Vögel schossen tödliche, spitze Pfeile auf die Argonauten. Diese wehrten sich, indem sie ihre Schilde über die Köpfe hoben und das ganze Deck der »Argo« in einen einzigen Schutzschild verwandelten. Ein anderer Teil der Mannschaft begann einen fürchterlichen Lärm zu vollführen, der die angreifenden Vögel irritierte und in die Flucht schlug. Clever, diese Burschen!

Nach dem Kampf gegen diese Pfeile schießenden Vögel gingen die Argonauten an Land. Das ganze Gebiet war ausgetrocknet, und eigentlich gab es keinen Grund, hier zu verweilen. Doch plötzlich torkelten vier spliternackte, ausgemergelte Gestalten heran. Sie litten unter Hunger und Durst und brachten es gerade noch fertig, Jason um Hilfe zu bitten. Die vier erklärten, sie seien Brüder und Schiffbrüchige, tagelang hätten sie sich an Holzbalken geklammert, bis sie letzte Nacht auf diese Insel gespült worden seien. Während des Gesprächs wurde den Argonauten klar, daß sie es mit den vier Söhnen des Phrixos zu tun hatten. Phrixos war derjenige, der seinerzeit mit seiner Schwester auf dem Goldenen Vlies nach Kolchis geflogen war. Eine hervorragende Verstärkung der Argonautencrew also, denn die vier wußten Bescheid über den Hain, in dem das Goldene Vlies festgenagelt war. Zudem kannten sie die Fahrtstrecke und die Buchten, die in die Nähe des Objekts der Begierde führten. Einer der vier Söhne des Phrixos hieß Argos, und der lotste die »Argo« in einer stillen Nacht an die Küste des Landes Kolchis und von dort in die Mündung des Flusses Phasis. An dessen Ufern lagen auch die Stadt Aia mit dem Königspalast und etwas außerhalb - der Hain mit dem begehrten Goldenen Vlies.

Wie sollte man vorgehen? Einfach drauflos schlagen? Jason meinte, man könnte es doch zuerst im Guten versuchen und mit dem tyrannischen König Aietes, der das Land Kolchis

beherrschte, reden. Den Argonauten war bekannt, daß König Aietes ein wortbrüchiger Gewaltherrscher war, doch andererseits hatten sie seinen Enkeln, den vier Söhnen des Phrixos, das Leben gerettet. Die Argonauten erbauten einen Altar und baten die Götter um Rat. Und die halfen gleich zweifach.

Einige der Götter - die Namen sind verwirrend, und man kann sie getrost weglassen - baten den jungen Liebesgott Eros, er möge es so einrichten, daß die Tochter des Tyrannen, die hübsche Medeia, sich unsterblich in Jason verliebe. Diese Verliebtheit würde sie dazu verleiten, den Argonauten auch gegen den Willen ihres bösen Vaters zu helfen. Außerdem gesellte sich noch die Göttin Hera zu dieser »göttlichen Verschwörung« und legte eine Art Nebel um die Männer, die den Königspalast aufsuchen sollten. Dieser Nebel machte die Helden unsichtbar, und plötzlich standen sie, unbemerkt von Soldaten und Wachmannschaft, direkt vor dem Königspalast. Selbstverständlich sorgten die Götter dafür, daß die Königstochter Medeia zuerst den Jason erblickte. Im selben Augenblick schoß Eros seinen Pfeil ins Herz des Mädchens, und das konnte sich nicht mehr von Jasons Anblick losreißen.

Was sollte König Aietes schon anderes tun, als seine ungebetenen Gäste willkommen zu heißen? Schließlich brachten sie seine verloren geglaubten Enkel zurück, und die eigene Tochter bat um ein gemeinsames Mahl. Dabei versuchte es Jason mit Diplomatie: Letztlich seien sie über die Göttergeschlechter alle miteinander verwandt, und im übrigen erbitte er das Goldene Vlies.

König Aietes glaubte wohl, sich verhöhnt zu haben. Nicht im Traume dachte er daran, das Goldene Vlies herauszurücken. Da kam so ein junger, hergelaufener Spund und verlangte tatsächlich den größten Schatz seines Reiches. Aietes lachte rauh auf und meinte doppelzüngig, Jason dürfe das Goldene Vlies mitnehmen, wenn er drei Proben bestehe:

Draußen beim Hain, wo das Goldene Vlies festgenagelt sei, lägen auch Grotten mit feuerspeienden Stieren, sagte König Aietes listig. Jason müsse diese Stiere vor einen Pflug spannen und das Feld mit ihnen pflügen. Anschließend solle er Drachenzähne in die gezogenen Ackerfurchen werfen. Diese Drachenzähne würden sich sehr schnell in schreckliche Gestalten verwandeln, die allesamt zu bekämpfen seien. Ach ja, und mit dem feuerspeienden Drachen, der niemals schlief, müsse er auch noch fertig werden.

Der verschlagene Herrscher wußte sehr wohl, daß niemand diesen Bedingungen gewachsen war. Keine Sekunde glaubte er, das Goldene Vlies zu verlieren. Aber er hatte nicht mit der »göttlichen Verschwörung« gerechnet, die längst im Gange war. Nach dem Abendschmaus kehrten Jason und seine Freunde bedrückt auf die »Argo« zurück. Auch sie dachten, vor einer unlösbaren Aufgabe zu stehen. Verbittert klagte Jason vor seinen Kampfgefährten, was der gräßliche König von ihm verlange:

»... er sagte, in dem Marsfeld ernähre er zwei unbändige Stiere. Ehern sind ihre Füße, sie atmen Flammen. Mit diesen müßte ich im Marsfeld vier Huben Landes zerspalten. Nach dem wollt' er aus eines Drachen Maul mir den Samen geben. Aus diesen würden Geharnischte wachsen, ich müßte noch den Tag sie erschlagen... «

Doch die neue Geliebte von Jason, die Königstochter Medeia, wußte Rat. Sie besaß eine ganz kuriose Salbe mit außerordentlichen Wirkungen. Das Wundermittel stammte aus einer Heilpflanze, die aus dem Blut des Titanen Prometheus gewachsen war. Jason solle seinen ganzen Körper, doch auch seine Waffen, damit einreiben, erklärte Medeia. Die Salbe werde einen hitzeabweisenden Schild um ihn legen, und die feuerspeienden Stiere könnten ihn nicht

verbrennen. Zudem würden seine Waffen durch die Salbe eine unbesiegbare Härte erhalten, und Jason selbst würden übernatürliche Kräfte verliehen.

Jason gönnte sich eine ruhige Nacht, dann wusch er sich gründlich, opferte den Göttern, schmierte sich und seine Waffen mit der Wundersalbe ein und zog darüber seine Kleider an. Und bald begann der eigenartigste Kampf, der in der alten Weltliteratur beschrieben ist:

»... Plötzlich, aus der geheimen Gruft, dem verriegelten Stalle, um und um war die Luft umwölkt vom rußigen Rauche, schossen sie beide [die Stiere, EvD] hervor, sie hauchten Glut aus der Nase. Schrecken ergriff die Helden, da sie das sahen. Doch Jason stand, die Füße gestemmt, und erwartete standhaft den Anfall. Vor sich hielt er den Schild gewandt, sie brüllten und stießen ihn mit den starken Hörnern zugleich, doch mochten sie beide ihn nicht um einen Zollbreit von seinem Standpunkt zu bewegen. Wie wenn der Blasebalg in dem offenen Kamine der Schmiede bald die verzehrende Glut in Flammen setzt... ein entsetzlich Gebraus entsteht, wenn das Feuer auf dem Herde wallt. So bliesen sie jetzt aus dem Munde Flammen und brüllten zugleich. Die Glut umfaßte den Helden wie ein Blitzstrahl, ihn schützte die Salbe des Fräuleins. Und jetzt faßt er den nächsten Stier bei der Spitze des Horns an, zog ihn mit starker Gewalt, bis er ihn zu dem ehernen Joche brachte. Dann schlägt er dem ehernen Fuß den eigenen Fuß vor, und so wirft er ihn nieder... «

Wie von König Aietes verlangt, pflügte Jason das Feld mit den widerspenstigen, feuerspeienden Tieren, dann warf er die Drachenzähne in die Ackerfurchen und gönnte sich erst einmal eine Verschnaufpause. Bald aber sprossen überall auf dem Aresfeld fürchterliche Gestalten aus der Erde. Sie waren mit metallenen Spießen und glänzenden Helmen bewaffnet, und der Boden, aus dem sie hervorwuchsen, strahlte gleißend hell und erleuchtete die Nacht.

Jason nahm einen mächtigen Steinbrocken, so groß, daß ihn selbst vier Männer nicht hätten hochwuchten können, und warf ihn mitten in die heranwachsende Brut der Monster. Die waren verwirrt und wußten nicht mehr, woher der Angriff kam. Dies verschaffte Jason die Gelegenheit, unter ihnen zu wüten:

»... Aus der Scheide das Schwert erschlug und stieß, was ihm vorkam. Viele, die in der Luft bis zum Nebel erst standen, und andere, die erst mit der Schulter hervorragten. Wieder andere, die erst auf die Füße zu stehen kamen, und endlich die Menge, die zu früh in das Schlachtfeld lief. Sie stritten und fielen... Also mähet Jason... das Blut rann in den Furchen wie Bäche von Brunnenwasser... Einige fielen aufs Antlitz und faßten den Klob mit dem Munde, andere auf den Rücken und andere auf die Hüften und Arme. Dickbeleibt, dem Walfisch ähnlich...“

Jason räumte gründlich auf. Aber das Schlimmste stand ihm noch bevor: der Drache, der niemals schlief und das Goldene Vlies bewachte. Gemeinsam mit seiner Geliebten, die ihm die Zaubersalbe geschenkt hatte, begab sich Jason zum Hain, in dem das Goldene Vlies an einer Buche befestigt war:

»... so sahen sie sich fleißig um nach der schattigen Buche, und dem Vlies darauf... Das glänzte wie die Wolke, die von dem flammenden Strahle der Sonne, wenn sie aufgeht, sich rötet. Allein der Lindwurm am Baume streckte den langen Hals, der Nimmerschlummernde. Er piffte abscheulich. Die Hügel und der tiefe Hain erklangen... also wallten um den flammenden Wald Wolken von Rauchs, Welle nach Welle, nicht dunkel. Die eine über der andern, schlängeln sich von der Erde empor in den höheren Luftkreis. Wie das Ungeheuer die Längen des knotigen Schweifes knüpft, der bedeckt ist mit harten Schuppen... «

jason sah keine Chance gegen dieses Monster, das »niemals schläft und auch niemals stirbt«. Da half ihm einmal mehr seine Geliebte. Sie beschmierte einen Holunderzweig mit ihrer magischen Salbe und fuchtelte damit vor den glühenden Augen des Drachens herum. Gleichzeitig sprach sie Zauberformeln, und das Ungeheuer wurde zusehends träger und schlaffer, bis es schließlich sein Haupt auf die Erde legte. jason kletterte auf die Buche und löste das Goldene Vlies aus seinen Verankerungen. Das seltsame Objekt glänzte in rötlichem Schimmer und war zu groß, als daß jason es auf seinen Schultern tragen konnte. Auch der Boden unter dem Goldenen Vlies leuchtete während des gesamten Fluchtweges, den jason vom Hain bis zur »Argo« zurücklegte.

An Bord wollten alle das Goldene Vlies betasten, doch jason verbot dies und bedeckte das leuchtende Ding mit einer großen Decke. Es blieb keine Zeit für Feste und Feiern. jason und mit ihm die Königstochter befürchteten zu Recht, daß König Aietes alles daransetzen würde, den einzigartigen Schatz wieder in die Hände zu bekommen. Sofort lösten die Argonauten die Tauen und fuhren, so schnell es ihnen möglich war, den Fluß hinunter und hinaus aufs offene Meer. Die Jagd ging weiter.

König Aietes, der nicht daran dachte, sein Wort zu halten, befahl eine mächtige Flotte. Die teilte er auf, um jason und die Argonauten in die Zange zu nehmen. Aietes' Schiffe erreichten ein Land mit Eingeborenen, die noch nie solche Gefährten gesehen hatten und die deshalb glaubten, es seien Seeungeheuer. (Für Insider: Eine ähnliche Geschichte wird im äthiopischen »Buch der Könige«, dem »Kebra Negest«, beschrieben. Dort entwendet Balaam seinem Vater Salomon den größten Schatz der damaligen Welt: die Bundeslade. Salomon schickt seine Krieger, um dem Sohn die Beute wieder wegzunehmen. Die Jagd geht - zum Teil mit fliegenden Fahrzeugen - von Jerusalem bis in die [heutige] Stadt Axum in Äthiopien.)

Nach einigen kleineren Abenteuern, die in den verschiedenen Fassungen der »Argonautica« unterschiedlich beschrieben werden, erreichte die »Argo« die »Bernsteininseln«. Das sprechende Holz im Bug des Schiffes warnte vor der Rache von Zeus (»... Indem begann mit vernehmlicher Stimme der Kiel des Schiffes zu schwatzen... «). Der Göttervater war wütend, denn jason hatte inzwischen den Bruder seiner Geliebten getötet. Dies war nicht etwa aus Eifersucht geschehen, sondern weil Medea eine Intrige gesponnen hatte. Im späteren Verlauf der Geschichte wurde jason von diesem Mord gereinigt, und Göttervater Zeus war wieder zufrieden. Auf verschiedenen Inseln und in mehreren Ländern errichteten die Argonauten Altäre und Denkmale. Irgendwann lief die »Argo« »... in des Eridans Strome weit hinauf... «. Verblüfft erfährt man:

»... Hier war von dem Sonnenwagen herunter Phaethon halb versengt von Jovis' flammendem Blitzstrahl in den tiefsten See gefallen, der jetzt noch von Schwefel stinkt... kein Vogel fliegt mit ausgebreiteten Fittichen über die Pfütze... «

Hier handelt es sich um einen wirklich seltsamen Hinweis. Die Geschichte von Phaethon und seinem Sonnenwagen ist uralt und zeitlich nicht fixierbar. Der römische Dichter Ovid berichtete in seinen »Metamorphosen« ausführlich darüber", nur lebte Ovid von 43 vor Christus bis um 17 nach Christus, da war die »Argonautica« seit Jahrhunderten bekannt. Der Sage nach soll Phaethon ein Sohn des Sonnengottes Helios gewesen sein. Eines Tages besuchte Phaethon seinen Vater am Firmament und bat ihn um die Erfüllung eines Wunsches, weil die Erdbewohner ihm nicht glaubten, daß er der Abkömmling des Sonnengotts sei. Er verlangte, den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Der Vater war entsetzt und warnte seinen

Sprößling inständig, auf diesen Wunsch zu verzichten. Es seien ganz besondere Kenntnisse zur Lenkung des Sonnenwagens nötig, und über die verfüge Phaethon noch nicht. Wie bei jedem Generationenkonflikt wollte der Junior von diesen Warnungen nichts wissen. Der Vater andererseits hatte versprochen, seinem Sohn) den Wunsch zu erfüllen. Also wurden feurige Pferde vor den Wagen gespannt.

Jetzt raste der Sonnenwagen hinaus ins Firmament, aber die Pferde merkten bald, daß der Wagenlenker das Gefährt nicht beherrschte. Sie brachen aus der gewohnten Ordnung, stiegen hoch in den Himmel und kurvten in atemberaubendem Tempo wieder nahe zur Erde hinab. Die Länder lagen unter Phaethon, der das göttliche Vehikel nicht mehr unter Kontrolle brachte. Mal raste das Gefährt Richtung Fixsternhimmel, dann wieder in fremde Luftgebiete. Schließlich geriet der Sonnenwagen immer näher an den Erdkreis. Die Wolken begannen zu dampfen, und ganze Wälder und Landstriche fingen Feuer. Doch auch die Luft im himmlischen Fahrzeug wurde zusehends heißer, Phaethon vermochte kaum mehr zu atmen. Als die Glut seine Haare und seine Haut ergriff, blieb ihm nichts anderes übrig, als aus dem Wagen zu springen. Sein Körper soll in den Fluß Eridanos gestürzt sein. Dort weinten seine Schwestern, die Helladen, so lange um Phaethon, bis ihre Tränen zu Bernstein wurden, den man am Ufer des Flusses findet. Der Himmelswagen selbst krachte funkenspeiend in einen Teich.

Heute wird die Sage um Phaethon als doppeltes Gleichnis gesehen. Da ist einerseits die Sonne, die ganze Landstriche mit ihrer Glut zu versengen vermag, andererseits der Jüngling, der meint, was sein Vater beherrsche, könne er schon lange. Ich habe meine Zweifel, ob die Phaethon-Geschichte von den ursprünglichen Erzählern nur als Gleichnis erdacht wurde. Zu viele Elemente sind von ihrem Ablauf her sehr logisch und zeigen Parallelen zur heutigen Raumfahrtstechnologie. Doch dies gilt genauso für andere Teile der »Argonautica«.

Es ist ja schließlich nicht selbstverständlich, wenn in einem Jahrtausendealten Bericht Amphibienfahrzeuge aufkreuzen. Apollonius berichtet darüber:

»... Aus dem Meere hervor von ungewöhnlicher Größe, sprang ein Pferd an das Land. Die Mähne golden, das Haupt hoch, schüttelt es stracks den salzigen Schaum von den Gliedern. Lief dann davon mit Füßen von der Schnelligkeit der Winde... «

Erstaunlich! Der Amphibiengaul soll eines von Poseidons Pferden gewesen sein. Poseidon war der Gott des Meeres, aber auch derjenige von Atlantis. Doch diese Geschichte kommt später dran. Was war geschehen? Ist der Vorgang mit Poseidons Pferd etwas Einzigartiges, das nur den Argonauten widerfuhr? Mitnichten.

In der Bibel, im Buch des Propheten Jonas (zweites Kapitel), ist die Episode nachzulesen, wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauch eines Fisches überlebte. Theologen meinen dazu, dies sei nur prophetisch zu verstehen, denn damit würden die Todestage von Jesus vor seiner Auferstehung symbolisiert. Eine absurde Vorstellung! Im III. Band der »Sagen der Juden von der Vorzeit« erfährt man mehr." Dort wird beschrieben, Jonas sei in den Rachen des Fisches getreten »wie ein Mensch, der einen Raum tritt«. Es muß ein seltsamer Fisch gewesen sein, denn seine Augen waren »wie Fenster und leuchteten auch nach innen«. Selbstverständlich konnte Jonas mit dem Fisch sprechen, und durch die Fischaugen - Bullaugen! - erkannte er im »Licht, gesendet wie die Sonne am Mittag« alles, was sich in den Tiefen des Ozeans und auf dem Meeresgrund abspielte.

Das vorgeschichtliche U-Boot von Jonas findet eine Parallele in der babylonischen »Oannes-Überlieferung«. Um 350 vor Christus verfaßte ein babylonischer Priester drei Werke. Der heilige Mann hieß Berossos und diente seinem Gott Marduk (auch Bel oder Baal genannt). Der erste Band seines Werkes, die »Babyloniaka«, befaßte sich mit der Erschaffung der Welt und dem gestirnten Himmel, der zweite Band mit dem Königtum, und der dritte war eine regelrechte geschichtliche Abhandlung. Berossos' Bücher sind nur noch in Fragmenten erhalten, doch andere alte Historiker zitierten daraus, zum Beispiel die Römer Seneca und Flavius Josephus, ein Zeitgenosse von Jesus. Und im ersten nachchristlichen Jahrhundert schrieb Alexander Polyhistor von Milet über den Babylonier. So haben wenigstens noch Bruchstücke vom Werk des Berossos die Jahrtausende überstanden.

Dieser babylonische Priester beschrieb auch ein kurioses Wesen, das aus dem Meer kam und »Oannes« geheißen habe. Es sei aus dem Erythräischen Meer, das an Babylonien grenzte, aufgetaucht. Die Kreatur sei in Gestalt eines Fisches erschienen, habe aber einen menschlichen Kopf gehabt, menschliche Füße, einen Schwanz und habe gesprochen wie ein Mensch. Über den Tag habe sich dieser »Oannes« mit den Menschen unterhalten, ohne Speisen zu sich zu nehmen. Er habe die Irdischen unterwiesen in der Kenntnis der Schriftzeichen und Wissenschaften, doch habe er ihnen auch gezeigt, wie man Städte baue und Tempel errichte, wie man Gesetze einführe und das Land vermesse, und überhaupt alles, was die Menschen für ihre Bedürfnisse benötigten. Seit jener Zeit hätten die Menschen nichts mehr erfunden, was über »Oannes«' Lehre hinausging. Vor dem Abschied habe »Oannes« den Menschen noch ein Buch mit seinen Unterweisungen übergeben.

Nicht schlecht, dieser Lehrmeister aus dem Wasser. Ein gewöhnlicher Fisch, auch wenn es ein großes Tier wäre, schreibt schließlich keine Bücher und unterrichtet die Menschen zudem nicht in verschiedenen Wissenschaften. Sicher kann man die »Oannes«-Legende ebenfalls als Märchen abtun, wie dies mit jeder unglaublichen Geschichte der Fall ist, nur ist »Oannes« auch Bestandteil der Überlieferung von anderen alten Völkern. Bei den Parsen heißt der Lehrmeister aus dem Wasser »Yma«³¹, bei den Phöniziern »Taut«, und selbst zu Zeiten des chinesischen Kaisers Fuk-Hi tauchte ein Ungeheuer mit Pferdekörper und Drachenkopf aus der Tiefe des Meeres auf. Es muß wohl eine seltsame Kreatur gewesen sein, denn auf ihrem Körper prangten Schriftzeichen.³²

Auch das Amphibienpferd in der »Argonautica« entpuppte sich als sprechendes Wesen. Mitsamt der »Argo« waren die Helden nämlich in einen See geraten, der keinen Abfluß zum Meer hatte. Tapfer bugsierte die Mannschaft das Schiff auf dem Land weiter - vermutlich mit Holzrollen. Schließlich opferte sie in ihrer Not einen Dreifuß, den Jason in Delphi erhalten haben soll, und prompt ließ sich das Amphibienwesen wieder blicken. Es soll Eurypylos geheißen haben und ein anderer Sohn des Poseidon gewesen sein. Eurypylos erschien zuerst in Gestalt eines schönen und freundlichen Jünglings, mit dem man sich ausgezeichnet unterhalten konnte. Er wünschte den Argonauten eine gute Weiterfahrt, wies ihnen die Richtung zum Meer und marschierte später mitsamt dem Dreifuß schnurstracks ins kühle Wasser. Dann ergriff er den Kiel der »Argo« und schob auch das Schiff in die Fluten:

»... Die Andacht ließ der Gott sich gefallen, stieg aus der Tiefe hinaus und erschien in der Bildung des Körpers, die ihm natürlich war. Wie ein Mann das schnellste Roß in die Rennbahn führt... also ergriff er am Kiel die Argo und führte sie sanft in das Meer... Aber ihm war der untere Leib gespalten, es waren zwei Fischschwänze, gesonderte. Er schlug mit den spitzigen Enden, die wie des Mondes Hörner gesichelt schienen, in die Fluten und führte die Argo so lange, bis daß sie ins offene Meer kamen. Dann tauchte er plötzlich in die Tiefen des Meeres. Die Helden erhoben ein lautes Gerufe, da sie das Wunder sahen... «

Das »Gerufe« der Argonauten war wohl verständlich. Wenn irdische Kräfte nicht helfen, müssen überirdische her. Weiter segelten und ruderten Jasons Freunde stetig Richtung Heimat an mehreren Ländern vorbei. Auf der Höhe von Kreta wollten sie ihre Wasservorräte ergänzen, doch dies verhinderte Talos, der Roboter, den ich in der Einleitung dieses Buches erwähnte. Talos war mit einem unverletzlichen, metallenen Körper ausgestattet. Er wird als »bronzener Gigant« 17 beschrieben oder als ein Wesen, das »am ganzen Leib mit Erz«⁴ überzogen war. Apollonius zufolge soll Talos dreimal im Jahr die Insel umkreist haben, doch alle anderen Autoren der Antike sprechen von »dreimal täglich«³³. Mit seinen magischen Augen peilte er jedes Schiff an, das sich Kreta näherte. Dann beschoß er es aus großer Distanz und anscheinend recht zielsicher mit Steinen. Er verfügte aber auch über die Fähigkeit, Hitze abstrahlen, Boote an sich heranzuziehen und verglühen zu lassen. Talos soll einst vom Gott Hephaistos erschaffen worden sein. Der wiederum war ein Sohn des Zeus. Die Römer verehrten ihn als Gott des Feuers und nannten ihn Vulcanus. Bei den Griechen war Hephaistos sowohl der Feuergott als auch der Beschützer der Schmiede.

Wie kam der Roboter Talos nach Kreta? Zeus persönlich soll ihn seiner ehemaligen Geliebten Europa geschenkt haben, die einst gemeinsam mit dem Göttervater auf der Insel Kreta lebte. Was aber hatte dieser dort verloren? Darüber ist alles Mythos und nichts richtig faßbar. Die Griechen nehmen an, Europa sei die Tochter des Königs von Tyros gewesen. Als Mädchen habe sie mit den Tieren gespielt, und da sei Zeus auf ihre liebliche Gestalt aufmerksam geworden. Zeus, der Alleskönner, verwandelte sich in einen jungen, sehr schönen Stier, und Europa habe sich zärtlich auf seinen Rücken gesetzt. Dieser Stier muß erneut eine Amphibienart gewesen sein, denn kaum hatte Europa Platz genommen, tauchte das Tier in die Flut und schwamm mit seiner schönen Last nach Kreta. Dort - so möchte ich doch annehmen - verwandelte er sich wieder in einen Mann und liebte die Europa. Doch Götter sind in der Liebe nicht beständig. Göttliche Geschäfte verlangten Zeus' Abwesenheit von Kreta, und er schenkte seiner Geliebten den Talos. Der sollte die Insel bewahren vor unerwünschtem Besuch.

Obschon unverletzlich, hatte Talos eine schwache Stelle. An seinem Knöchel lag eine Sehne, mit gerbiger Haut bedeckt, und darunter ein bronzener Nagel oder eine goldene Schraube. Fehlte dieser Verschuß, so quoll farbloses - bei anderen Schriftstellern der Antike auch eitriges oder weißes - Blut aus der Öffnung, und Talos verlor seine Bewegungsfähigkeit.

Jason und seine Argonauten versuchten, sich Kreta zu nähern, doch Talos ortete die »Argo« und nahm sie augenblicklich unter Beschuß. Wieder war es Medeia, inzwischen Jasons Gattin, die sagte, sie kenne einen Zauber, um Talos zu lähmen. Apollonius:

»... Da hätten sie gern nach Kreta gesegelt, aber Talos, der stählerne Mann, verwehrte den Edlen, daß sie das Schiff mit dem Tau an dem Pfahl befestigen konnten. Denn er warf nach ihnen mit Steinen. Talos war von dem eisernen Stamme der Irdischen übrig... ein Halbgott, ein Halbmensch. Jupiter gab ihm Europa, er sollte der Schutz sein der Insel. Dreimal im Jahr durchlief er Kreta mit Füßen von Eisen. Ehern und unverletzbar war sein Körper, doch hat er eine Ader von Blut am Ballen unter dem Knöchel, leicht mit der Haut bedeckt. Hier grenzt der Tod an sein Leben...,<

In rascher Fahrt wichen die Argonauten dem Bombardement aus und zogen sich weit aufs Meer zurück. Medeia begann nun, magische Sprüche aufzusagen und die Geister des Abgrunds zu beschwören, »... welche, durch Zauber heraufgerufen, die Luft durchtrennen... «. Dann verzauberte sie die Augen von Talos in einer Weise, daß Traumbilder vor ihn traten.

Irritiert prallte Talos mit der empfindlichen Stelle seines Knöchels an einen Felsen, und Blut wie flüssiges Blei quoll aus der Wunde:

»...Obgleich er ehern war, erlag er doch unter dem Zauber... so stößt er mit dem Knöchel an einen spitzigen Stein, ein Saft fließt gleich geschmolzenem Blei heraus. Er konnte nicht länger aufrecht stehen und kippte, wie auf dem Gipfel des Berges eine Fichte zufallen kommt... Also raffte er sich [nochmals, EvD] auf und stand auf die mächtigen Füße. Aber nicht lange, so fiel er mit großem Geklatsche zu Boden... «

Willenlos taumelte Talos hin und her, versuchte, sich wieder aufzurichten, verlor schließlich das Gleichgewicht und stürzte mit schauerlichem Getöse ins Meer.

Jetzt konnte die »Argo« an Kretas Gestade ankern, doch die Argonauten zog es nach Hause, schließlich hatten sie eine Trophäe an Bord: das Goldene Vlies. Nach kurzem Halt auf Kreta stachen sie wieder in See, und plötzlich wurde alles um sie herum stockfinster. Kein Stern war mehr auszumachen, es schien, als befänden sie sich in der Unterwelt. Die Luft war rabenschwarz, keinerlei Funke, auch keine Sichel des Mondes, war zu erkennen. Jason flehte zu Apollon, sie jetzt, kurz vor dem Ziel, nicht im Stich zu lassen. Er versprach, den Tempeln der Heimat viele Gaben zu entrichten. Da schoß Apollon vom Himmel hernieder und erleuchtete die gesamte Umgebung mit grellen Pfeilen. In ihrem Licht erblickten die Argonauten eine kleine Insel, vor der sie ankerten. Sie errichteten ein Heiligtum zu Ehren Apollons und nannten das Inselchen »Anaphe«.

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt.

Die »Argo« umsegelte mehrere griechische Inseln und erreichte ohne weitere Probleme den Hafen von Pagasai, von dem aus die Fahrt begonnen hatte. Jason und seine Mannschaft wurden als Helden gefeiert. Dann folgten nur noch Familienintrigen. Jason soll sich einer jungen Geliebten zugewandt haben, was seine Gattin Medea nicht duldete. Sie vergiftete ihre Kinder, verhexte Jasons Geliebte, und der Ärmste stürzte sich aus Verzweiflung in sein eigenes Schwert. Selbstmord durch Harakiri - kein schöner Abgang für einen göttlichen Heros.

Und was geschah mit dem Goldenen Vlies? Unter welcher Burg oder Festung liegt das Fell dieses fliegenden Widders begraben? Wer benutzte es? Trat das Goldene Vlies später wieder in Erscheinung? In welchem Museum läßt sich die griechische Variante des fliegenden Teppichs bestaunen? Immerhin fand die tollste Schiffsfahrt der Antike nur wegen des Goldenen Vlieses statt. Das Ding muß doch für den neuen Besitzer von ungeheurem Wert gewesen sein. Aber da ist nichts in der Literatur. Die Spur des Goldenen Vlieses verliert sich unauffindbar in der Endlosigkeit der Zeit.

Viele Autoren und brillante Geschichtsschreiber der Antike nahmen den Faden der Argonauten auf, dichteten hinzu oder ließen etwas weg. Und die Historiker und Exegeten der Gegenwart versuchten, die Fahrt der »Argo« nachzuvollziehen. Wohin war das Schiff gereist? Wo hatten sich die beschriebenen Abenteuer abgespielt? An welchen Küsten, auf welchen Inseln und welchen Bergen mußten eigentlich die vielen Denkmale und Altäre zu finden sein, welche die Argonauten errichteten? Apollonius liefert in seiner »Argonautica« oft recht präzise geographische Angaben, die mit vielen begleitenden Beschreibungen versehen sind. Ich muß dazu einige Beispiele zitieren, sonst ist kaum zu verstehen, was ich anschließend behandeln möchte. Meine Hervorhebungen in Normalschrift zeigen, wie detailliert und oft geradezu buchhalterisch Apollonius seine Geographie nimmt:

»... am Pytho, in Ortygiens Gefild... Sie liefen, begünstigt vom Winde, über das äußerste Horn hinweg das Kapes Tisae... hinter ihnen schwand das dunkle Land der Pelasgen .. .

Von da schifften sie an Meliboa vorüber, sie sahen an der klippigen Küste die Wellen ungestüm brechen. Sahen mit dem steigenden Tag Homola gebaut an dem Meere. Ließen sie liegen, auch liefen sie bald des Amyrus Wasser beider Mündung vorbei. Dann fällt Eurymenas Flachland ins Gesicht, und die tiefen Spalten des Olymps und des Ossa. Ferner Kanastra... In dem dämmernden Licht stieg vor dem Auge des Athos Gipfel hervor, der mit Schatten die Insel Lemnos bedeckt...

... bis sie wieder die Küste der Dolionen berührten... Hier begegnen dem Auge die Klippen der Makriaden, und vor der Stirn die thrasische Landschaft. Auch die luftige Mündung des Bosphors, die Hügel der Mysen, von der anderen Ecke der Strom des Aesaps und Nepeia ...

... zu der willkommenen Mündung des Flusses Kallichor. Hier war's, wo einst Bacchus die Orgien feierte, da von den indischen Völkern der Held nach Theben zurückging ...

... Sie kamen dann auf assyrischen Boden ...

... streute die frühen Strahlen des Lichts über des Kaukasus Schneegebirge ...

... Damals beherrschten die Deukaliden das Land der Pelasgen. Aber Ägypten, die Mutter des ältesten Menschengeschlechts, war schon berüchtigt ...

... sie segelten weiter und banden das Schiffstau in dem Lande der Hyller. Es liegen nicht wenige Inseln vor ihm, und zwischen denselben hindurch ist Gefahr für die Schiffe ...

...Iris schwang sich vom Olympus hernieder, pflügte mit ausgebreiteten Flügeln die Lüfte, sie ließ sich nieder an dem ägischen Meer ...

... hier ragte Skylla aus dem Wasser... dort brüllte Charybdis... «

Dies sind nur wahllos herausgefischte Beispiele, die belegen, daß Apollonius sehr genau wußte, in welchem Teil der Welt die Helden der »Argo« ihre Abenteuer erlebten. Nicht nur Flüsse, Inseln oder Landstriche wurden benannt, sondern auch Meere oder Gebirgszüge wie der Kaukasus. Müßte es bei dieser Fülle von geographischen Angaben nicht leicht sein, die Fahrt der »Argo« nachzuzeichnen?

Natürlich ist dies geschehen - mit reichlich unterschiedlichen Resultaten. Die beiden französischen Professoren Emile Delage und Francis Vian erstellten saubere Karten", 34, denen zufolge Jason und seine Crew vom Kaukasus am östlichen Ende des Schwarzen Meeres auf dem Fluß Istros (der heutigen Donau) über Nebenflüssen in die Adria gelangten. In der Poebene wimmelt es von großen und kleinen Flüssen. Irgendwie schafften es die Argonauten, auf diesen Wasserstraßen die Alpen zu umschiffen, den Rhein zu berühren und die Rhône zu erreichen. Etwa auf der Höhe des heutigen Marseille gelangten sie wieder ins Mittelmeer und durchfuhren die Meerenge von Messina - die vermeintliche Skylla und Charybdis. Schließlich wandten sie sich nach Osten in Richtung (der heutigen) Ionischen Inseln und nahmen dann Südkurs in die Große Syrte Libyens. Von dort fuhren sie über Kreta nach Hause. Und wo liegt der Platz, an dem Phaethons Himmelswagen abgestürzt ist? Nicht allzuweit von der

westlichen Schweizer Grenze entfernt, in den »Marais de Phaethon«, den »Sümpfen des Phaethon«. Vielleicht sollte ich mit einem modernen Metalldetektor mal hinfahren.

Noch präzisere Karten der Argonautenfahrt lieferten Reinhold und Stephanie Glei.^{35, 36} Ich habe angesichts dieser exakten Arbeit nur meine kleinen Probleme. Wie gelangt man vom Fluß Istros, der Donau, in die Adria und wie von dort über den Fluß Eridanos - in der Poebene zu den »Keltischen Seen« im heutigen Frankreich? Schließlich handelte es sich bei der »Argo« nicht gerade um ein Gummibötchen, sondern um den größten Kahn der damaligen Welt mit einer fünfzigköpfigen Besatzung. Nicht auszuschließen ist natürlich, daß einst Wasserläufe vorhanden waren, wo heute keine mehr sind. Dies würde dann die Frage des Alters der ursprünglichen »Argonautica« aufwerfen. In welchen geologischen Epochen existierten schiffbare Wasserstraßen, wo sich heute eine trockene Landschaft ausbreitet?

Ein Generalkonsul von Frankreich, Monsieur R. Roux, vergleicht die Irrfahrten des Odysseus, die der griechische Dichter Homer ausführlich geschildert hat, mit der »Argonautica«.³¹

»Man darf das exakte Unterscheidungsvermögen von Strabon nie vergessen: Die Odyssee meint den westlichen Ozean, die Argonauten den östlichen. Die Argonauten vertreten eine Welt.« (»Il ne faut jamais oublier la tres exacte discrimination de Strabon: l'Odyssee c'est le côté de l'Océan occidental; les Argonautes, c'est le côté de l'Océan oriental. Les Argonautes representent un monde.«)

Wieder ganz anders sieht es Christine Pellech.³⁸ In ihrer sehr gründlichen Arbeit vergleicht auch sie Odysseus' Irrfahrten mit der »Argonautica«, um dann zum Schluß zu gelangen, die »Odyssee« stelle »einen Teilbereich der Fahrt der Argonauten dar«. Und Odysseus habe in Wirklichkeit eine Weltumsegelung vorgenommen - Jahrtausende vor Kolumbus. Frau Pellech vertritt die Ansicht, die Ägypter hätten phönizische Quellen verwendet, »und erst dieses phönizisch-ägyptische Konglomerat wurde in der Gesamtheit von den Griechen übernommen«. Sowohl der Inhalt der »Argonautica« als auch derjenige der »Odyssee« stammten aus Ägypten, schreibt Frau Pellech und begründet dies damit, daß Apollonius von Rhodos in Alexandria aufgewachsen sei, die dortige Bibliothek besuchte und Ägypten erst nach einem Streit mit seinem Lehrer endgültig den Rücken kehrte.

Christine Pellechs Argumentationen lesen sich wie eine saubere und gut dokumentierte Recherche, und es gelingt ihr auch, zahlreiche Stationen der Schiffsroute mit Zielorten auf dem weiten Erdenrund zu identifizieren. Trotzdem bleiben viele Fragezeichen übrig. Alle schönen und mühsam erarbeiteten Passagen vieler Gelehrter wären dann Makulatur. Und die meisten geographischen Angaben von Apollonius können logischerweise nicht stimmen. Gibt es dafür eine Erklärungsmöglichkeit? Nehmen wir an, Apollonius habe den Kern der Argonautensage tatsächlich von Ägypten nach Griechenland gebracht. Nun wünschte er selbst, die Fahrt nachzuempfinden, und erst jetzt fügte er die geographischen Einzelheiten in seine Geschichte. Dann müßte Apollonius die damals weitläufige griechische Welt ausgezeichnet gekannt haben, und noch viele Flüsse, Küsten und Berge über Griechenland hinaus. Schwierigkeiten bleiben aber auch bei dieser Betrachtungsweise übrig. Wie erklärt man etwa Passagen von Apollonius wie die nachfolgende?⁴

»... Da sie saßen in ihren Bänken, entband von dem Pfahle Argus die Kette. Sie peitschten aus allen Kräften die Fluten; abends gehen sie ans Land in der Insel Atlantidn. Orpheus bat sie mit Eifer, sie sollten die Weih' in dem Eiland nicht verschmähen, die Geheimnisse nicht, die Rechte, die Sitten, die heiligen Werke. Sie würden dadurch der Liebe des Himmels in der

gefährlichen See sich versichern. Jedoch von dem Dinge mehr zu sagen, erkühne ich mich nicht... «

Vergessen wir nicht, daß Atlantis die Insel des Gottes Poseidon war, daß zwei von Poseidons Söhnen auf der »Argo« mitgereist sein sollen und daß die Amphibienfahrzeuge, die aus dem Meer auftauchten, Poseidons Werke waren. Doch woher weiß Apollonius etwas von Atlantis, sofern dieses mit dem Wort »Atlantidn« gemeint ist? Immerhin schreibt er von Weihen, die man dort nicht verschmähen solle, doch auch von Geheimnissen, Rechten und Sitten. Und - während er sonst jede geographische Kleinigkeit festhält - erkühnt er sich diesmal nicht, diese Dinge genauer zu erläutern. Hier stimmt etwas nicht. (Ich muß um etwas Geduld bitten, auf die Atlantis-Geschichte komme ich später zurück.)

Hat die Fahrt der »Argo« je stattgefunden? Soweit nicht ältere Quellen auftauchen als die bislang vorhandenen, werden wir es wohl nie erfahren. Dennoch bin ich, als alter Hase den Göttern seit 40 Jahren auf der Spur, davon überzeugt, daß viele Elemente der »Argonautica« nicht erfunden sein können. Phantasie ist etwas Schönes, und auch der Mensch vor Jahrtausenden phantasierte gerne. Doch die Phantasie kommt nie aus dem Nichts. Sie entzündet sich an ursprünglichen Ereignissen, an unverständlichen Begebenheiten, an rätselhaften Dingen, die der Verstand nicht einordnen kann. Wir Heutigen geben uns zwar Mühe, die Phantasie der Altvordern psychologisch zu verstehen, und tun dies mit den alten, abgedroschenen Schemen von Naturerscheinungen wie Blitz und Donner, Sterne, Stille und Endlosigkeit, Vulkanausbrüchen und Erdbeben. Doch wie die Geschichte der Exegese - der Auslegung - beweist, denkt jeder Gelehrte nur gerade im Rahmen seiner Gegenwart. Der sogenannte Zeitgeist nebelt uns alle ein und befiehlt, was gerade »vernünftig« oder »gewissenhaft« zu sein hat. Zum Thema »Argonautica« schleppte mein fleißiger Sekretär 92 Bücher aus der Universitätsbibliothek von Bern in mein Arbeitszimmer. Wie üblich ertrinkt man in Kommentaren, stets verfaßt von hochgelehrten Wissenschaftlern ihrer Zeit - aber keiner weiß, was stimmt. Und jeder argumentiert anders.

Bei mir bleibt zumindest das Grundgerippe stets das gleiche - veröffentlicht in 24 Titeln seit 1968. Alles, was ich versuche, sind neue Argumente für meine ursprüngliche Theorie ins Gespräch zu bringen. Dabei schließen sich die Lücken im Mosaik immer mehr, das Bild wird aussagekräftig. Wobei ich ohne weiteres zugebe, daß auch meine Theorie ihre Macken hat, daß sie angreifbar ist und daß sich so manches darin auch andersherum erklären läßt. Nur eben: Was stimmt am Ende? Sind die Analysen der Exegeten der vergangenen 100 Jahre korrekt? Ihre Schlußfolgerungen überzeugend? Sind sie - wie die wissenschaftliche Gemeinschaft ganz selbstverständlich annimmt - eine fundierte Erkenntnis? Oder ist das, was als wissenschaftlich gesichert betrachtet wird, lediglich aus dem jeweiligen Zeitverständnis heraus interpretiert worden?

Gerade dieses Argument läßt sich vortrefflich zerhacken. Was macht denn Erich von Däniken anders, als die Dinge aus seinem gegenwärtigen Zeitgeist heraus zu deuten? Das stimmt. Doch sollten wir nicht längst gelernt haben, daß wir nur ein belebtes Staubkorn im Universum sind? Daß die Welt und der Kosmos viel phantastischer sind, als es unsere Schulweisheit vorgaukelt? Sollten wir nicht über den eigenen Schatten springen und angesichts der Fülle von Material - und ich weiß nach 24 Büchern, wovon ich rede - zugeben, daß in der menschlichen Frühgeschichte etwas nicht stimmen kann? Daß die bisherige Lehrmeinung sich irrt, weil sie Tausende von Indizien unter den Teppich kehrt, sie gar nicht erst zur Kenntnis nehmen will? Ich habe den Exegeten gegenüber einen Vorteil: Ich kenne ihre Argumente - jedoch sie kennen meine nicht.

Es macht mir nicht den geringsten Spaß, meine alten Theorien zu wiederholen, doch für neue Leser sollte es mir zumindest in zwei Abschnitten erlaubt sein.

Irgendwann vor vielen Jahrtausenden landete eine außerirdische Mannschaft auf der Erde. Unsere Vorfahren, gerade mal von den Bäumen gestiegen, verstanden nicht, was sich da abspielte. Sie kannten keine Technologie, geschweige denn, daß sie etwas von Raumfahrttechnik begriffen. Für ihren simplen Verstand mußten die Außerirdischen »Götter« sein - obwohl wir alle wissen, daß es keine Götter gibt. Zuerst studierten die Außerirdischen Grüppchen von Menschen, wie dies heute Ethnologen tun. Da und dort gaben sie Ratschläge für eine geregelte Zivilisation. Ein Sprachproblem zwischen Menschen und »Göttern« existierte nicht. Zum einen, weil auch unsere Zivilisation es immer schaffte, wildfremde Sprachen zu lernen, und zum andern, weil vermutlich die erste Gruppe des Homo sapiens ihre Sprache von den »Göttern« erlernte.

Schließlich kam es zum Zerwürfnis und gar zu einer Meuterei unter den Außerirdischen. Die Meuterer brachen die Gesetze ihrer Heimatwelt und ihres Raumkommandos. Sie hatten Sex mit hübschen Menschentöchtern, und das Resultat dieser geschlechtlichen Vereinigungen waren Mutanten: großgewachsene Monster, die Titanen der Urzeit. Eine andere Gruppe der ET's betrieb genetisches Design. Sie kreierte Mischwesen aller Art. Damals muß wohl Frankenssteins Horrorschöpfung Realität gewesen sein. Dann entschwand das Mutterraumschiff mit den »guten« Außerirdischen in den Tiefen des Alls. Allerdings nicht, ohne vorher ein Versprechen der Wiederkunft abgegeben zu haben.

Die übriggebliebenen »Götter« auf der Erde gerieten untereinander in Streit. Sie verfügten noch über Teile der ursprünglichen Technologie, und zweifellos behielten sie ihr ursprüngliches Wissen. Sie wußten -beispielsweise -, wie man Eisen schmiedet, Legierungen mischt, schreckliche Waffen oder Roboter herstellt; sie wußten aber auch, wie man einen steuerbaren Heißluftballon zum Fliegen bringt oder eine Sonnenbatterie zum Leben erweckt. Dieser auf der Erde seßhaft gewordene Götterttypus zeugte Kinder und brachte seinem Nachwuchs selbstverständlich einiges von seinem technischen Wissen bei.

Die Sprößlinge teilten sich über die Erde in verschiedene Regionen auf, über die jeweils einer oder eine Familie herrschen sollte. Ihre Untertanen, die Menschen, mißbrauchten sie teilweise als Arbeitstiere, als Nahrungsbeschaffer, als nützliche Idioten, doch brachten sie - in nachweisbaren Fällen - ihnen auch eine Menge bei und setzten die Besten als Verwalter, als sogenannte Könige, ein. Grundsätzlich wachten die »Götter« eifersüchtig über ihre Untertanen. »Du sollst keine anderen Götter neben mir haben«, war eines ihrer ersten Gesetze. Und wenn es zu Schlachten kam, unterstützten die »Götter« nicht selten ihre Schützlinge mit fürchterlichen Waffen. Oft auch kämpften die Göttersöhne und ihre Abkömmlinge aus der dritten und vierten Generation gegeneinander.

Soweit eine Theorie, für die ich derart viele Quellen zusammentrug, daß allein aus dem Register der Querverbindungen ein eigenes Buch entstand" - und aus dem Gesamtwerk nicht nur ein Lexikon 41, sondern sogar eine veritable Enzyklopädie und eine CD-ROM .41> 42 Ganz zu schweigen von den Hunderten von Büchern, die andere Autoren weltweit zum gleichen Thema veröffentlicht haben. Dabei ist es wohl unvermeidlich, daß mir alle nur denkbaren Gegenargumente bekannt sein müssen - und längst zu den Akten gelegt werden konnten.

Was kann die »Argonautica« mit Außerirdischen zu tun haben? Wo sind die Elemente, die schwerlich der Phantasie einer Menschengruppe entsprangen, die vor x Jahrtausenden lebte.

Und dies werde ich klarmachen: Es geht weder um die Phantasie eines Apollonius noch um die anderer griechischer oder römischer Dichter, die vor zweieinhalb Jahrtausenden ihre Berichte niederschrieben. Die Kernaussagen der »Argonautica« stammen aus einer Zeit, für die wir keine Geschichte mehr kennen - schlicht deshalb, weil alle wirklich alten Bibliotheken vernichtet wurden. Es sei denn, in Ägypten öffnen sich demnächst unerwartete Schatzkammern. Was also macht stutzig an der »Argonautica«?

1. Etliche Teilnehmer der Fahrt sind Göttersprößlinge aus dem dritten und vierten Geschlecht. Sie besitzen übermenschliche Eigenschaften.
2. Es werden Mischwesen beschrieben wie Kentauren, Riesen mit sechs Armen oder die geflügelten »Hunde des Zeus«.
3. Eine Göttin macht die »Argo« unsinkbar.
4. Dieselbe Göttin stattet das Schiff mit einem »sprechenden Balken« aus. Dieses sprechende Holz muß wohl in Verbindung mit irgendwem stehen, denn es warnt vor kommenden Gefahren.
5. Ein Wesen namens »Glaukos« taucht wie ein U-Boot aus der Flut und überbringt die Botschaft eines Gottes.
6. Felswände öffnen und schließen sich wie im Märchen von All Baba und den 40 Räubern (»Sesam, öffne dich«).
7. König Phineus ist über die ganze Route mit allen Gefahren im Bilde. Woher?
8. Aietes' »Turm« bei der Stadt Aia.
9. Ein Gott (Apollon) fliegt mit Getöse über das Schiff. Er ist auf dem Weg ins Land der »Hyperboreer« und besucht »Völker anderen Geschlechts«.
10. Vögel schießen tödliche Pfeile ab, lassen sich aber durch Lärm irritieren.
11. Mittels »Nebel« macht eine Göttin die Männer unsichtbar.
12. Eine Salbe verleiht übernatürliche Kräfte und baut einen hitzeabweisenden Schild auf.
13. Ein Drache, der niemals schläft, alles sieht, fürchterlich pfeift, der keine Notdurft verrichtet, Feuer speien kann und niemals stirbt.
14. Feuerspeiende Stiere mit Metallbeinen.
15. Ein Götterfahrzeug, zu dessen Lenkung außerordentlich viel Erfahrung gehört. Beim Absturz entzündet es ganze Landstriche, und der Pilot muß aussteigen, weil die Hitze im Innern unerträglich wird. 16. Mehrere sprechende Amphibienwesen. 17. Ein Gott, der mittels »Lichtpfeilen« die Nacht erhellt. 18. Ein metallischer Roboter, der eine Insel umkreist. Er schleudert Wurfgeschosse auf Schiffe, läßt Angreifer verglühen und hat Blut wie flüssiges Blei.

19. Eine Frau aus dem Göttergeschlecht, die es fertigbringt, diesem Roboter »Traumbilder« vorzugaukeln.

Angenommen, das Ganze sei ein prächtiges Märchen, entstanden im Kopf eines Träumers und später immer wieder erweitert durch Dichter ihrer jeweiligen Gesellschaft. Sind alle dummen Fragen damit vom Tisch? Gibt es überhaupt kein »Problem >Argonautica<«?

Auch ein Märchen hat einen Inhalt. Der Urfinder müßte zumindest eine halbwegs abgerundete Geschichte erzählt haben, weil einzelne Worte allein keinen Sinn ergeben. Die Rahmenstory ist simpel: Ein oder mehrere Menschen machen sich auf, einen einzigartigen und äußerst wertvollen Gegenstand zu suchen. Dieser Gegenstand wird von einem unbegreiflichen Ungeheuer bewacht, und alles hat etwas mit den Göttern zu tun.

Einfach - nicht? Es ist unerheblich, ob der Märchendichter auch noch eine Liebesgeschichte einbaut, die glücklich ausgeht. Wessen Ursprungs ist jedoch das Ungeheuer aus Metall, das Schiffe anpeilt, abschießt, Hitze ausstrahlt und als Zutat Blut aus Blei enthält? Darauf muß ja erst einer kommen! Woher um alles in der Welt stammt der feuerspeiende Drache? In der gesamten Evolution dieses Planeten sind solche Kreaturen zu keiner Zeit vorgekommen. Kein Gehirn kann sich an einem derartigen Wesen entzündet haben. Es gibt dafür weder »archetypische« Erklärungen noch irgendwelche rudimentäre »Ur-Erinnerungen«. Und weshalb - bitte! - existiert dieses »Drachenmotiv« in den Überlieferungen vieler alter Völker? Die ältesten chinesischen Mythen berichten von den Drachenkönigen, die in grauer Vorzeit vom Himmel zur Erde niederstiegen. Das sind keine Auswüchse der Phantasie oder dumme Märchen, denn diese Drachenkönige begründeten die erste chinesische Dynastie. Alle menschlichen Waffen konnten den Drachenkönigen nichts antun, mit ihren feuerspeienden Drachen beherrschten sie das Firmament. Die Flugobjekte der Drachenkönige lärmten fürchterlich, und der Begründer der ersten Dynastie trug den Namenszusatz »Sohn des roten Drachen«⁴³.

Bei alledem geht es nicht um Mythologie, denn schließlich beeinflusste das Motiv des feuerspeienden Drachen die gesamte chinesische Kunst über Jahrtausende bis in die Gegenwart. Und wer immer noch begriffsstutzig jammert, das könne doch alles nicht Wirklichkeit gewesen sein, und man müsse das Drachenmotiv aus der Psychologie heraus verstehen, der sollte vielleicht mal nach Peking reisen und sich auf dem großen »roten Platz« umsehen. Was steht denn dort an einer Längsseite? Der Tempel der himmlischen Kaiser!

Ahnen Sie langsam, daß da etwas komisch ist? Daß es sich bei allen Berichten aus der Alten Welt nicht um Sagen, Legenden, Mythen oder phantasievolle Märchen handelt, sondern um eine einstige Realität? jene ferne Wirklichkeit läßt sich aber auch aus einem anderen Blickwinkel heraus untermauern: aus dem Ablauf der Zeit.

IM NAMEN VON ZEUS

Die zehn Gebote sind deshalb so klar und eindeutig, weil sie nicht auf einer Konferenz beschlossen wurden.

Konrad Adenauer, 1876-1967

Bereits im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung war das Gebiet, das wir heute »Olympia« nennen, besiedelt. Das erste Heiligtum in jener Gegend des westlichen Peloponnes entstand zu Ehren der Göttin »Ge«. Viel später erst wuchs Olympia zur Tempelstadt des Zeus. Im Jahr 776 vor Christus wurden hier die ersten Wettkämpfe ausgetragen. Der Name des Siegers »Koroibos aus Elis« ist damals schriftlich festgehalten worden. Alle vier Jahre fanden in Olympia weitere Wettkämpfe statt - insgesamt über eine Zeitspanne von 1168 Jahren (776 v. Chr. - 393 n. Chr.). Sowohl für die Athleten als auch für die Zuschauer wurden strenge Regeln erlassen. Zunächst einmal mußten die Sportler mindestens zehn Monate lang trainiert haben. Zudem mußten sie freie Griechen sein und durften keinen Mord begangen und in keinem Heiligtum gefrevelt haben. 30 Tage vor Beginn der Spiele versammelten sich alle Athleten im Trainingslager von Elis, das 57 Kilometer von Olympia entfernt lag. Die Wettkämpfer wohnten alle in den gleichen einfachen Räumen und erhielten die gleiche Nahrung.

Die Olympischen Spiele waren ein reines Männertreffen. Die Frauen, aber auch die Sklaven durften nicht einmal zuschauen. Es gab sogar ein Gesetz, laut dem jede weibliche Person, die beim Zuschauen erwischt wurde, vom Berg Tropaion gestürzt werden sollte. Weshalb diese Frauenfeindlichkeit? Alle Teilnehmer mußten die Wettkämpfe unbekleidet bestreiten. Später wurden sogar die Betreuer verpflichtet, ihre Schützlinge nackt zu trainieren. Und weshalb um Gottes willen?

Die Kampfrichter und auch das Publikum sollten sicher sein, daß es sich bei den Athleten um völlig normale Menschen handelte, daß keiner schummeln konnte und jeder die gleiche Chance hatte. Das Wort »Athlet« kommt übrigens vom griechischen »athlos« und bedeutete soviel wie »Preis« oder »Ehre«. Und was hat das alles mit der Überlieferung der »Argonautica« zu tun? Bitte haben Sie noch etwas Geduld.

Bis zu den 13. Olympischen Spielen im Jahr 728 vor Christus wurde nur ein einziger Wettkampf ausgetragen: der Schnellauf über eine Distanz von 600 Fuß (192 Meter). Erst im Jahr 720 kam als neue Disziplin der Langlauf über 4000 Meter dazu. Der erste Olympiasieger über diese Strecke war der splitternaakte Akanthos aus Sparta. Von Olympiade zu Olympiade wurden neue Sportarten zugelassen. Die Geschichte der Spiele ist von verschiedenen Historikern ausführlich dokumentiert. Sogar Herodot (um 490 - 426 v. Chr.), der »Vater der Geschichtsschreibung«, las in Olympia höchstpersönlich aus seinen Werken vor und wurde dadurch bei seinen Landsleuten erst bekannt. Auch der griechische Historiker Diodoros (um 100 v. Chr.), immerhin der Verfasser einer vierzigbändigen historischen Bibliothek, besuchte als Zuschauer die 180. Olympiade.

Anhand der olympischen Geschichte kann ich klipp und klar belegen, daß keinerlei Monster, Riesen, Titanen,

Mischwesen oder sonstige Ungeheuer an den Spielen teilnahmen. Die Kämpfer waren nackt, und irgendwelche Zwitter hätten nicht mal unter den Zuschauern Platz nehmen dürfen. Für den Schutz der olympischen Tempel und davon gab es eine ganze Menge, inklusive Gold und Silber - waren keine Roboter à la Talos (dem Bewacher von Kreta) abgestellt. Keinerlei feuerspuckende Drachen bewachten mit nimmermüden Augen die einzigartigen Opfergaben, und keine Göttersproßlinge fälschten die Spiele durch irgendwelchen Hokusfokus. Und dies nachweisbar seit mindestens 776 vor Christus. Es gab zwar in Olympia schon vorher Wettkämpfe, nur sind die nicht Bestandteil der Geschichtsschreibung.





Das vorgeschichtliche Olympia stammt noch aus der Megalithbauweise der »Götter«.

In Olympia wurden die perfekt geschliffenen Steinplatten einst mit Klammern aneinandergehalten.

Derzeit stammt die älteste bekannte Erwähnung der »Argonautica« aus dem IV Pythischen Gedicht des Poeten Pindar, und der griffelte die Geschichte um etwa 500 vor Christus. Da zu seiner Zeit ganz bestimmt keine Riesen, Titanen oder andere Götterabkömmlinge existierten - sonst wären sie in die Geschichte über Olympia eingeflochten worden -, kann es damals nichts Derartiges gegeben haben. Und auch ein Vierteljahrtausend vorher, bei den ersten Spielen, nicht. Trotzdem tauchen die göttlichen Wesen, Roboter, das Goldene Vlies und der nie schlafende Drache in der Geschichte auf. Demnach müssen die ersten Erzähler der »Argonautica« ihre Monster erfunden oder aus viel älteren Quellen übernommen haben. Mein kleiner Verstand läßt keine andere Möglichkeit zu.

Die märchenhafte Erfindung eines »sprechenden Holzes« oder eines »metallenen Mannes«, dessen Knöchel eine dicke Flüssigkeit wie Blei absondert, paßt nicht in die Zeit von Pindar oder meinetwegen Apollonius. Genausowenig wie der niemals schlafende Drache, der keine Notdurft verrichtet, Feuer speit und obendrein nicht stirbt. Wären derartige Gestalten in Märchenform damals erdacht worden, so wüßten wir es. Im alten Griechenland wimmelte es schließlich von Poeten und Träumern, unzählige ihrer Geschichten haben die Jahrtausende überdauert und liegen vor - aber keiner von ihnen mokierte sich über die erfundenen Lügengeschichten seiner Kollegen. Also müssen die Überlieferungen älter als die ersten Olympischen Spiele sein. Das liegt doch auf der Hand - oder?

Je tiefer wir aber in die menschliche Vergangenheit abtauchen, desto unwahrscheinlicher wird die Erfindung der technischen Spielereien, wie sie in der »Argonautica« erwähnt werden. Weiter und nochmals weiter zurück in die Vorzeit bedeutet nach unserem evolutionären Weltbild noch einfacheres und nochmals einfacheres Denken. Oder möchte jemand ernsthaft unterstellen, gleich mit dem Entstehen der ersten Schriftformen hätten die Märchenschreiber zur Tontafel gegriffen?

Ich lade Sie zu einer geistigen Zeitreise ein. Es geht 4000 Jahre zurück in die Vergangenheit. Wir befinden uns in der Stadt Assur, die um 2000 vor Christus tatsächlich existierte. Die Entwicklung der Schrift ist gerade im Gange, und schon versucht man, einige Gesetze unseres klugen Herrschers in Tontafeln zu ritzen. Der Herrscher verlangt, daß jeder seiner Untergebenen die Gesetze überall gleich handhabe und nicht nach seiner Laune urteile. Die Arbeit an diesen Gesetzestafeln ist sehr mühsam. Zuerst muß die richtige Tonmischung in rechteckige Holzrahmen gegossen, geknetet und geglättet werden. Dann zieht der Schriftmeister mit einer geschliffenen Steinspitze zarte Linien in den Ton. Wochen vorher schon war probiert worden, waren die keilförmigen Schriftzeichen wieder und wieder in die weiche Knetmasse gepreßt worden. Mal gerieten die Steingriffel zu tief, und der Keil war oben zubreit, dann fiel der Druck zu stark aus, oder die Hand zitterte. Oft floß die Knetmasse genau dort ineinander, wo ein winziger Einschnitt aus einem Wort das genaue Gegenteil machte. Etwa aus »Recht« »Unrecht«. Endlich werden die Holzformen zum Trocknen an die Sonne gelegt. Nach wenigen Stunden schon zeigt sich, daß die Schrift nicht mehr stimmt, weil die Hitze den Rahmen verzieht. Zudem zerbrechen beim Wegschlagen der Holzverschalung mehrere Tafeln.

Das Schreiben war um 2000 vor Christus anstrengend und obendrein eine äußerst verantwortungsvolle Aufgabe. Nur sehr wenige beherrschten diese neue Kunst. Und jetzt stelle man sich vor, in diese Gesellschaft hinein platze ein Träumer, der lediglich das eine im Sinn hat. Er verlangt 5000 Tontafeln, um darauf eine erdachte Geschichte zu ritzen - einen Traum oder, wie man Jahrtausende später sagen wird, ein Märchen! Die Priester, die Sippe, der Herrscher werden ein derartiges Vorhaben höchstens dann zulassen, wenn sie es alle als

äußerst wichtig einstufen. Und weshalb könnten sie eine Geschichte für so bedeutsam halten, daß Jahre darauf verwendet werden, sie in Ton zu brennen?

Dies ist gewiß nur dann der Fall, wenn es sich um eine alte, kraftvolle und natürlich wahre Begebenheit handelt, die für die Nachfahren erhalten bleiben muß. Lügen und Erfindungen werden nicht in Ton geritzt - und Träume schon gar nicht.

Und darum geht es doch: Nachdem der Mensch endlich die Schrift erfunden hatte - oder besser: von den Göttern erlernt hatte -, wurden Handelsvereinbarungen festgehalten, später königliche Erlasse oder kriegerische Ereignisse. Die handverlesenen Menschen, die des Schreibens überhaupt mächtig waren, notierten keinen Quatsch. Die Tontafel war nicht da, um irgendeinen Blödsinn oder das Märchen eines Spinners zu verewigen. Aufgeschrieben wurde nur, was wahrhaftig von hervorragender Bedeutung war. Und dazu zählten sehr bald die damals bereits existierenden - und nicht erst erfundenen - Überlieferungen von den Göttern, ihren übermenschlichen Waffen und ihrer übernatürlichen Macht. Triviale Literatur hatte in den heiligen Texten keinen Platz. Nicht nur die Herrschenden, sondern auch die Priester hätten rebelliert.

Weshalb also stammen die Beschreibungen einer gespenstischen Technologie der Götter aus den ältesten Aufzeichnungen der Menschheit? Was gab diesen Berichten damals schon eine derartige Bedeutung, was machte sie derart wertvoll, daß sie überhaupt niedergekritzelt wurden? Schließlich ist das »Gilgamesch-Epos« genauso Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung entstanden wie etwa die Geschichten über die chinesischen Urkaiser, und ihren Himmelsdrachen. Und schon in der ältesten Fassung der Gilgamesch-Erzählung, vor 5000 bis 6000 Jahren auf Tontafeln festgehalten, kommt der Roboter »Chumbaba« vor, genauso wie der »Turm der Götter«, die »Tür, die spricht wie ein Mensch« oder die lichtschnellen Blitzgeschosse der Götter. Selbstverständlich ist auch von einer Raumfahrt die Rede, denn Gilgamesch wird über die Erde hinausgetragen und beschreibt den Blick aus großer Höhe.

Ich verkneife es mir, auf unzählige andere Beschreibungen hinzuweisen, deren Ursprung sich genauso in der tiefen Vergangenheit verliert wie das »Gilgamesch-Epos«. (Wißbegierige möchte ich auf die Quellen 44 und 45 verweisen.)

Vor 140 Jahren schrieb der Historiker Professor Dr. Ernst Curtius:⁴⁶ »Die Geschichte kennt keines Volkes Anfänge.« Der Satz stimmt, denn jedes Volk tritt erst dann in den Kreis der Geschichte ein, nachdem es bereits eine Gemeinschaft gebildet hat und darüber berichtet wird. Der »Bericht« ermöglicht ja erst die Geschichte. Nun war der sogenannte Vater der Geschichtsschreibung, der inzwischen altbekannte Herodot, mit Sicherheit nie und nimmer der erste Historiker dieses Planeten. Bereits Jahrhunderte und Jahrtausende vor ihm wurde Geschichte niedergeschrieben. Herodot war eine gelehrte Persönlichkeit, er konnte in den damals noch existierenden Bibliotheken stöbern. Das tat er gründlich, denn trotz seiner Bildung war er immer noch neugierig und wollte herausfinden, was es denn eigentlich mit seinen griechischen Göttern auf sich habe.

Und was war das Resultat von Herodots fleißigen Recherchen? Er entdeckte den Ursprung der griechischen Götter in Ägypten. Herodot fand heraus, daß die Ägypter die ersten Menschen waren, die exakte Zahlentabellen über ihre Götter und Könige führten, und daß sie uralte Feste kannten, »die in Griechenland erst neuerdings gefeiert werden«⁴⁷

Herodot findet seine griechischen Götter mit sämtlichen ihnen gewidmeten Kulthandlungen bereits im alten Ägypten, und er hat auch keinerlei Hemmungen, dies alles beim Namen zu

nennen, obwohl er damit seine gläubigen Landsleute vergraulen konnte. Isis, so stellt Herodot fachmännisch fest, ist nichts anderes als der ägyptische Name für Demeter; die Göttin Athene, die Götter Helios, Ares ... sie alle haben ihren Ursprung in Ägypten. Im zweiten Buch seiner »Historien«, ab Kapitel 60, schildert Herodot diverse Feste zu Ehren dieser Götter und wie sie in Ägypten abliefen. Dabei bleibt er stets kritisch, unterscheidet zwischen persönlichen Erlebnissen und Begebenheiten, die man ihm nur erzählt. Penibel vermerkt er auch, wenn er über etwas nicht schreiben möchte, weil es ihn sexuell anwidert, oder wenn er seinen Gesprächspartnern nicht glaubt. Selbst der Frage, weshalb jene übernatürlichen Wesen überhaupt »Götter« genannt werden, geht Herodot nach. Die Antwort läßt keinen Zweifel offen: Weil sie die einstigen Lehrmeister der Menschen gewesen waren und auch, »weil sie alles geordnet und alles unter sich verteilt haben«⁴⁸.

Was verlangt man eigentlich noch mehr? Ach ja, Herodot übernimmt von seinen ägyptischen Gesprächspartnern Jahreszahlen, die uns erschauern lassen. Herakles, so schreibt Herodot im Kapitel 43 seines zweiten Buches, gelte bei den Ägyptern als uralter Gott. Von Herakles bis zur Regierungszeit des Amasis seien nämlich 17 000 Jahre verflossen. Und dann folgen jene Zahlenangaben, die unsere Gelehrten zur Verzweiflung bringen. Die Priester in Theben lasen dem Reisenden Herodot -und all dies ereignete sich um rund 450 vor Christus - die Namen von 341 Herrschergenerationen vor, die sie säuberlich aufgezeichnet hatten. Diese 341 Generationen entsprechen laut Herodot -11340 Jahren, und seitdem habe es »keinen Gott in Menschengestalt mehr« in Ägypten gegeben. Herodot unterhielt sich nicht mit einfachen Steinmetzen oder geschwätzigen Händlern. Seine Gesprächspartner waren gebildete Priester, und auf seine erstaunte Rückfrage bestätigte ausgerechnet diese Oberschicht, die 341 Könige seien Menschen gewesen, »von den Göttern weit verschieden«, doch davor hätten Götter in Ägypten geherrscht und bei den Menschen gewohnt. (Wer's kontrollieren will, besorge sich eine Herodot-Ausgabe und schlage nach im zweiten Buch der »Historien«, Kapitel 142 bis 145.) Und nochmals versichert Herodot, die Ägypter wüßten dies »ganz bestimmt, weil sie beständig die Jahre berechneten und aufschrieben«. Dieselben Priester zitierten dem Herodot auch sämtliche 330 Könige mitsamt ihren Regierungsdaten, die auf den Pharao Menes folgten. Herodot (11, 100): »... deren Namen die Priester aus einem Buche vorlasen«.

Unsere blitzgescheiten Exegeten, Philologen, Altertums- und Religionswissenschaftler der Gegenwart können mit all diesen Jahreszahlen nichts anfangen. Für sie existiert vor der niedergeschriebenen Geschichte nur das große, schwarze Loch der Steinzeit, in der die von den Affen abstammenden Menschen langsam und stetig ihr Wissen erweiterten. Sie lernten, Steinwerkzeuge zu gebrauchen, aus den Grunzlauten wurde allmählich eine Sprache, die Menschen hordeten sich zu Schutz- und Trutzgemeinschaften zusammen, sie erfanden die Pfeilspitze, den Speer, schließlich den Bogen, und irgendwann kamen sie darauf, aus dem Gestein heraus Eisen zu schmelzen. Nebenbei errichteten sie gigantische megalithische Bauwerke, die keiner brauchte. Und als sie dann endlich die Schreiberei entdeckten, drückten sie mit spitzen Griffeln technisch angehauchte Märchen auf ihre Tontafeln. Schauerlich schön und unendlich traurig!

Und unsere Fachleute, die sich in endlosen Konferenzen und Diskussionen die Köpfe zermartern und sich gegenseitig aus ihren Werken zitieren, um auch nur ja »wissenschaftlich« zu bleiben, finden keine andere Lösung als die aus der Psychologenkiste. Da liest man Sätze wie: »... die Chronologie der ältesten Dynastien vor die Mitte des vierten Jahrtausends zu legen ist phantastisch und offensichtlich erfunden«. Oder: »Sinnloses Geschwätz«, oder: »Diese Stelle kann getrost weggelassen werden, sie enthält nur Phantastereien.« Aus dieser Betrachtungsweise ist sternenklar, daß :>die Geschichte des alten Ägypten vielmehr erst um rund 3000 v. Chr. beginnt«⁵¹. Eine andere Vergangenheit des Menschengeschlechts ist

undenkbar, auch wenn die Chronisten der unterschiedlichsten Völker die Daten dazu liefern. Die heilige Evolution läßt keine Alternative zu.

Um all die Ungereimtheiten zu erklären, erfinden wir Mondjahre, wo's keine gab, unterstellen den Geschichtsschreibern und Chronisten Irrtümer im Zählen, Verherrlichung ihrer Könige, oder wir denken uns schlicht Kalenderformen aus, die in Wahrheit nie existierten - wie beispielsweise den Sothis-Kalender (Sirius-Kalender) für die pharaonischen Königreiche. Wo bleibt eigentlich die vielgerühmte Wissenschaftlichkeit, wenn wir alle Daten, die von so vielen Chronisten aus alter Zeit überliefert wurden, einfach unter den Tisch werfen? Und Herodot ist bei weitem nicht der einzige, der seine Geschichten mit Jahreszahlen füttert. In meinem letzten Buch demonstrierte ich vergleichende Zahlen aus allen Himmelsrichtungen" (Seite 142ff.). Die Schlußfolgerung daraus ist im Grunde genommen die: Nicht unsere Altvordern hatten einen Tick - wir sind es, welche jene einstige Realität nicht wahrhaben wollen.

Die griechischen Philosophen Platon (427-347 v. Chr.) und Sokrates (470-399 v. Chr.) gelten unter allen Geistesgrößen auch heute noch als hervorragende, scharfsinnige Denker. Ihre Abhandlungen und Dialoge füllen Tausende von Seiten, und sie waren stets bemüht, der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Wer Platons »Dialoge« gelesen hat, weiß hinterher, was Philosophie und Dialektik überhaupt bedeuten. In seinem Dialog mit dem Titel »Gesetze« unterhält sich Platon mit einem Gastfreund aus Athen, mit Kleinias aus Kreta und mit dem Lakedaimonier Megillos. Die Männerrunde spricht auch über vergangene Zeiten, und der Athener sagt:"

»Bei näherer Umschau wird man finden, daß dort die vor zehntausend Jahren, ich meine dies nicht in dem gewöhnlichen, unbestimmten Sinne des Wortes, sondern tatsächlich vor zehntausend Jahren, gefertigten Gemälde und Bildsäulen weder schöner noch häßlicher sind ...«

Weshalb betont der Grieche, er meine die Zeitangabe »zehntausend Jahre« nicht in einem unbestimmten Wortsinn? Weil bei den Griechen alles, was über die Zahl 10 000 ging, als »groß« bis »unendlich« gelten konnte. Im »Dritten Buch« ebenjenes Dialogs reden die Männer ganz unbefangen über den Untergang früherer Kulturen. Offensichtlich gehörte das Wissen über diese ausgelöschten Kulturen zur Selbstverständlichkeit. Und damit waren nicht etwa kleine Volksgruppen gemeint, die irgendwann durch ein Naturereignis oder einen Krieg zu Schaden kamen. Nein, es ging um globale Katastrophen infolge einer großen Flut. Bei Platon darf man ausführlich nachlesen, daß Länder und Städte ausradiert wurden und nur kleine Grüppchen im Gebirge überlebten. Diese Überlebenden hätten zwar noch die Töpferkunst beherrscht, auch die Jagd, und sie konnten Decken und einfache Ausrüstungsgegenstände herstellen, denn dazu habe man kein Eisen gebraucht. Die Gewinnung der Metalle hingegen habe eine Gottheit den Menschen verliehen, »damit das Menschengeschlecht inmitten der Bedrängnis, in der es sich befand, wieder frischen Trieb und Wachstumskraft bekäme«¹¹.

In Einzelheiten ist nachzulesen, daß die in den Ebenen und an den Meeren gelegenen Städte untergingen und alle Metallgruben verschüttet wurden, so daß es nicht möglich war, neues Erz zu fördern. Auch die Werkzeuge gingen verloren, außerdem das Wissen in vielen Bereichen, darunter jenem der Staatskunst. Die darauffolgenden Generationen nach dieser Vernichtung hätten bald selbst keine Ahnung mehr davon gehabt, wie viele Jahrtausende verstrichen seien.

Zahlreiche Interpreten gehen davon aus, dieser Dialog von Platon sei nur eine Annahme - im Sinne von: Nehmen wir mal an, die Welt ginge zugrunde, und die Menschen müßten wieder von vorne anfangen... Doch diese Betrachtungsweise hilft nicht weiter, denn die Erwähnung ausgelöschter Kulturen beschränkt sich bei Platon nicht nur auf seinen Dialog »Gesetze«. Und der Athener- siehe oben - betont ausdrücklich, er meine »tatsächlich zehntausend Jahre«.

Weshalb aber soll eine derartige Katastrophe über die Menschen hereingebrochen sein? Erstaunt vernimmt man in Platons »Politikos«:⁵²

»Nein, sondern das Wunder von der Umkehrung des Untergangs und Aufgangs der Sonne und der übrigen Gestirne. Wo sie nämlich) etzt aufgehen, da gingen sie vorher unter und von der entgegengesetzten Seite auf ... «

Das klingt reichlich absurd, gewinnt aber in unserer Zeit eine neue Dimension. Man stelle sich nur vor einen Globus und gebe ihm einen Schubs um die eigene Achse. Die Tage und Nächte kommen und vergehen. Und jetzt kippe man die Erdachse und lasse dabei den Globus weiter die gleiche Eigenrotation vollführen wie vorher. Also nicht etwa die Drehbewegung der Kugel abstoppen und umkehren. Was geschieht? Für die Bewohner des Globus sieht es so aus, als habe die Sonne ihre Bahn gewechselt. Natürlich hat sie dies in Wirklichkeit nicht, doch die Kippung der Erdachse bewirkte den Effekt. Und eine Veränderung der Erdachse würde zwingendermaßen zu fürchterlichen Überflutungen auf der Erde führen. Seit wir wissen, daß sich das Magnetfeld unseres blauen Planeten verschiebt, rückt auch eine Neigung der Erdachse in den Bereich des Möglichen. Danke für den Hinweis, Herr Platon. Ich wohne bereits in den Bergen!

Jahrhunderte vor Platon lebte in Griechenland der Dichter Hesiod, von dem mehrere Epen, Gedichte und Fragmente die Jahrtausende überdauerten. Das bekannteste Werk Hesiods ist die »Theogonie«, entstanden zwischen 750 und 650 vor Christus." Darin erwähnt Hesiod furchteinflößende Wesen, die einst die Erde bevölkerten. Die Götter selbst hatten diese Ungeheuer erschaffen: schreckliche Gestalten »mit fünfzig Häuptern, und von der Schulter herunter hingen ungeheure Glieder«⁵⁴. Auch der feuerspuckende Drache ist bereits Bestandteil von Hesiods Literatur. Der 400 Jahre später lebende Apollonius kann demnach nicht der Erfinder des Drachen in der »Argonautica« gewesen sein.

»... von den Schultern wanden sich hundert Häupter des grauenvoll schlängelnden Drachen leckend mit finsternen Zungen umher, und der gräßlichen Häupter jeglichem zuckt aus den Augen ein Glutstrahl... wenn er schauet, brennt es wie Feuer. Auch war hallende Stimme in all den entsetzlichen Häuptern...«⁵⁴

In Hesiods »Theogonie« ist auch nachzulesen, wie die Göttin »Chimaira« - von der unser Wort »Chimäre« (Mischwesen) stammt - ein »feuerschnaubendes Scheusal«⁵⁵ geboren habe. Das Ungeheuer besaß drei Köpfe, nämlich den eines Löwen, den einer Ziege und den eines Drachen. Der Drachenkopf »schnaubte die schreckliche Glut eines mächtig lodernden Feuers«.

Einmal mehr ist nicht feststellbar, woher Hesiod sein Wissen bezog. Auch bei ihm wird angenommen, er habe wohl ägyptische Urquellen verwendet. Zu bunt, zu präzise in der Schilderung und auch zu sehr technisch angehaucht sind Hesiods Berichte, als daß sie seiner Zeit entsprungen wären. Vor der menschlichen Art hätten die Götter vier Geschlechter geschaffen, schreibt Hesiod in seinem Buch »Werke und Tage«...¹⁴

»... Erst ein gold'nes Geschlecht der vielfach redenden Menschen schufen die Götter hervor, der olympischen Höhen Bewohner...«

Das obige Zitat stammt aus dem Jahr 1817. Professor Voss übersetzte damals »der olympischen Höhen Bewohner«.

In neueren Hesiod-Übersetzungen liest sich das so:⁵⁶ »... die himmlische Häuser bewohnen...«

Hier der erstaunliche Vergleich von zwei professoralen Übersetzungen, zwischen denen gerade mal 150 Jahre liegen.^{54,56} 1817 und 1970

Erst ein gold'nes Geschlecht der Golden haben zuerst das Ge-
vielfach redenden Menschen schlecht hinfälliger Menschen
schufen die Götter hervor, der todfreie Götter geschaffen, die
olympischen Höhen Bewohner. himmlische Häuser bewohnen.
Jen' fitzt wurden von Kronos be- Das war zu Kronos' Zeit, als er
herrscht, da dem Himmel er vor- noch König im Himmel. Und die
stand. Und sie lebten wie Götter lebten wie Götter und hatten
mit stets umsorgender Seele nicht Kummer im Herzen

Das Altgriechisch, in dem man mich einige Jahre im Gymnasium unterwiesen hatte, reicht nicht mehr zu einer Beurteilung, welcher Wortstamm hier korrekt übersetzt wurde. Immerhin blieb der Sinn beider Übersetzungen einigermaßen erhalten, obwohl sich zwischen »olympischen Höhen« und »himmlischen Häusern« oder »von Kronos beherrscht« und »zu Kronos' Zeit« tiefgründige Unterschiede auftun. Wie wird sich die Übersetzung im Jahr 2100 lesen? Und was war der ursprüngliche Sinngehalt zu Hesiods Zeiten? Nach dem »goldenen Geschlecht« schufen die Götter ein zweites Geschlecht, diesmal ein geringeres, nämlich »silbernes Geschlecht«. Immer noch erzeugt von denselben Göttern, »den olympischen Bewohnern« oder andersherum: »die himmlische Häuser bewohnen«. Dieses »silberne Geschlecht« war dem goldenen weder in Gestalt noch in Gesinnung gewachsen. Es handelte sich um weiche Typen, die von ihren Müttern verhätschelt wurden.

Danach kam: ¹⁴ »... ein drittes Geschlecht viellautiger Menschen«. Die waren von »großer Gewalt«, und »von den Schultern wuchsen ungeheure Glieder«. Trotz soll dieses Geschlecht gewesens ein, stur, und sein Ackergerät bestand aus Metall. Doch nachdem auch dieses Geschlecht enttäuschte, schuf Kronos ein viertes: jenes der Heroen, der Halbgötter.

Wir, die heutige Menschheit, zählen laut Hesiod bereits zum fünften Geschlecht, zum eisernen. Wir sind ein Gemisch aus »Gutem und Bösem«, wir erleben Freuden und Schmerzen. Doch wenn es soweit ist, daß die Kinder nicht mehr ihrem Vater ähneln, der Gastwirt seine Gäste nicht mehr willkommen heißt und der Bruder seinen eigenen Bruder nicht mehr liebt, dann wird, im Namen von Zeus, auch unser Geschlecht vernichtet.

Sehr ausführlich, mit allen Einzelheiten der Waffen, des Lärms oder der Temperaturen, schildert Hesiod die Schlacht zwischen den Göttern und den Titanen. Obgleich diese von den Göttern höchstselbst geschaffen waren, mußten sie von der Erde verschwinden. Ein fürchterlicher Kampf entbrannte, selbst Göttervater Zeus wirkte mit und schleuderte aus dem Firmament krachende Blitzgeschosse. Nicht Wetterblitze, sondern Geschosse, die das Meer aufkochen ließen, Landstriche versengten und die Erde zum Erzittern brachten. Die Beschreibung der Schlacht zieht sich bei Hesiod über viele Seiten. Ich kann nur mit einem

kleinen Auszug aus der Übersetzung von 1817 dienen. Und dann eine Brücke nach Indien schlagen.

»... Drüben auch die Titanen befestigten ihr Geschwader... laut krachte die Erde, es dröhnte der wölbende Himmel... und sogleich vom Himmel einher und vom Olympos, raste blitzend der Donnerer. Schlag auf Schlag, mit Geroll und zuckenden Leuchtungen... schlängelten heilige Flammen... weit krachte das nahrungssprossende Erdreich brennend empor, und in Glut knatterte die mächtige Waldung... dann flammten die heiligen Lüfte, daß auch die Augen der stärkeren selbst geblendet starrten dem schimmernden Glanze des Donnerstrahls und des Blitzes ... wie wenn gegen die Erd' der gewölbte Himmel sich nahete, so möchte der lautste Schall sich erheben... Zum Kampf anrannten die Götter, wild tobten die Winde und wirbelten Staub und Zerrüttung... dann schickte Zeus sein erhabenes Geschoß ... und es stieg grauenvolles Getöse auf ... «

Bei einem derartigen Kampf ging es nicht mehr mit irdischen Dingen zu. Ähnliches, ausgetragen mit noch fürchterlicheren Waffen, ist gleichfalls im indischen Nationalepos »Mahabharata« nachzulesen.^{57, 11} Auch dort kämpfen Göttergeschlechter gegeneinander, wenngleich ihre Namen nicht Zeus oder Orpheus lauten (8. Buch):

»Die unbekannte Waffe ist ein strahlender Blitz, ein verheerender Todesbote, der alle Angehörigen der Vrishm und der Andhaka zu Asche zerfallen ließ. Die verglühten Körper waren unkenntlich. Denjenigen, die davonkamen, fielen die Haare und Nägel aus. Töpferwaren zerbrachen ohne Anlaß, die Vögel wurden weiß. In kurzer Zeit war die Nahrung giftig. Der Blitz senkte sich und wurde feiner Staub.«

Wie war das mit Gilgamesch, als sein Freund Enkidu nach der Begegnung mit dem göttlichen Monster Chumbaba auf qualvolle Weise starb? »Hat vielleicht der giftige Hauch des Himmelsstiers dich getroffen?«

Die »Mahabharata«-Ausgaben, die in deutscher Sprache vorliegen, sind alle stark gekürzt. Des Sanskrits nicht mächtig, muß ich mich vorwiegend an die voluminösen englischen Werke halten und den nachfolgenden Abschnitt ins Deutsche übertragen. Die Vergleiche mit Hesiod sind zu eindeutig, als daß sie überlesen werden könnten:^{57,59}

»Es war, als ob die Elemente losgelassen seien. Die Sonne drehte sich im Kreise. Von der Glut der Waffe versengt, taumelte die Welt in Hitze. Elefanten waren von der Glut angesengt und rannten wild hin und her... Das Wasser wurde heiß, die Tiere starben... Das Tosen des Feuers ließ die Bäume reihenweise wie bei einem Waldbrand stürzen... Pferde und Streitwagen gingen in Flammen auf, es sah aus wie nach einem Brand. Tausende von Wagen wurden vernichtet, dann senkte sich tiefe Stille ... Es bot sich ein schauerlicher Anblick. Die Leichen der Gefallenen waren von der fürchterlichen Hitze verstümmelt ... Niemals zuvor haben wir eine so grauenhafte Waffe gesehen, niemals zuvor haben wir von einer solchen Waffe gehört.«

Hierhin gehört nochmals eine Querverbindung zu Gilgamesch:⁶⁰ »Es schrie der Himmel, Antwort brüllte die Erde. Ein Blitz leuchtete auf, ein Feuer flammte empor, es regnete Tod. Die Helle verschwand, es erlosch das Feuer. Was vom Blitz erschlagen war, wurde zu Asche.«

Alle diese Massenvernichtungswaffen - geschildert durch Hesiod, im »Mahabharata«, »Gilgamesch-Epos« etc. - kamen in vorgeschichtlicher Zeit zum Einsatz. Hätten sich die

Götterschlachten in einer historischen Epoche abgespielt, so müßten präzise Angaben mit Daten vorliegen. Da dies ganz eindeutig nicht der Fall ist, bleibt nur die Vorgeschichte - oder die Phantasie. Ich habe ja Verständnis für die Gelehrten, die ihre geistreichen Kommentare zu den alten Menschheitsüberlieferungen vor 1945 verfaßten. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg, nach Hiroshima und Nagasaki, hat sich unser Weltbild radikal verändert. Jetzt wissen wir, wozu »Götter« fähig sind.

Auch die 24 000 Schloken (Schloke: ein aus zwei Zeilen bestehendes indisches Versmaß) des »Rāmāyana« sind eine Fundgrube für das vorgeschichtliche Treiben der Götter und ihrer technischen Möglichkeiten. Obwohl die Niederschrift des »Rāmāyana« ins vierte oder dritte vorchristliche Jahrhundert datiert wird, stammt der Inhalt aus unbekannten Urquellen. Held der Geschichte ist der Königssohn Rama, dessen Gattin der dämonische Riese Rawana raubte und auf die Insel Lanka entführte. (Für Fachleute: Behalten Sie den Kriegsgrund für den Kampf um Troja im Hinterkopf.) Mit Hilfe des Königs der Affen (und mit viel technologischer Unterstützung) gelang es Rama, seine Gattin Sita zurückzuholen.",^{62, 63}

In allen Einzelheiten wird ein herrlicher Wagen beschrieben, der sich in die Lüfte erhebt. Das Fahrzeug ähnelte einer fliegenden Pyramide, die senkrecht startete. Sie war so hoch wie ein dreistöckiges Gebäude und flog von Lanka (Sri Lanka/Ceylon) bis nach Indien. Das Fluggerät legte also mehr als 2000 Meilen zurück. Im Innern dieser fliegenden Pyramide gab es Platz für mehrere Passagiere und auch noch einige geheime Räume. Als das Gefährt mit Rama und Sita vom Boden abhob, ertönte ein fürchterlicher Lärm. Da wird beschrieben, wie der Flugapparat die Berge erzittern läßt, mit Donnern dem Himmel entgegenstrebt, doch auch Gebäude, Wiesen und Wälder in Brand steckt. Jahrzehnte vor Hiroshima, im Jahr 1893, bemerkte Professor Hermann Jacobi dazu:⁶¹ »Es steht außer Zweifel, daß damit nur ein Tropensturm gemeint sein kann.«

Nach Hiroshima sollten wir klüger sein, doch werde ich angesichts der Kommentare, die Fachleute der Gegenwart zu den alten Texten abgeben, den Verdacht nie los, in einem falschen Zeitalter zu leben. Für meine Betrachtungsweise ist klar: Vieles von dem, was die alten Chronisten berichteten, entstammte nicht ihrer makabren Phantasie. Es war einst Wirklichkeit - auch wenn diese grauenhaften Ereignisse sich nicht zu dem Zeitpunkt abspielten, als die Poeten und Historiker darüber schrieben. Wären sie in ihrer Lebensphase geschehen, so hätte logischerweise keiner darüber schreiben können. Sie wären alle tot. Die Chronisten waren nicht die Augenzeugen. Sie schrieben nieder, was andere aus großer Distanz beobachtet hatten; sie schilderten, was Augenzeugen ihrer Sippe berichteten, nachdem sie die verbrannten Schlachtfelder und Städte aufgesucht hatten. Oder nachdem Überlebende, welche die Schlacht nur am Rande mitbekamen, Unbeteiligten ihre entsetzlichen Erlebnisse erzählten.

Derartige Informationen aus x-tem Munde können nicht präzise sein. Um so weniger, als weder die Augenzeugen noch die späteren Chronisten auch nur den blassesten Schimmer von modernen Waffensystemen hatten. Was blieb ihnen anderes übrig, als das Unverständliche jenen überirdischen Göttern zuzuschreiben? In ihren Augen waren es schließlich »Götter« - was denn sonst? Zudem geht aus der antiken Literatur klar genug hervor, daß Naturereignisse und Götterwaffen sehr wohl unterschieden wurden.

In seiner »Theogonie« befaßt sich Hesiod auch mit Kyklopen. Es sollen große Gestalten gewesen sein, den Göttern ähnlich. Doch mitten auf der Stirn trugen sie ein einziges Auge, dem sie ihren Namen (Rundauge) verdankten, »weil kreisrund ihr einziges Auge im Gesicht lag«⁵⁵.

Kyklopen, so möchte man meinen, müssen nun wirklich Phantasieprodukte sein, weil es nie und nimmer einäugige Wesen gab. Ich bin mir da nicht mehr so sicher. Seit dem 17. Jahrhundert werden in der medizinischen Literatur vereinzelte Fehlgeburten mit einem Auge beschrieben. Und die moderne Genetik stellt fest, daß nur ein einziges Gen daran schuld ist, daß wir zweiäugig sind. Im frühesten Stadium des embryonalen Zustands entsteht bei den Wirbeltieren, zu denen auch wir zählen, zuerst ein bänderartiges Sinnesfeld aus lichtempfindlichen Zellen. Fällt die Funktion des »Pax-6-Gens« aus, so unterteilt sich diese lichtempfindliche Zellansammlung nicht in zwei getrennte Bereiche. Wir wären dann Kyklopen. Der Himmel mag wissen, was für genetische Spielereien den Göttern einfielen - und woher die Chronisten ihre Ideen über Kyklopen bezogen.

Auch der Grieche Hesiod erwähnt in mehreren Versen fliegende Wagen. Etwa im »Fragment Nr. 30«, wo Zeus mit Donner und flammendem Blitz vom Firmament herniederfährt. Und über eine geradezu unheimliche Technik soll der einstige Herrscher von Lydien verfügt haben. Der hieß Gyges und war ursprünglich ein Hirte. Herodot schreibt, dieser Gyges sei schon in jungen Jahren in den Palast von Kandaules gekommen und habe Freundschaft mit dem Herrscher geschlossen. Eines Tages habe Kandaules den Gyges aufgefordert, sich im Schlafzimmer zu verstecken, damit er die Schönheit seiner Frau bewundere, wenn sie sich ausziehe. Das geschah, doch die Gattin des Herrschers bemerkte den Voyeur und verlangte anderntags, jetzt müsse er ihren Mann ermorden. Ansonsten werde sie bekanntgeben, was geschehen sei, und Gyges verliere sein Leben. Töte er hingegen Kandaules, so werde sie ihn zum König von Lydien machen. Die Königin erfüllte ihr Versprechen.

Gyges soll eine Apparatur besessen haben, die ihn unsichtbar machte. Darüber schreibt der Philosoph Platon in seinem Dialog »Der Staat«. Als Gyges noch ein Hirte war, seien einst ein gewaltiges Ungewitter und ein Erdbeben ausgebrochen, und die Erde habe sich gespalten. Mit Verwunderung habe der junge Gyges in ein großes Erdloch gestarrt, das sich vor ihm auftat. Er sei hineingestiegen und:"

»... erblickte neben wunderbaren Dingen auch ein hohles, ehernes, mit Fenstern versehenes Pferd. Gyges habe hineingeschaut und darin auch einen Leichnam gesehen, dem Anschein nach größer als nach menschlicher Weise. Dieser nun habe nichts anderes an sich gehabt als nur an der Hand einen goldenen Ring, welchen jener [Gyges] ihm abgezogen habe und wieder herausgestiegen sei...«

Der Ring war beweglich, und Gyges drehte daran. Als er draußen zu anderen Hirten trat, merkte er plötzlich, daß diese ihn nicht sahen. Je nachdem, in welche Position Gyges den geheimnisvollen Ring drehte, wurde er sichtbar oder unsichtbar. Doch auch in seinem unsichtbaren Zustand hörte und sah Gyges alles, was um ihn herum vorging. Mit diesem Wunderwerk muß die Versuchung wohl groß gewesen sein, einmal unsichtbar das Schlafgemach seiner Königin zu inspizieren. Dabei muß ihm wohl irgendein Fehler unterlaufen sein, sonst wäre seine Anwesenheit wohl kaum aufgefallen. Und wenn man sich schon nach Belieben unsichtbar machen konnte, dürfte es ihm auch nicht allzu schwergefallen sein, Herrscher über Lydien zu werden.

Die Gyges-Geschichte ist der älteste Bericht über einen Voyeur. Sie kann reine Phantasie sein, denn wer wünscht sich nicht von Zeit zu Zeit eine Apparatur, die unsichtbar macht? Doch wieso benötigt man dazu eine unterirdische Kammer mit dem Skelett eines Riesen und ein metallenes Pferd mit Fenstern? Irgendwie erinnert mich diese Geschichte an das Märchen

von der Wunderlampe Aladins. Der mußte nur am Glas der Lampe reiben, und alle seine Wünsche wurden ihm erfüllt.

Märchen sind deshalb Märchen, weil es sich um fiktive Geschichten handelt. Die Berichte über grauenhafte Waffen, die in vorgeschichtlicher Zeit zum Einsatz kamen, sind den Märchen nicht vergleichbar. Zum einen, weil darin eine Technologie beschrieben wird, die wir erst heute kennen, zum anderen, weil vor Jahrtausenden keine Märchen in Ton geritzt wurden, und drittens, weil die Götterwaffen keineswegs nur in den Beschreibungen eines Volkes vorkamen.

Es gibt noch einen zusätzlichen Grund, weshalb die Kernaussagen der »Argonautica« nicht in Griechenland entstanden sind: Sternbilder.

Östlich des Sternbilds »Großer Hund«, das man am Nachthimmel leicht findet, weil der helle Sirius zur Gruppe gehört, liegt auch die Formation Argo. Die Argo (Himmelsschiff) ist relativ schwierig auszumachen, weil sie ziemlich tief in Richtung Süden liegt und im Frühjahr schon in den Abendstunden wieder verschwindet. Die Argo soll von der Göttin Athene ans Firmament geheftet worden sein, die auch das Schiff der »Argonautica« unsinkbar machte und mit dem sprechenden Balken versah. Doch dieses Sternbild existierte bereits als Himmelsschiff bei den Babyloniern.⁶⁵ Das gleiche gilt für den Widder. Die Griechen leiteten das Sternbild Widder aus dem Goldenen Vlies ab. Sie glaubten, Phrixos und seine Schwester Helle seien einst auf dem Goldenen Vlies von Europa nach Asien geflogen. Helle stürzte vom fliegenden Widder ins Meer. Deshalb heißt die Meerenge dort heute noch »Hellespont«. Der Widder hingegen habe sich selbst aus seinem goldenen Fell befreit und sei zum Firmament geflogen, wo er zum Sternbild wurde. Doch der Widder war im alten Babylonien längst bekannt.

Pegasos, das fliegende Pferd Griechenlands, trug der Legende nach auf seinem Rücken das dämonische Wesen »Chimaira« mit dem Löwen-, Ziegen- und Drachenkopf. Aber das Sternbild gab es bereits Jahrtausende vor Apollonius. Das gleiche trifft zu auf die Sternbilder Stier und Plejaden. Es ist leicht beweisbar, daß die griechischen Poeten ihre Sternbilder von älteren Völkern übernahmen und sie erst später mit ihren Heldenepen umrahmten. Dies geschah einfach deshalb, weil einige Angaben der Griechen zu ihrer Zeit gar nicht mehr zutrafen. So warnt beispielsweise Hesiod in seiner Schrift »Werke und Tage« vor den 40 Tagen, in denen die Plejaden nicht sichtbar sind. In dieser Zeitspanne sei die Schifffahrt zu meiden. Die Phase des Verschwindens der Plejaden wurde im Mittelmeerraum stets mit wilden Meeresstürmen in Zusammenhang gebracht (den sogenannten Äquinoktialstürmen). Doch dies stimmte - astronomisch betrachtet - zu Hesiods Zeiten längst nicht mehr. Astronomisch trifft dies »in Wirklichkeit vor etwa 4000 bis 2000 v. Chr. zu, in welcher der heliakische Untergang der Plejaden ungefähr in die Wochen nach dem Frühlings-Äquinoktium gefallen ist«⁶⁵. Hesiod muß ältere Quellen benutzt haben.

In der »Argonautica« befahren die Helden den Fluß Eridanos, den heutige Gelehrte in Oberitalien lokalisiert haben wollen. Jetzt bringen griechische Texte diesen Eridanos regelmäßig mit den Sternbildern Wassermann und Orion in Verbindung. Nichts anderes sahen die Sterndeuter im alten Babylon, wie eine astronomische Tafel belegt, die in der Tontafelbibliothek von Assurbanipal entdeckt wurde. Und woher stammt der Drache, den es ebenfalls längst vor den griechischen Dichtern am Firmament zu bestaunen gab? Der kommt schon auf sumerischen Tontafeln vor. Irgendeine Gottheit soll einem Priester Sternkonstellationen gezeigt und sogar auf eine Tafel gezeichnet haben. Darunter befand sich auch der himmlische Drache mit seiner Hydra. Als Querdenker erinnert mich dies

augenblicklich an die sogenannten »Himmelsfahrten«, die der vorsintflutliche Prophet Henoch erlebte. Auch da erklärte ihm ein »Engel« das Firmament:⁶⁷

»Ich sah die Sterne des Himmels, und ich sah, wie er sie alle bei ihrem Namen rief. Ich sah, wie sie mit einer gerechten Waage gewogen wurden nach ihrer Lichtstärke, nach der Weite ihrer Räume und dem Tag ihres Erscheinens.«

Die Sagenwelt Griechenlands war immer mit dem Fixsternhimmel verbunden, nur existierten die Gestirnskonstellationen mitsamt ihren rätselhaften Vorstellungen bereits Jahrtausende vorher. Prometheus soll seine Geschöpfe gelehrt haben, den Auf- und Niedergang der Gestirne zu beobachten. Er unterwies sie aber auch in der Schrift und brachte ihnen mancherlei Wissenschaften bei. Das Meeresgeschöpf »Oannes«, das exakt das gleiche tat, beschrieb ich bereits. Diodoros von Sizilien berichtet ebensolches in seinem ersten Buch: nämlich daß die ersten Menschen von den Göttern die Sprache, die Schrift und auch die Wissenschaften erlernt hätten." So geht das weiter zu den alten Pharaonenb', den Japanern", den Tibetern⁶⁹, den Maya, Inka und so weiter und so fort...

Nur unsere Gesellschaft interessieren diese Überlieferungen und Chroniken nicht. Wir wissen alles besser.

Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß die griechischen Dichter und Historiker die Fassungen ihrer jeweiligen Geschichte auf das alte Hellas bezogen und dementsprechend mit griechischen Götternamen und griechischen Landschaften versahen. Die Kernaussagen hingegen, seien es die der »Argonautica« oder die von Hesiods Schlachten der Götter gegen die Titanen, beziehen sich nicht auf Griechenland. Und dennoch behaupte ich, im Raum des geographischen Griechenland der Antike ließen Götterabkömmlinge ihre Spuren zurück. Einige von ihnen möchte ich aufdecken.

DAS NETZWERK DER GÖTTER

Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es sie gäbe, wären sie langweilig.

Theodor Fontane, 1818-1898

Wie jedermann weiß, waren die Ägypter die ersten Menschen, die Pyramiden errichteten. So lehrt es die Fachwissenschaft der Ägyptologie. Die älteste aller Pyramidenformen ist die Stufenpyramide von Sakkara, errichtet für den Pharao Djoser (2609-2590 v. Chr.). Stimmt das?

Pausanias war ein griechischer Reiseschriftsteller vor 1800 Jahren. Damals durchwanderte er sein Heimatland und verfaßte anschauliche, oft blumige Berichte über das Griechenland seiner Zeit. Irgendwann war er unterwegs von Argos, einer Stadt unweit der Bucht von Nauplia, Richtung Epidauros und sah rechts von der Straße - gemeint ist die alte Straße von Argos nach Tegea - eine kleinere Pyramide. Etwas weiter, knapp einen Kilometer westlich

des heutigen Dorfes Ligurio, direkt am Fuß des Berges Arachnaion, stand eine zweite Pyramide. Pausanias sah sich die Bauwerke von außen an. Sie waren zusammengesetzt aus respektablen Steinblöcken von durchschnittlich anderthalb Meter Länge. Einige größere Brocken lagen auf dem Boden, und Pausanias meinte, es müßten wohl Grabpyramiden sein.⁷⁰

Erst in den Jahren 1936 und 1937 folgten Archäologen den Spuren von Pausanias und fanden die Pyramiden. Heute nennt man sie »die Pyramiden von Argolis«. Unweit davon wurde außerdem ein megalithisches Bauwerk entdeckt, das etwas abschätzig als »Blockhaus« bezeichnet wird. Es handelt sich um eine rechteckige Struktur, aufgetürmt aus zugeschnittenen Steinbalken. Dann wieder erinnern Teile der Bauweise dieses »Blockhauses« spontan an die gigantischen Mauern im fernen Peru. An beiden Orten bestehen die bearbeiteten Steine nicht aus rechteckig zugeschnittenen Monolithen, sondern aus kompliziert ineinander verschachtelten Blöcken mit vielen Ecken - erdbebensicher.

Die Außenmaße der Pyramiden bei Ligurio betragen: Nordseite 14 Meter, Westseite 12,50 Meter, Südseite 12 Meter und Ostseite 12,75 Meter; Höhe rund zehn Meter, die Spitze fehlt. Im Innern wurden weder Gräber noch Grabbeigaben entdeckt, jedoch ein verwirrendes Gemäuer mit kleineren Räumen und eindeutigen Wassertanks. Ob diese Bassins als Bäder dienten und ob überhaupt jemals Wasser in die Tanks floß, konnte nicht nachgewiesen werden. Die Archäologen der vierziger Jahre datierten beide Pyramiden auf etwa 400 vor Christus" und kamen zu dem Schluß, es könnten keine Gräber gewesen sein, doch auch keine Signaltürme. Vielleicht eine Art von Wachhäusern, bestimmt für wenige Soldaten, welche die Straße kontrollierten. Doch weshalb sollten Wachhäuser Pyramidenform aufweisen? Das ergab wenig Sinn, denn Soldaten hätten wohl eher eine Plattform gewünscht, von der aus sich die gesamte Gegend überblicken ließ.

Erst 1997 nahm sich ein griechisch-britisches Team nochmals der Pyramiden von Argolis an. Diesmal wurde eine Datierung mittels der Thermolumineszenz durchgeführt. (Quarz, Kalzit oder Feldspat strahlen bei Erhitzung Licht ab. Dabei lassen sich radioaktive Verunreinigungen der Kristalle einfangen und zeitlich festlegen.) Das Ergebnis verblüffte die Fachleute. Die Pyramiden waren mindestens 4700 Jahre alt - konnten aber auch älter sein.⁷² Selbst die unterste Grenze von 2700 vor Christus würde die Pyramiden älter machen als die vermeintlich älteste von Sakkara in Ägypten.

Inzwischen kennen griechische Archäologen eine andere, diesmal erheblich größere Pyramide unweit von Mykene. Die soll Jahrtausende älter sein als jene von Sakkara. Bedauerlicherweise wünscht das Kultusministerium in Athen nicht, daß diese Pyramide eingehender erforscht oder gar freigelegt wird. So bleiben einem nur die vertraulichen Informationen aus bester Quelle - die man nicht preisgeben darf.

Pausenlos, der schreibende Wanderer vor 1800 Jahren, befand sich auf dem Weg nach Epidauros. Dies war einst ein prächtiges Heiligtum zu Ehren von Asklepios. Obwohl der Ort nur wenige Kilometer vom Ägäischen Meer entfernt liegt, ist von einem Strand nichts zu erkennen, denn Epidauros befindet sich inmitten waldiger Hügel. Bereits vor 4000 Jahren verehrten die Menschen das Terrain von Epidauros als heiligen Boden. Archäologisch nachweisbar sind Überreste von Tempeln zu Ehren des Gottes Maleatas, der die Menschen von ihren Krankheiten geheilt haben soll. Auch megalithische Bauelemente wurden in Epidauros lokalisiert - aus einer längst vergangenen Zeit, über die niemand nachdenken mag. Weil die verschiedenen griechischen Kultplätze, die ich hier beleuchten werde, alle etwas miteinander zu tun haben und ich gerade erst mit der Zusammensetzung der Bausteine für einen Krimi beginne, sollten meine Leserinnen und Leser folgendes im Gedächtnis behalten:



Die Pyramide bei Argos ist älter als die Cheopspyramide in Ägypten.

Die Gegend, auf der das spätere Epidauros zu Ehren von Asklepios entstand, war bereits in der Steinzeit geheiligter Boden.

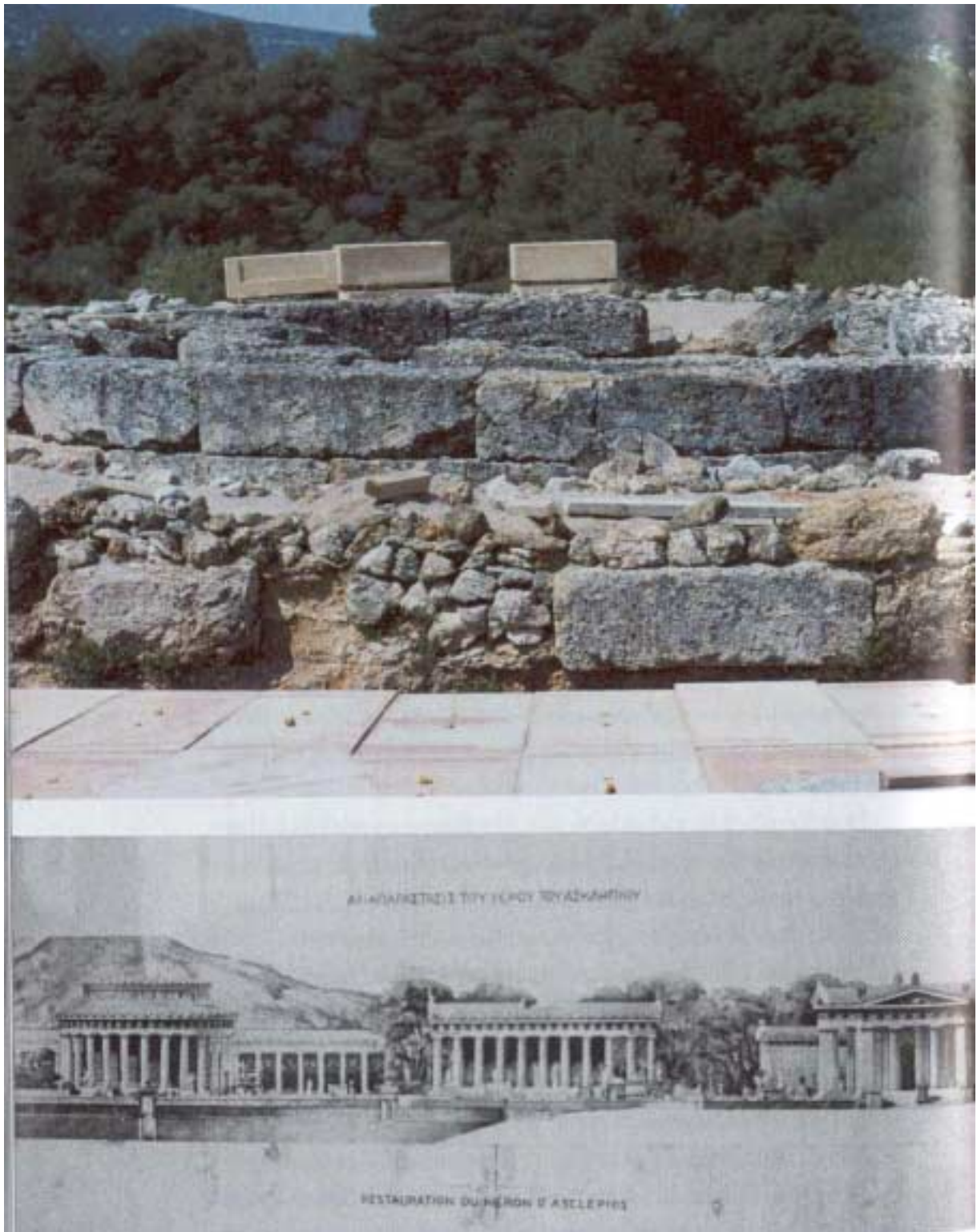
Etwa im siebten vorchristlichen Jahrhundert, nachdem immer mehr Menschen nach Epidauros pilgerten, wurde der Ort dem Asklepios geweiht. Dieser war ein Sohn Apollons, jenes Göttersprosses, der mit seiner fliegenden Barke die »Argo« auf dem Weg ins Land der Hyperboreer passiert hatte. Asklepios selbst soll im Namen von Zeus getötet worden sein - mit einem Blitzstrahl. Was hatte er Schreckliches verbrochen? Immerhin war er ein Sohn von Apollon und der wiederum ein Sohn von Zeus. Vater Zeus wäre demnach der Großvater von Asklepios. Die Sage berichtet, nachdem Asklepios Abertausende von Menschen geheilt habe, sei er übermütig geworden und darangegangen, Tote wieder lebendig zu machen. Dies habe Zeus dermaßen verärgert, daß er Asklepios' Tod anordnete. (Es gibt auch andere Versionen von Asklepios' Tod.) Immerhin sind sich die alten griechischen Autoren in einem Punkt einig: Asklepios wurde vom Kentauren Cheiron aufgezogen. Das war derselbe »Pferdemensch«, bei dem auch Jason, der Führer der Argonauten, seine Jugendzeit verbrachte.

Das Symbol des Asklepios - die Römer verehrten den Gott der Heilkunde als Äskulap - war eine Schlange, die sich um einen Stab ringelte. Dies ist heute noch das Wahrzeichen der Ärzte und Apotheker: der Äskulapstab.

Auch das heutige Epidauros ist eine Reise wert. Zwar stammen die meisten Ruinen aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert, doch findet der Wanderer in der Umgebung des Ausgrabungsbezirks immer wieder Überreste megalithischer Bauten. Oft liegen die großen Platten unbeachtet im Gelände oder sind Bestandteil des heutigen Bodens. Im Zentrum der Anlage stehen die Reste eines runden Baues, von dem niemand weiß, wozu er einst diente. In alten Zeiten bezeichnete man das kreisrunde und von polierten Steinplatten eingefasste Loch als »Grab des Asklepios«. Später hieß es, hier seien die »heiligen Schlangen« des Asklepios verwöhnt worden, und heute sprechen Touristenführer etwas verlegen von einem »Labyrinth«. Genau dies ist es ganz gewiß nicht. Zur Zeit wird in Epidauros restauriert und renoviert, und nach Beendigung solcher Arbeiten ist man nie mehr sicher, ob die zuvor angestellten Vermutungen noch ihre Gültigkeit besitzen.

Was soll sich denn vor Jahrtausenden in Epidauros abgespielt haben? Eine Prozession von Kranken, Unfall- oder Kriegsopfern pilgerte Woche für Woche zu diesem antiken Heilort. Dort gab es eine Herberge mit 150 Zimmern, zudem mehrere Tempel, öffentliche Bäder, einen Sportplatz und später auch noch ein Theater mit 20 000 Sitzplätzen. Heute ist dieses Theater restauriert und die Akustik immer noch derart perfekt, daß selbst Touristen in der obersten Reihe die mit normaler Stimme gesprochenen Worte ihres Reiseleiters verstehen. Das Zentrum, in dem die Heilungen stattfanden, nannte man »Abaton« (»das Unbetretbare«). Nachdem die Patienten ihre Opfergaben den Priestern überreicht und an einigen Zeremonien teilgenommen hatten, wurden sie zum Heilschlaf befohlen. Der fand im Abaton statt, einer Halle von 80 Metern Länge. Dort geschahen regelrechte Wunderheilungen. Woher will man das nach 2500 Jahren wissen? Die Genesenen beauftragten Schriftkundige, ihre Heilung und ihren Dank an die Götter in Stein- und Marmortafeln zu verewigen. Heute noch hängen viele dieser Tafeln an den Originalschauplätzen, andere im kleinen Museum von Epidauros. Mehrere von ihnen fanden sich bei Ausgrabungen in den Jahren 1882 und 1928 auf dem Boden des Abatons. Welche Art Heilung oder gar Wunder soll sich hier vollzogen haben? Hier einige Beispiele aus diesen Dankesinschriften:

»Ambrosia von Athen, einäugig. Kam als Bittfleherin zu dem Gott. Als sie im Heiligtum umherging, lachte sie und hielt es für unmöglich, daß Lahme und Blinde gesund werden. Nachdem sie im Heilraum geschlafen hatte, kam sie mit zwei gesunden Augen heraus.«



»Euhippos trug eine Lanzenspitze sechs Jahre im Knie und schlief im Heilraum... Als es Tag geworden war, kam er gesund heraus.«

»Hermodikos von Lampsakos, am Körper gelähmt. Diesen heilte Asklepios, als er im Heilraum schlief. Er befahl ihm, wenn er herauskomme, den größten Stein, den er finde, zum Heiligtum zu bringen. Da brachte er den, der jetzt vor dem Heiligtum liegt.«

»Alketas von Halieis. Dieser war blind und schlief im Heiligtum. Als es Tag geworden war, kam er gesund heraus.«



Das Heiligtum von Epidauros hat seinen Ursprung in der mythischen Zeit.

Linke Seite unten: So sollen die Tempel des Asklepios in Epidauros einst ausgesehen haben.

Nächste Doppelseite: Das renovierte Amphitheater von Epidauros. Die Akustik ist perfekt.

»Arate von Lakomen, Wassersucht. Für diese schlief ihre Mutter, während sie selbst in Lakedaimon war, und sah einen Traum... Als sie nach Lakedaimon zurückkehrte, war ihre Tochter gesund. Sie hatte denselben Traum gesehen.«

»Euphanes, ein Kind aus Epidauros, litt an einem Stein. Während es schlief, fragte der Gott im Traum: >Was gibst du mir, wenn ich dich heile?< Das Kind antwortete: >Zehn Murmeln.< Der Gott lachte und versprach, es zu heilen. Am nächsten Tag war Euphanes gesund.«

»Aischines kletterte auf einen Baum, um durch das Fenster ins Abaton zu schauen. Er fiel vom Baum auf einen spitzen Stumpf und zerstörte beide Augen. Blind floh er ins Abaton und flehte zum Gott. Er wurde geheilt.«

»Aristokritos aus Halieis. Sein Knabe war ins Meer hinausgeschwommen, von dem es keinen Ausweg mehr gab. Da schlief sein Vater, der den Knaben nicht mehr finden konnte, bei Asklepios im Heilraum. Als er herauskam, fand er den Knaben unversehrt.«

Auf den Tafeln von Epidauros werden rund 70 übernatürliche Heilungen und Hilfen registriert. Nichts Besonderes, könnte man sagen, denn derartige Genesungen geschehen doch auch heute - etwa in katholischen Wallfahrtsorten wie Lourdes in Frankreich oder Fátima in Portugal. Heute verhalten sich die durch ein Wunder geheilten Personen nicht anders als vor Jahrtausenden. Ihre Verehrung und ihr Dank haben die gleiche Qualität. Dies beweisen Abertausende von Votivtafeln an allen Pilgerstätten der Erde.

Doch die Wunderheilungen vor Christus und Wunderheilungen heute haben unterschiedliche Positionen. Jeder, dem heute eine Wunderheilung zuteil wurde, ist aus tiefstem Herzen davon überzeugt, Jesus, Maria oder zumindest ein christlicher Heiliger habe dabei seine Hände im Spiel gehabt. In Epidauros gab's aber keine christlichen Gestalten, die man um Hilfe bitten konnte. Wer oder was verursachte dann die offensichtlichen Heilungen? Nach dieser Frage ist klar, daß für spontane und miraculöse Heilungen kein christlicher Glaube notwendig ist. In Epidauros glaubte man an Apollon und Asklepios - gesund wurde man trotzdem.

Also bleibt der Glaube, die tiefe, innere Überzeugung, welche die Heilung in Gang setzt. An sämtlichen Heilorten, ob Jahrtausende zurück oder heute, ist die Selbstsuggestion allgegenwärtig, aber auch die Massensuggestion. Heute wird gemeinsam gebetet, gemeinsam an einer Prozession teilgenommen, gemeinsam einer Messe beigewohnt. Früher waren es gemeinsam durchgeführte Opfer

rituale, gemeinsame Gerüche, die man inhalierte (heute: Weihrauch), gemeinsames Flötenspiel, dem man lauschte (heute: Orgeln) - oder eine gemeinsame Verehrung. Das Denken wird auf einen eingengten Punkt konzentriert, und das Bewußtsein nimmt die Umwelt und die Alltagssorgen bald nicht mehr wahr. Man nennt das auch autogenes Training oder spricht von Meditation, obwohl diese Bündelung der Gedankenwelt sehr alt ist und in vielen Religionen praktiziert wird.

An jedem Erscheinungsort der Gegenwart fokussieren die Blicke der Massen einen Punkt - den Altar oder eine Madonnenstatue. Die allgemeine Bewußtseinslage senkt sich, und die Menschen geraten in eine Art »hypnotischer Absenz«. Dieses Gruppenerlebnis kann) eder bis unter die Haut spüren. Die Sehnsucht nach dem Mirakel löst unter wildfremden Menschen Wechselbeziehungen aus, die jede Scheu, auch die vor dem jammern und Weinen, auslöscht. Ich habe es oft beobachtet: Die Teilnehmer an der täglichen Prozession zur Quelle von Lourdes geben sich einem allgemeinen Gefühl des tiefen Vertrauens hin. Hier, am Ziel der

Hoffnung, will man die Leiden loswerden. Diese fast ekstatischen Emotionen sind an sämtlichen religiösen Heilorten der Humus, auf dem das Udenkbare möglich wird.

Im Epidauros wurde es möglich - die Votivtafeln belegen es. Die Priesterärzte kannten wohl die suggestive Kraft des Unterbewußtseins. Aber zuerst pilgerten schließlich nicht Priester nach Epidauros, sondern Menschen. Die zunehmende Schar von Wallfahrern machte Epidauros erst zum Wallfahrtsort, zog dann erst die Priester hinter sich her. Ich sehe es so: Irgendwann ereignete sich im Gelände von Epidauros etwas Unglaubliches. Ein »Gott« war vom Himmel gestiegen. Nur wenige Menschen beobachteten dieses Ereignis, zudem fürchteten sie sich. Doch der »Gott« sah die Menschen trotzdem. Ohne sie zu erschrecken, legte er kleine Geschenke an den Rand der Lichtung. Nach anfänglichem Zögern holten die Menschen diese Geschenke und revanchierten sich mit Geschenken für den »Gott«. Später werden diese Geschenke »Opfergaben« genannt.

Einige der Menschen waren krank, was dem »Gott« ebenfalls nicht verborgen blieb. Inzwischen hatten die Menschen Zutrauen gewonnen, und der »Gott« begann, die Kranken zu heilen. Dies sprach sich wie ein Lauffeuer unter den Menschen herum. Auch nachdem der »Gott« längst verschwunden war, strömten Kranke an diesen außergewöhnlichen Ort. Tempel wurden errichtet - und die Autosuggestion nahm ihren Lauf. Nicht auszuschließen ist, daß der »Gott« irgend etwas Technisches zurückließ oder in den Boden senkte, um auch auf Distanz zu beobachten und vielleicht gar einzugreifen. Außerdem hat es den Anschein, als ob dieser »Gott« wußte, wie das menschliche Gehirn funktioniert und wozu das Bewußtsein fähig ist.

Epidauros ist heute noch ein kurioser Ort. Handys funktionieren nicht oder nur widerwillig, und die staatliche Fernsehgesellschaft mußte gleich mehrere Verstärker um Epidauros errichten, um einen klaren Empfang ihrer Sendungen zu gewährleisten. Außerhalb der archäologischen Zone wurden neue Kurhotels eröffnet, und selbst der verstorbene französische Staatspräsident Francois Mitterrand pilgerte in aller Heimlichkeit nach Epidauros, um für seine Genesung zu bitten. An welchen Gott er seine Gebete richtete, ist unbekannt.

Der nächste Wirkungsort der Götterabkömmlinge, den ich kurz durchleuchten möchte, ist Kreta. Die Geschichte dieser Mittelmeerinsel hat einiges mit Technik zu tun, und sie war der Schauplatz so mancher Erfindung. Ich berichtete bereits, wie sich die Königstochter Europa in einen Stier verliebt haben soll, der in Wirklichkeit Zeus hieß und der mit der lieblichen Prinzessin schnurstracks nach Kreta schwamm. Dort zeugte Zeus mit seiner Geliebten drei Söhne, einer davon hieß Minos. Der wurde König von Kreta und erhielt auf geisterhafte Weise alle neun Jahre neue Gesetze von seinem Vater Zeus. Es galt wohl, sich der Zeit anzupassen und mit den stets aktuellen Gesetzen ein Vorbild für andere Völker zu sein. Minos ließ einen gewaltigen Palast errichten, wie ihn die Welt von damals noch nicht gesehen hatte. Und natürlich nahm sich Göttersohn Minos eine Gattin aus göttlichem Geschlecht: die Tochter des Sonnengottes Helios.

Eines Tages wünschte Minos, ein Opfer darzubringen, und der Meereshott Poseidon schickte einen schönen, jungen und verspielten Stier, der eigentlich für das Ritual bestimmt war. Doch Minos behielt den Stier und schlachtete einen anderen. Das wiederum machte Poseidon wütend, und er sann auf Rache. Die Götterabkömmlinge waren sich untereinander nicht grün. Irgendwie veranlaßte Poseidon die Frau des Minos, sich in den Stier zu verlieben - eine schauerhafte Vorstellung. Verständlicherweise konnte die Frau des Minos nicht in aller Öffentlichkeit ihre perverse Liebe zu einem Stier zeigen. Deshalb beauftragte die Königin

einen genialen Mechaniker, der auf Kreta lebte, eine künstliche Kuh herzustellen. Daidalos hieß der Techniker, und der konstruierte eine derart perfekte Kuh, daß sich die Königin hineinlegen konnte und der hübsche Stier nicht merkte, mit wem er es in Wirklichkeit zu tun hatte. Der Stier begattete die Kuh, und bald darauf verspürte die Königin große Leibschmerzen. Sie gebar - was wohl? - ein Mischwesen, eine Kreatur mit einem menschlichen Körper und einem Stierkopf. Und weil die Dame immerhin die Gattin von König Minos war, nannte man den Zwitter Minotauros.

König Minos muß stocksauer geworden sein, denn er beauftragte den Techniker Daidalos, ein riesiges Gefängnis für den Minotauros zu konstruieren. Daraufhin baute Daidalos ein Labyrinth, derart verwirrend, daß niemand mehr herausfand. Doch das Mensch-Stier-Monstrum hatte abscheuliche Wünsche. Jedes Jahr wurden je sieben Jünglinge und Jungfrauen ins Labyrinth geschickt, auf daß der Minotauros sie fresse. Doch siehe, der Sohn des Königs von Athen hatte sich vorgenommen, das Untier abzuschlachten und der Menschenopferung ein Ende zu bereiten. Deshalb meldete er sich freiwillig als Opfer und reiste nach Kreta. Dort verliebte er sich in Ariadne, eine Tochter von König Minos. Die bat wiederum ebenjenen Techniker Daidalos um Hilfe, damit ihr Geliebter nach dem Kampf mit dem Minotauros wieder aus dem Labyrinth herausfand. Daidalos, der für) edes Problem eine Lösung parat hatte, zeigte der Königstochter den Ausgang des Labyrinths und gab ihr ein Wollknäuel: den weltberühmten »Faden der Ariadne«. Der Geliebte sollte diesen Faden beim Eingang festbinden und hinter sich abrollen. So würde er auch den Ausgang wiederfinden. Offenbar lagen der Eingang und der Ausgang gleich beisammen, und nur Daidalos, der Konstrukteur des Labyrinths, wußte dies.

Der Rest ist schnell erzählt. Der Königssohn tötete den Minotauros. König Minos erfuhr selbstverständlich, welche Rolle der Techniker Daidalos dabei gespielt hatte. So ließ er Daidalos mitsamt dessen Sohn Ikaros in den Kerker werfen. Dort konstruierte Daidalos zwei Fluggürtel aus Holz, Federn, Harz und anderen Zutaten. Vater Daidalos und Sohn Ikaros schwangen sich in die Lüfte über der Insel Kreta und flogen fröhlich davon. Leider hatte der Sohn die Warnung seines Vaters vergessen, der Sonne nicht zu nahe zu kommen, weil sonst das Harz schmelzen und seine Federn verbrennen würden. Exakt dies geschah, der Bursche stürzte ab, und seither nennt man das Meer an jener Stelle »Ikarisches Meer«. Und die Insel, auf welcher der Leichnam an Land gespült wurde, heißt seitdem »Ikaria«.

Vater Daidalos erreichte fliegend Sizilien. Der dortige König nahm den genialen Konstrukteur mit Begeisterung auf, denn schließlich sucht jeder Herrscher nach technischer Überlegenheit. Minos auf Kreta hingegen tobte, weil ihm Daidalos entkommen war. Er ließ seine Flotte den ganzen Mittelmeerraum absuchen und fand Daidalos tatsächlich auf Sizilien. Bloß wollte der dortige König seinen vom Himmel eingeflogenen Techniker nicht mehr hergeben. Während eines Bades verbrühten die Töchter des sizilianischen Königs den Göttersohn Minos aus Kreta mit kochendem Wasser. Es gibt griechische Legenden, die berichten, der Leichnam des Königs Minos sei nach Kreta zurückgebracht und dort bestattet worden.

Selbstverständlich hat sich die Geschichte nie so abgespielt, wie der Mythos es erzählt. Die griechische Archäologin Anna Michailidou möchte dies klar festgeschrieben haben: »Unter keinen Umständen ist der Mythos eine geschichtliche Realität.« Alle bekannten Dichter und Geschichtsschreiber des alten Griechenland haben über die kretischen Mythen geschrieben: Homer und Hesiod, Thukydides, Pindar, Plutarch, Diodoros von Silizien und selbstverständlich auch der »Vater der Geschichtsschreibung«, Herodot. Jeder liefert in seinen Werken andere Varianten und Zutaten, nur die Rahmengeschichte bleibt erhalten.

Auf Kreta ist nie ein Labyrinth gefunden worden, es sei denn, der Palast von König Minos war damit gemeint, denn »das Haus des Minos« war größer als der Buckingham-Palast und enthielt in mehreren Stockwerken etwa 1400 Räume. Da konnte man sich schon verirren, nur ein Stiermensch hatte darin nichts verloren. Noch Mitte des letzten Jahrhunderts war der riesige Gebäudekomplex nur ein nichtssagender Hügel gewesen.

Erst 1878 begann der Grieche Minos Kalokairinis mit bescheidenen Grabungen in Knossos, doch 1894 kam der Brite Arthur Evans (1851-1941) nach Kreta, und der glaubte, genau wie Heinrich Schliemann, an die Realität von Homers Schilderungen. Homer hatte nämlich sehr ausführlich über die Sagen von Kreta berichtet und dabei auch brauchbare Beschreibungen des Palastes von Knossos geliefert - der Residenz des Königs Minos.

Arthur Evans kehrte vorerst nach England zurück und avancierte zum Direktor des Ashmolean-Museums in Oxford. Dort sammelte er Geld und Gönner, um auf Kreta graben zu können. Mit einem Trupp von 30 Mann ging's am 23. März 1900 endlich los, und die Ausgräber entrissen dem Boden Schicht um Schicht des sagemumwobenen Palastes von König Minos.

Eines stellte sich sofort heraus: Hier war der Stier verehrt worden. Man fand ihn auf Wandmalereien und Tonscherben, und überall tauchte das Stiergehörn auf. Irgend etwas Technisches wurde nicht entdeckt. Desgleichen fand man keine Werkstatt des genialen Daidalos, keine Knochenreste eines Minotauros und bedauerlicherweise auch nicht ein einziges Metallteil des Roboters Talos aus der »Argonautica«. Der rostet ohnehin unter Wasser in irgendeiner Meeresbucht, und davon gibt's Tausende auf Kreta.

Die ganze Insel war nach außen hin unbefestigt. Es gab keine Mauern, keine Burgen und keine Schutzwälle gegen etwaige Angreifer vom Meer her. Verließ man sich doch auf den Talos? Immerhin konnte Arthur Evans belegen, daß Homers Beschreibungen recht zutreffend waren, doch am meisten verblüffte die Ausgräber das Alter ihrer Funde. Der Palast von Knossos war mehrmals zerstört und wiederaufgebaut worden, wobei selbst der älteste Palast etwa die gleiche Größe gehabt haben mußte wie der jüngste. Das reichte 5000 Jahre in die Vergangenheit zurück, und mit jeder Schicht kam man noch näher an die Steinzeit heran. Schließlich zeigte sich, daß an derselben Stelle, an der später der Palast von Knossos erbaut wurde, bereits vor 8000 Jahren Menschen gesiedelt hatten. Was war an diesem Platz so Besonderes? Auch megalithische Überreste wurden entdeckt - nicht nur in Knossos, sondern außerdem verstreut auf diversen kretischen Tempelkomplexen.

Die Gebäude des Palastes von Knossos entpuppten sich als ein in sich verschachtelter Komplex mit Innenhöfen, Sälen, kleineren Kammern und niedrigen Türen. Dann gab es badewannenförmige Gefäße mit Abflußlöchern doch ohne Abflußleitung. Schließlich überraschte die Vielzahl von Treppen: Drei lagen im Abstand von nur zehn Metern im selben Trakt und führten auf eine große Dachterrasse. Gab es Anlässe, zu denen alle Bewohner gleichzeitig zum Dach drängten? Arthur Evans fand viele Magazinräume, angefüllt mit Tongefäßen von doppelter Mannsgröße. Dazu schrieb Professor Dr. H. G. Wunderlich:"

»Schon bei >normalhohen< Vorratsgefäßen fragt man sich verwundert, wie sie eigentlich entleert und von Zeit zu Zeit gereinigt wurden, da man auch mit sehr langen Kellen kaum den Grund erreicht, selbst wenn man sich eines Stuhles oder Hockers bedient. Die Riesen-Pithoi [Tongefäße] werfen in dieser Hinsicht ein unlösbares Problem auf: sie lassen sich nicht einmal kippen... Vorrats



Zu Hunderten waren die Tonkrüge von Knossos in der Erde vergraben. Sie enthielten einst Öl – Treibstoff für die »fliegenden Kisten« der Götterabkömmlinge?

Rechte Seite unten: Die Anfänge des Palastes von König Minos auf Kreta gehen in die Megalithzeit zurück.



gefäße von der Größe der Riesen-Pithoi mußten vor Errichtung der umschließenden Mauern herbeigeschafft, aufgestellt und sodann eingemauert worden sein, ohne daß später je die Möglichkeit bestand, sie durch andere Gefäße zu ersetzen. Füllen und Entleeren war wohl nur mit Hilfe von Schläuchen möglich, nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren. Doch wie unpraktisch, solche Gefäße an schwer zugänglicher Stelle einzubauen! Man wendet sich etwas irritiert ab ... «

Es wurde errechnet, daß einer dieser monströsen Tonkrüge durchschnittlich 586 Liter faßte:⁷⁶ »Die Summe aller, allein im Westtrakt des Palastes von Knossos untergebrachten Behälter belief sich auf 420, was einer Gesamtspeicherkapazität von 226 000 Litern entsprach.«

Nun gab es außer diesen Tonkrügen im Westtrakt im gesamten Bereich des Komplexes derartige »Ölbehälter«, von den Archäologen oft »Zisternen« genannt. Die Lagerkapazität war gigantisch. Wozu nur? Eine Theorie vermutet, die Minoer hätten für Krisenfälle vorgesorgt. Nur überzeugt das nicht. Knossos fürchtete keine Gefahr, die ganze Insel Kreta war unbefestigt. Der Herrscher war ein Göttersohn mit Fähigkeiten für besondere Anlässe, und dann umkreiste immer noch der Roboter Talos die Insel. Wozu also brauchte man absurde Mengen von Speiseöl, das zudem in der mediterranen Hitze binnen kurzer Zeit ranzig wurde?

Wir wissen es nicht, und so bleibt nur die Idee oder Spekulation, um wenigstens eine mögliche Lösung ins Gespräch zu bringen. Ich habe mich vor einigen Jahren mit König Salomon und der Königin von Saba beschäftigt." Dabei zeigte sich, daß Salomon einen Flugwagen benutzte, »den er gemäß der ihm von Gott verliehenen Weisheit angefertigt hatte« (»Kebra Negest«, Kapitel 30). Einen derartigen »Wagen, der durch die Lüfte fuhr« hatte er auch seiner Geliebten, der Königin von Saba, geschenkt. Bei diesem Gefährt handelte es sich nicht um ein extraterrestrisches Vehikel, sondern vermutlich um eine einfache Konstruktion in Form eines zeppelinartigen Heißluftballons. Vergessen wir nicht, daß die Göttersöhne der Mythologie von ihren Vätern eine ganze Menge an technischem Wissen erhielten. Das machte sie den gewöhnlichen Menschen überlegen.

In den mehrere tausend Jahre alten Beschreibungen von Salomons Flugwagen ist auch die Rede davon, das fliegende Gebilde habe »Feuer und Wasser« benötigt, und tatsächlich sind auf diversen Berggipfeln kuriose Bauwerke gefunden worden, die alle zu Ehren von König Salomon errichtet wurden. Die arabische Welt nennt diese Berggipfel »Takt-i-Suleiman«, Thron des Salomon, und es gibt sie vom heutigen Kaschmir über den Iran und Irak sowie die Arabische Halbinsel bis zum Jemen. Auf all diesen Bauwerken oder in den Tempeln auf den Berggipfeln wurden Wasser und Feuer verehrt - und Öllager gefunden. Gesetzt der Fall, Salomons Fluggerät sei durch eine primitive Dampfmaschine angetrieben worden, so wären dazu Wasser und Feuer notwendig gewesen. Doch wie erhitzte Salomon das Wasser in seiner fliegenden Kiste? Durch brennbares Öl, ganz ähnlich wie der Docht einer Ölfunzel die Lampe erhellt.

So habe ich Gründe, um etwas provokativ zu fragen: Waren die Ölreserven im Palast von Knossos Treibstofflager? Rannte plötzlich deshalb alles auf die Flachdächer, weil eine fliegende Barke gemeldet wurde? Diese Idee kommt nicht wie ein Schuß aus der Hüfte, es gibt gute Hinweise dafür. Im sechsten Buch seiner »Naturgeschichte« berichtet der römische Geschichtsschreiber Plinius der Ältere, der im Jahr 79 unserer Zeitrechnung beim derartigen »Wagen, der durch die Lüfte fuhr« hatte er auch seiner Geliebten, der Königin von Saba, geschenkt. Bei diesem Gefährt handelte es sich nicht um ein extraterrestrisches Vehikel, sondern vermutlich um eine einfache Konstruktion in Form eines zeppelinartigen

Heißluftballons. Vergessen wir nicht, daß die Göttersöhne der Mythologie von ihren Vätern eine ganze Menge an technischem Wissen erhielten. Das machte sie den gewöhnlichen Menschen überlegen.

In den mehrere tausend Jahre alten Beschreibungen von Salomons Flugwagen ist auch die Rede davon, das fliegende Gebilde habe »Feuer und Wasser« benötigt, und tatsächlich sind auf diversen Berggipfeln kuriose Bauwerke gefunden worden, die alle zu Ehren von König Salomon errichtet wurden. Die arabische Welt nennt diese Berggipfel »Takt-i-Suleiman«, Thron des Salomon, und es gibt sie vom heutigen Kaschmir über den Iran und Irak sowie die Arabische Halbinsel bis zum Jemen. Auf all diesen Bauwerken oder in den Tempeln auf den Berggipfeln wurden Wasser und Feuer verehrt - und Öllager gefunden. Gesetzt der Fall, Salomons Fluggerät sei durch eine primitive Dampfmaschine angetrieben worden, so wären dazu Wasser und Feuer notwendig gewesen. Doch wie erhitzte Salomon das Wasser in seiner fliegenden Kiste? Durch brennbares Öl, ganz ähnlich wie der Docht einer Ölfunzel die Lampe erhellt.

So habe ich Gründe, um etwas provokativ zu fragen: Waren die Ölreserven im Palast von Knossos Treibstofflager? Rannte plötzlich deshalb alles auf die Flachdächer, weil eine fliegende Barke gemeldet wurde? Diese Idee kommt nicht wie ein Schuß aus der Hüfte, es gibt gute Hinweise dafür. Im sechsten Buch seiner »Naturgeschichte« berichtet der römische Geschichtsschreiber Plinius der Ältere, der im Jahr 79 unserer Zeitrechnung beim Weise, bis schließlich der kretische Teil der Familie auseinanderbrach. Das gleiche betraf das Reich von Saba. Auch das »göttliche Blaublut« degeneriert letzten Endes mit der Zeit und mit ihm das geheime Wissen über die ehemaligen Technologien. Recht so.

Wann dies alles begann, ist ebensowenig feststellbar wie der Zeitpunkt, an dem die ersten Menschen zu einem Heilgott nach Epidauros pilgerten. Wichtig für meine Betrachtungsweise bleibt jedoch: Am geographischen Punkt, auf dem später Knossos entstand, fünf Kilometer südöstlich der heutigen Stadt Heraklion auf Kreta, wurden bereits vor über 6000 Jahren Götter verehrt. Diese Feststellung hat etwas mit den Rätseln zu tun, auf deren Spuren ich wandle.

Nördlich von Kreta liegt der Kanal von Antikythera, benannt nach den Inseln Kythera und Antikythera. In alten Zeiten, als die Schiffer die Meere nicht quer durchpflügten, sondern aus Sicherheitsgründen stets Land in Sicht haben wollten, kam es immer wieder zu Unglücken. Mal stießen die Kähne in der Dunkelheit zusammen, mal brach Feuer an Bord aus, mal kaperten Seeräuber oder Kriegsschiffe die Barken, oder die Kapitäne steuerten ihre Schiffe in Untiefen. Eines dieser Wracks wurde zufällig von einer griechischen Schiffsbesatzung entdeckt, die sich auf der Flucht vor einem Unwetter in eine Bucht auf der Ostseite von Antikythera gerettet hatte. Eigentlich waren die Männer auf der Suche nach Schwämmen, Muscheln und Perlen, und da man nun schon einmal am Strand von Antikythera übernachtet hatte, war es auch egal, dort anderntags ein bißchen zu tauchen. In 30 Meter Tiefe (bei Ebbe) erblickte der Taucher Elias Stadiatis einen Holzmast und dann die Umrisse eines Schiffes. Aufgeregt informierte er seine Kameraden über die Entdeckung, und alles sprang ins Wasser, um das Schiff zu betrachten - geschehen zwei Tage vor Ostern im Jahr 1900. Während der folgenden Tage brachten die Männer immer mehr Gegenstände an die Oberfläche, und es wurde Zeit, die Behörden zu informieren.

Die Taucherei war lebensgefährlich, denn wegen der Tiefe von 30 Metern konnte jeder nur zweimal täglich nach unten. Es standen keine Sauerstofftanks zur Verfügung, und die Taucher hatten ihre liebe Mühe, das Wrack überhaupt zu erreichen, ein Stück der Ladung in den Korb zu bugsieren, der an einem Seil schaukelte, und sich gleich wieder hochtreiben zu lassen.

Unter den damaligen Bedingungen wundert es wenig, wenn zwei Menschen während der Tauchgänge ums Leben kamen und zwei weitere ernsthaft erkrankten.

Über Monate gelangten Figürchen, Münzen, zwei bronzene Arme, blaue Vasen und sogar kleinere Marmorstatuen, die später mit etwa 80 vor Christus datiert wurden, ans Tageslicht. Schließlich erblickte einer der Männer im dunklen Wasser so etwas wie ein rechteckiges Gebilde, überwuchert mit Muscheln, Kalk und korrodierenden Metallklümpchen. Der Taucher wußte nicht, was ihm in die Hände gefallen war. Im Verlauf der darauffolgenden Tage wurden zusätzliche Bruchstücke an die Oberfläche befördert, doch vorerst erkannte auch der an Bord befindliche Archäologe die Bedeutung des einzigartigen Fundes nicht.

Im Griechischen Nationalmuseum von Athen wurde das unförmige Gebilde chemisch behandelt, um verdeckte Schichten freizulegen. Die Konservatoren staunten nicht schlecht, als sie plötzlich drei Zahnräder erblickten, die durch zwei kreuzförmig angelegte Metalleisten zusammengehalten waren. Dann zerbröckelte ein gerade mal zwei Millimeter dickes Zahnrädchen zwischen den Pinseln der Konservatoren. Jetzt begriffen die Männer, daß es sich um eine technische Apparatur handelte, und auch, daß nun Spezialisten gefragt waren.

Einer der Studenten, die damals mit Pinzetten die einzelnen Zahnrädchen zum Trocknen auslegten und mit Chemikalien reinigten, hieß Valerio Stais. Er wurde später Archäologe und war der erste, dem in den halbdunklen Räumen des Griechischen Nationalmuseums ein Licht aufging. Inzwischen waren nämlich über 30 Zahnrädchen unterschiedlicher Größe zum Vorschein gekommen und auch einige Buchstaben in altgriechischer Schrift. Die Apparatur hatte ganz offensichtlich etwas mit Astronomie zu tun. Dies erklärte Valerio Stais einem Journalisten - worauf er von den Fachleuten beschimpft wurde.

In den nachfolgenden Jahren nahmen sich mehrere echte und selbsternannte Spezialisten der »Maschine von Antikythera« - wie sie inzwischen hieß - an. Wie üblich mit unterschiedlichen Resultaten. Im Sommer 1958 erhielt der junge, englische Mathematiker Dr. Derek J. Solla Price die Erlaubnis, das heikle antike Stück zu untersuchen. Erst jetzt - 55 Jahre nach der Entdeckung - durfte ein Mathematiker der auch Astronomie studiert hatte, an die Arbeit gehen. Dr. Solla Price wurde später Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Yale-Universität in den USA. Er veröffentlichte die einzigen gründlichen Arbeiten über die »Maschine von Antikythera« und verhehlte dabei nicht sein großes Erstaunen über diesen Fund.⁸¹

Die Metallteilchen bestanden aus reiner Bronze oder Kupfer-Zinn-Legierungen mit unterschiedlichen Mischungen. Auch geringe Anteile von Gold, Nickel, Arsen, Natrium, Eisen und Antimon konnten festgestellt werden. Die eingravierten griechischen Buchstaben, die nur noch fragmentarisch entzifferbar waren, belegten klipp und klar die astronomische Bedeutung des seltenen Fundes. Da tauchten Wörter auf wie »... am Abend der Stier ...«, »... sinkt Wega am Abend ...«, »... die Plejaden gehen am Morgen«. Oder Sternennamen und Konstellationen wie »Zwillinge, Altair, Arkturus«. Unterbrochen wurde der Text durch vereinzelte, gravierte Zahlen. Schließlich waren auf der Apparatur noch drei ehemals runde Skalen mit Millimeterstrichen, vergleichbar einem Rechenschieber, zu erkennen. Über 30 Zahnrädchen unterschiedlicher Größe griffen ineinander und waren durch kleine Achsen auf einer Kupferplatte befestigt. Sogar Differentialrädchen waren Bestandteil der Maschine. Sie sorgten offenbar dafür, daß auf der Skala die Relationen der unterschiedlichen Gestirnspositionen zueinander abgelesen werden konnten. Das klingt kompliziert, muß es aber nicht sein: Wenn die Plejaden am Punkt X aufgehen, wo steht dann der Stern Altair? Ablesbar waren aber auch die Positionen des Mondes in Relation zur Sonne und zur Erde oder der Auf- und Niedergang des Sirius im Vergleich zu Wega.



*Überbleibsel
und restaurierte
Halle des Pala-
stes von Knossos
auf Kreta.*



Offenbar war die Maschine von Antikythera einige Jahrhunderte vor der Zeitenwende gebaut worden; doch mußte dies in irgendeinem Geheimlabor geschehen sein, denn die Erkenntnisse, die sich aus der Apparatur beziehen ließen, paßten hinten und vorne nicht in das astronomische Wissen von damals. Dies galt aber auch für die angewandte Technologie und Feinmechanik. Professor Solla Price sagte nach jahrelanger Beschäftigung mit der Maschine von Antikythera bei einem Vortrag in Washington, ihm komme das Ganze vor, als sei im Grab des Tut-en-chamun in Ägypten ein Düsentrriebwerk gefunden worden. Dabei weiß Solla Price selbstverständlich ganz genau, daß gerade die alten Griechen hervorragende Mathematiker und Tüftler hervorgebracht haben: etwa Aristoteles (384-322 v. Chr.) oder Archimedes (285-212 v. Chr.).

Auch ist bekannt, daß die Araber über brillante Astronomen verfügten und um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung mechanisch funktionierende Kalender, sogenannte Astrolabien, herstellten. Doch all dies ließ sich nicht mit den Erkenntnissen vereinbaren, welche die Maschine von Antikythera in sich barg. Solla Price: " »Entweder stellt die Maschine von Antikythera die fortschrittliche Linie eines Prozesses dar, über den nie geschrieben wurde, oder sie ist der massive Eingriff eines unbekannten Genies.« Und weiter: »Selbst wenn man die weitest möglichen Grenzen in bezug auf die Datierung berücksichtigt, muß klar sein, daß wir etwas viel Komplizierteres vor uns haben als alles, was in der antiken Literatur je erwähnt wurde.«

Gerade ein Mann wie Professor Solla Price, der sich als einziger jahrzehntelang mit dem Wunderwerk von Antikythera auseinandersetzte und die gesamte antike Literatur über Mechanik, Mathematik und Astronomie zu Rate zog, meint am Ende seiner Untersuchungen:

»Mit dem Mechanismus von Antikythera sind wir mit einem variantenreichen Phänomen konfrontiert: mit dem der High-Technology. Dies ist der Name, mit dem wir speziell fortschrittliche Entwicklungen in der Wissenschaft bezeichnen.«

Nahezu 90 Jahre lang wurde die Maschine von Antikythera einem breiten Publikum vorenthalten. Neuerdings sind mehrere Einzelteile davon in einem Glaskasten des Griechischen Nationalmuseums in Athen zu bestaunen. Die von Scheinwerfern angestrahlte Apparatur lehrt uns, wie wenig wir über die Kenntnisse wissen, welche die Götterabkömmlinge ihren Lieblingen zuflüsterten. Sie demonstriert auch, wie dumpf und denkfaul unsere Mitnickergesellschaft geworden ist. Da liegt eine High-tech-Apparatur mit Zahnrädern von bis zu 240 Zähnen vor uns, die gerade mal um ein Hundertstel Millimeter differieren. Wären die Abweichungen größer, so würde die Skala falsche Werte liefern.

Dieses technische Wunderwerk wird nirgendwo in der antiken Literatur erwähnt, obwohl sein Auftauchen in aller Munde gewesen sein mußte. Wo sind seine Vorläufer? Ohne die geht es nicht, weil sonst kein noch so genialer Feinmechaniker die Maschine sozusagen »aus dem Stand heraus« konstruieren konnte. Und wenn es diese Vorläufer gab, weshalb erwähnt sie keiner der Dichter und Historiker, die doch auch sonst jedes wichtige Detail notierten? (Nachläuferapparaturen von viel bescheidenerer Mechanik gab's, doch dies ist eine andere Geschichte.) Und woher kam eigentlich das astronomische Wissen, das hinter diesem Wunderwerk steht? Der Mensch guckt in den Glaskasten im Nationalmuseum von Athen und denkt sich: Na, irgendwie müssen es die Alten eben geschafft haben! Merke: Es fallen keine Genies vom Himmel.

Die Maschine von Antikythera war im »Handtaschenformat« angefertigt, etwa in der Größe einer tragbaren Schreibmaschine. Sie konnte leicht von einem Götterpalast in einen anderen befördert werden. Auch an Bord einer der fliegenden Kisten der Vorgeschichte hätte der



Oben und nachfolgende Doppelseite: Der Damm von Marib (Jemen) war der mächtigste Staudamm der Antike. Er wurde zur Zeit der Königin von Saba errichtet.

Mechanismus gute Dienste geleistet, schließlich galt es, überall die Menschen zu beeindrucken und eine Priesterkaste heranzuzüchten, die den Göttern diene. Der fliegende Salomon benötigte - wie auch die indischen Königsfamilien, die genauso den Luftraum beherrschten⁸² -, zweifellos Navigationsinstrumente. So verwundert es nicht, wenn arabische Historiker überliefern, Salomon habe in seinem »Wagen, der durch die Lüfte fuhr« einen Zauberspiegel verwendet, »der ihm alle Orte der Welt enthüllte«⁸³. Dieses Wunderwerk war »zusammen gesetzt aus verschiedenen Substanzen« und ermöglichte es dem König auf seinem fliegenden Teppich, »in alle sieben Klimata zu sehen«. Und Abdul Al-Mas'udi (895-956), Arabiens bedeutendster Geograph und Historiker, schrieb in seinen »Historien«, auf jenen Bergspitzen, auf denen Salomon offensichtlich nachtankte, habe es wunderbare Wände gegeben, die Salomon »die Himmelskörper zeigten, die Sterne, die Erde mit ihren Kontinenten und Meeren, die bewohnten Landstriche, ihre Pflanzen und Tiere und viele andere erstaunliche Dinge«⁸⁵. Sie waren wohl mindestens so erstaunlich wie die Maschine von Antikythera.

Nördlich der Inseln Antikythera und Kythera liegt der Peloponnes, mit 21410 Quadratkilometern die größte griechische Halbinsel. Hier befinden sich die Städte Argos, Epidauros, Nemea und dazwischen das uralte Mykene. Wie es in Griechenland nicht anders sein kann, ist auch Mykene mit der Mythologie verbandelt. Angeblich soll der Ort von Perseus gegründet worden sein, dessen Mutter behauptete, er sei ein Sohn von Zeus. Dieser war wohl an jedem ungewöhnlichen Kind beteiligt. Perseus' sagenhafter Ruhm rührt von seinem Sieg über die Gorgonen her, gräßliche Ungeheuer mit mehreren Köpfen. Sie sollen Hände aus Messing und Flügel aus Gold besessen haben, und wer in ihr Antlitz blickte, erstarrte augenblicklich zu Stein. Medusa, noch heute als der Alptraum des Weiblichen dargestellt, war eine dieser Gorgonen. Und genau die galt es zu töten, was eben Perseus besorgte - wiederum nicht ohne göttliche Tricks. Von den Nymphen erhielt Perseus einen speziellen Beutel, den er über seine Schultern warf, ein paar fliegende Sandalen sowie einen Helm, der ihn unsichtbar machte. Dann tauchte auch noch der Götterbote Hermes auf und überreichte Perseus die ultimative Waffe: eine diamantene Sichel. Derart ausgerüstet flog Perseus ins Lager der Gorgonen und blickte dabei stur auf seinen polierten Schild, der glänzte wie ein Spiegel. So vermied er jeden direkten Augenkontakt, schließlich wollte er nicht zu Stein erstarren. Da Perseus unsichtbar war, bemerkten ihn die entsetzlichen Monster nicht, und der wackere Heros säbelte der Medusa ihr Haupt ab.

Mit dem Kopf des Scheusals im Gepäck flog Perseus zuerst einmal nach Ägypten, wo zwei seiner Vorfahren lebten, und dann weiter nach Äthiopien. Dort war ein König gerade gezwungen worden, seine bildhübsche Tochter Andromeda einem Seeungeheuer zu opfern. Natürlich erledigte Perseus das Unterwassermonster und bekam nach einigen Intrigen - auch seine Andromeda. Zwischendurch wurden Perseus' Freunde in Äthiopien von einer großen Übermacht angegriffen. Macht nichts, sagte sich der, und bat seine Freunde, ihre Augen zu bedecken. Dann holte er das Haupt der Medusa aus seinem speziellen Rucksack und hielt es den Feinden entgegen. Alsogleich erstarrten sie zu Stein. Auch bei einer späteren Gelegenheit setzte Perseus diese Geheimwaffe ein. (Für Insider: Im »Kebra Negest«, der Königsgeschichte Äthopiens, sterben Tausende von Soldaten auf geheimnisvolle Weise, weil sie die Bundeslade anstarren, die Salomons Sohn in Jerusalem gestohlen und nach Äthiopien transportiert hatte.) Später kehrte Perseus gemeinsam mit Andromeda in die heimatlichen Gefilde von Argolis zurück und gründete schließlich die Stadt Mykene. Aber selbstverständlich existieren über Perseus noch ganz andere Geschichten.

Niemand weiß, wann der Boden von Mykene erstmals besiedelt wurde, aber man ist sich einig, daß dies in der Steinzeit geschah. Die Landschaft ist gebirgig, und in den argolischen



Die megalithischen Mauern von Mykene.

Seite 124 oben: Es hat den Anschein, als seien in Mykene die Steinklötze aus verschiedenem Material gegossen worden.

Seite 124 unten: Eindeutig erkennbar: die »Bauweise der Kyklopen« – wann immer diese in Mykene wirkten.





Bergen wurden bald Kupfererze abgebaut. Ob Kupfer der Grund für die frühe Besiedlung der Landschaft war oder ob es dafür eine andere, eher heilige Ursache gab, werden wir nie mehr feststellen. Archäologisch gesichert ist lediglich, daß hier bereits um 2500 vor Christus megalithisch gebaut wurde und daß Mykene 1000 Jahre später über eine mächtige Festung mit sechs Meter dicken, kyklopischen Mauern verfügte.

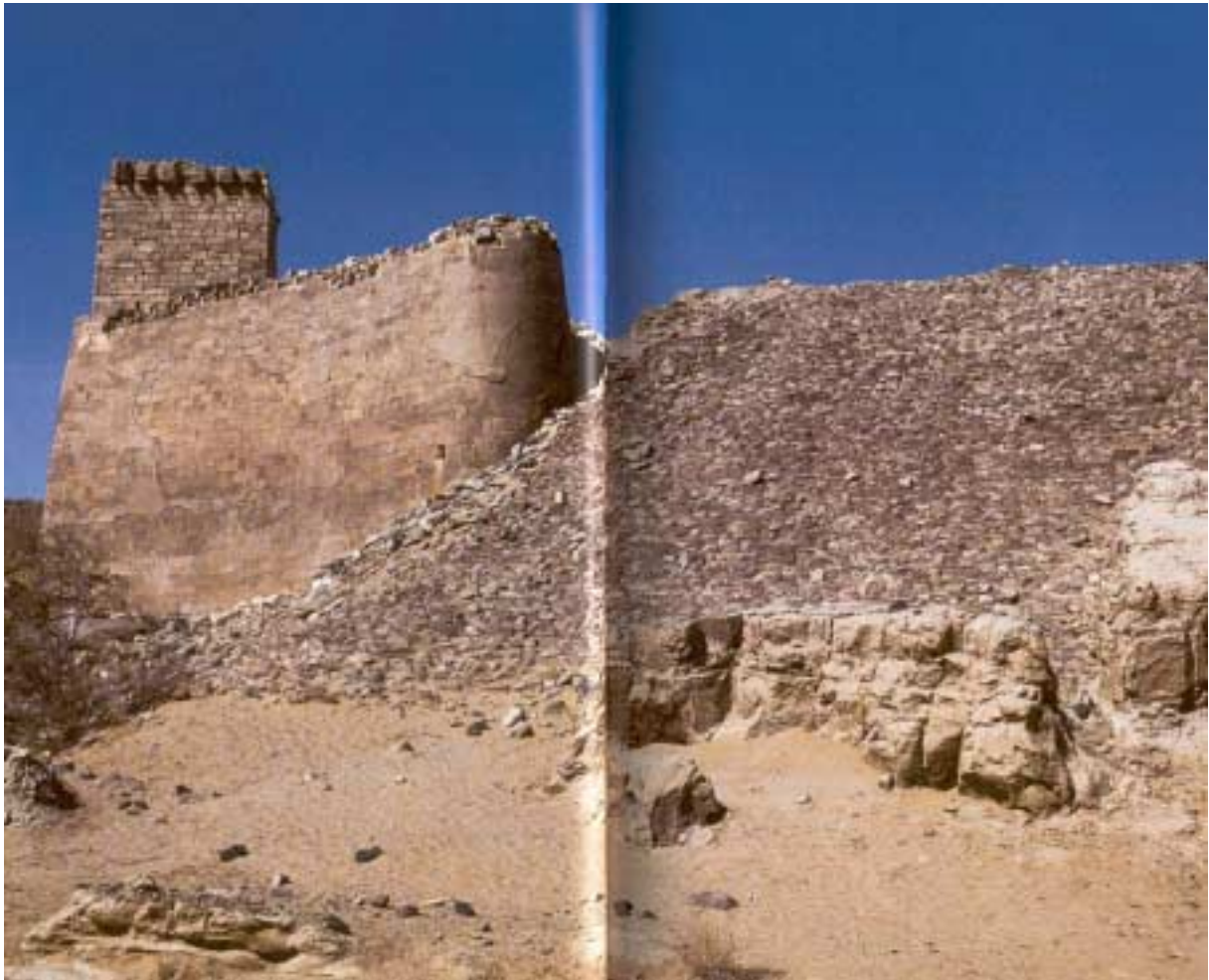
Auch in Homers Geschichten um Troja spielt Mykene eine große Rolle, obwohl bis heute unverstanden ist, woher dieser Dichter eigentlich seine Informationen bezog. So sollen Homer zufolge die Helden des Trojanischen Krieges, Agamemnon und seine Gefährten, in Mykene bestattet sein. Dies wiederum ergab einen Grund für Heinrich Schliemann, in Mykene zu buddeln. In fünf Schachtgräbern fand er auch prompt die Skelette von zwölf Männern, drei Frauen und zwei Kindern. Und da die Gräber recht wertvoll mit Gold ausgestaffiert waren, schickte Schliemann prompt ein Telegramm an den griechischen König in Athen und behauptete, diese Schätze allein würden genügen, um ein großes Museum zu füllen. Das war etwas zu dick aufgetragen. Heute können die Funde in einem Saal des Griechischen Nationalmuseums bewundert werden.

Auch für den Touristen ist Mykene sehenswert. Da ist diese »Kyklopenmauer«, so genannt, weil sie nach der Sage von einäugigen Kyklopen errichtet wurde. Mitten darin, auf drei Monolithen ruhend, das Löwentor. Und eigentlich müßte jeder Besucher, der im Schatten der Mauer sein Sandwich kaut, eine kuriose Feststellung machen: Bei mehreren der Megalithen, die zur Kyklopenmauer gehören, kann es sich schwerlich um reinen Naturstein handeln. Die verarbeiteten Steine bestehen nämlich aus unterschiedlichem Material. Geradeso, als ob hier einst Grobbeton zusammengemischt worden wäre. Diese kyklopische Mauer ist rund 900 Meter lang, darunter und darüber kleine Mäuerchen aus einer späteren Epoche.

Einige hundert Meter tiefer liegt das sogenannte »Schatzhaus des Atreus«, ein wahrhaft eindrucksvolles Bauwerk, das einst als Grabmal gedient haben soll. Allerdings bezweifle ich, ob dies die ursprüngliche Bestimmung der Anlage war. Der gewaltige Kuppelbau liegt unter einem Hügel und weist einen Durchmesser von 15 Metern und eine Höhe von 13,30 Metern auf. Die Wölbung der Kuppel entsteht durch 33 übereinandergelagerte Schichten, von denen immer die nächste etwas mehr hervorragt als die darunterliegende, bis am Ende ein einziger wuchtiger Block das letzte Loch in der Kuppel schließt. Der Eingangsstein wiegt satte 120 000 Kilo, und Statistiker errechneten, daß die Kuppel ohne weiteres einen Druck von 140 Tonnen aushalten könnte. Leider weiß niemand, was ursprünglich alles in dieser gewaltigen Halle lag. Räuber waren bereits am Werk, bevor die Archäologen kamen.

Mykene war schon in seiner frühen Epoche sehr stark mit Kreta verbunden. Dies belegen die minoischen Malereien und Schmuckstücke, die in Mykene entdeckt wurden. Die Götterabkömmlinge von Kreta mischten auch in Mykene mit. Dabei geht es mir nicht um die späteren minoischen Einflüsse eines Kulturaustauschs, sondern vielmehr um den ursprünglichen Standort von Mykene. Der nämlich spielt erneut eine Rolle in dem Netz, dessen Maschen ich langsam zuziehe.

Was für Maschen? Was für ein Netz? Die griechischen Kultstätten liegen allesamt unter einem verblüffenden Raster. Nun müßte ich eigentlich viele dieser Heiligtümer beschreiben und ihren Göttern zuordnen, um das Gewebe des Netzes deutlich hervorzuheben. Doch dieses Verfahren ist bei einem Buch mit begrenztem Umfang nicht durchführbar. Vier Orte sind inzwischen vertraut: Knossos, Epidauros, Mykene, Olympia. Bei letzterem fehlt noch die zuständige Gottheit. Wenigstens zwei heilige Orte sollen noch angesprochen werden: Athen und Delphi.



Daß in Olympia schon Wettkämpfe vor den ersten Olympischen Spielen stattfanden, habe ich kurz erwähnt. Genau wie alle anderen Orte war auch die Gegend von Olympia bereits in der Steinzeit besiedelt. Die heutigen Ruinen der Tempel und Sportplätze sind zum großen Teil restauriert - doch Relikte einer ehemals megalithischen Bauweise sind immer noch nachweisbar. Dies ist übrigens ein Punkt, auf den ich oft hinwies und den ich nicht oft genug wiederholen kann: Je weiter es in die Vergangenheit zurückgeht, desto größer sind die Steine (Megalithos = großer Stein), mit denen die Menschen hantiert haben. Als ob's nicht leichter gewesen wäre, kleinere Brocken aufeinanderzuschichten. Diese Feststellung gilt weltweit. Offenbar rackerten sich »die Steinzeitler« besonders gerne mit riesigen Blöcken ab, obwohl weder die Meßtechnik noch die Verfahrensweise dazu passen. In späteren Epochen machten sie es sich bequemer. Klein-klein tat's auch.

Als Hauptgott von Olympia waltete Zeus persönlich. Über den sind Bände geschrieben worden - mir reicht eine telegraphische Zusammenfassung.

Das Wort Zeus - bei den Römern Jupiter, bei den Germanen Thor - enthält die indogermanische Sprachwurzel »dei« - »leuchtend«." Selbst ein Zeus entstand nach Vorstellung der Griechen nicht aus dem Nichts, sondern er war ein Sohn von Kronos. Hesiod berichtet dazu, ursprünglich habe das Chaos regiert, irgendein Urzustand, aus dem sich die Erde, Gala, bildete. Die Erde habe den Uranos, den Himmel, geboren, und der Verbindung von Gala und Uranos seien die Titanen entsprungen auch Kronos. Der habe seine Schwester geschwängert, und eines der Kinder dieses merkwürdigen Paares war Zeus.

Je älter Zeus wurde, desto mehr haßte er seinen Vater Kronos, und schließlich bekämpfte er sowohl diesen als auch die Titanen. Diesen Götterkampf führte Zeus vom Olymp aus - von der Höhe herunter. Zeus gewann die Schlacht, tötete die Titanen, ließ aber seinen Vater Kronos als Unsterblichen am Leben. Übrig blieben drei der Söhne von Kronos: Zeus, Poseidon und Hades. Die losten ihre Herrschaftsgebiete untereinander aus. Zeus bekam den Himmel, Poseidon die Meere und Hades die Unterwelt.

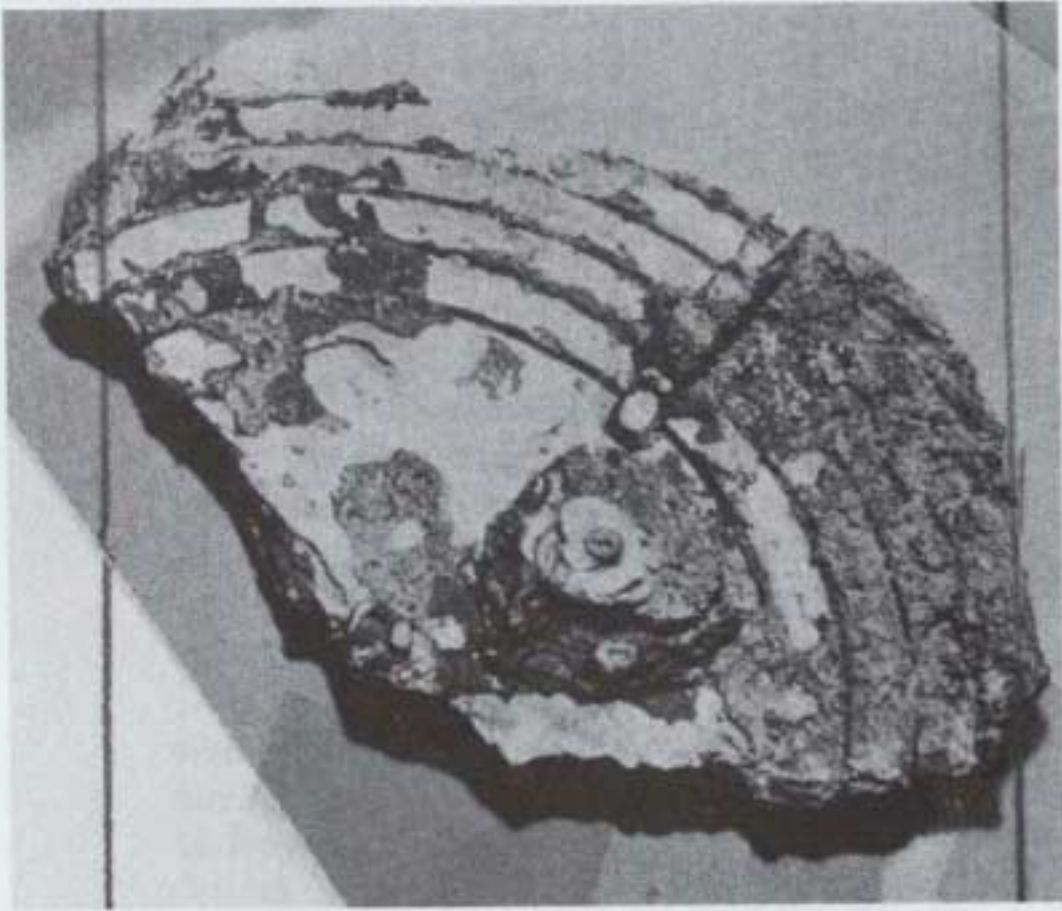
Das Wesentliche zur Herkunft von Zeus ist damit gesagt - obwohl alles nichtssagend bleibt. Das Symboltier von Zeus ist der Adler. Die Menschen versahen ihn mit Beinamen wie »der Hochdonnernde«, »der Blitzschleuderer«, »der Weitsichtige« oder »der Verwandler«. Damit war seine Gabe gemeint, sich in verschiedene Lebewesen verwandeln zu können. Das tat er auch ausgiebig und vergnügte sich in diversen Gestalten mit einer ganzen Reihe schöner Damen. Der Leda erschien er als Schwan, der Europa als Stier, der Kallisto als junger Apollon oder der Danae - noch exotischer - als Goldregen. Er fühlte sich aber auch von bildhübschen Jünglingen angezogen und verliebte sich in den Prinzen Ganymedes, den er gleich in sein Himmelreich, den Olymp, entführte. Nicht gerade die feine, göttliche Art.

Diese Attribute sind sämtlich menschlichen Ursprungs, einem mystischen Überwesen verliehen, das alles konnte, alles durfte und das niemand verstand. Besonders unsinnig und vom einfachen Volksdenken her unbegreiflich ist die Geburt Athenes, einer Tochter von Zeus. Die wurde nämlich nicht durch irgendeinen Mutterleib zur Welt gebracht, sondern sie entsprang - in voller Rüstung - direkt der Stirn des Zeus. (Es kursieren aber auch andere Varianten über ihre Geburt.) In der Mythologie trägt sie zudem den Beinamen »Parthenos«, die Jungfrau. Lange bevor es eine christliche Jungfrauengeburt gab, wurde Athene auf ähnliche Weise geboren. Athene - der Name besagt es schon - kann nur die Schutzpatronin von Athen sein.

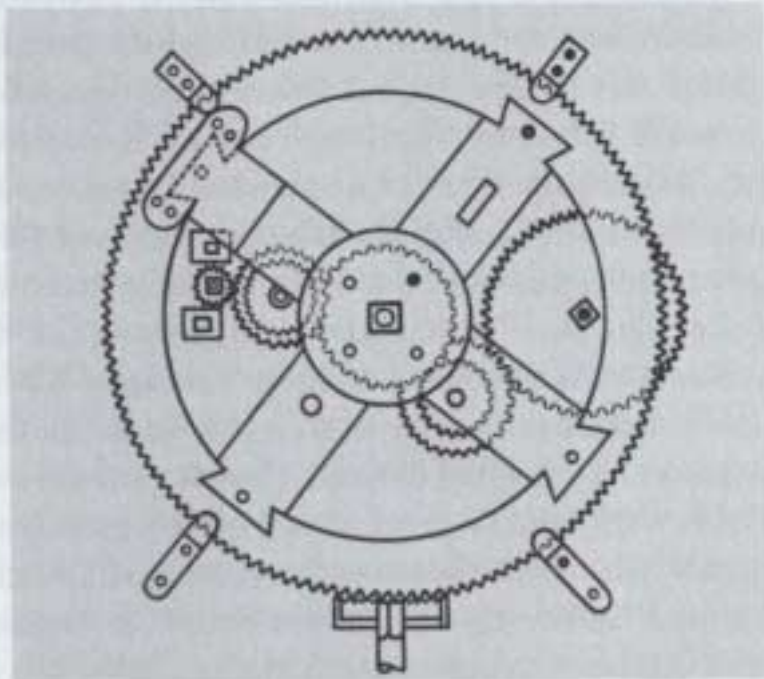
Sie ist ebenjene Göttin, die beim Bau der »Argo« mithalf und das Schiff mit einem sprechenden Balken versah. Athene unterstützte aber auch den Perseus, als es darum ging, der schrecklichen Medusa den Kopf abzusäbeln. Aus der griechischen Sagenwelt allgemein vertraut ist Pegasos, ein geflügeltes Pferd. Doch wie der Sonnenwagen Phaethons mußte auch Pegasos geführt - pilotiert - werden. Dies erledigte wiederum Athene, indem sie dem Pferdelenker »Zauberzügel« besorgte. Sie war eine hilfreiche Göttin und avancierte bald zur Schutzpatronin der Künste, der Weisheit, der Rhetorik, des Friedens, außerdem der Dichtung. Vielleicht sollte ich sie als Hilfsgöttin anrufen. Athene war es auch, die den Bauern den Pflug zur Erleichterung ihrer Arbeit schenkte, den Frauen den Webstuhl und den Gebildeten sogar das Alphabet.

Irgendwann fand Hephaistos, der Gott des Feuers, großen Gefallen an der jungfräulichen Athene, und er versuchte mit allen Mitteln, sie in seine Gewalt zu bringen. Schließlich kämpften die beiden miteinander, und der erregte Hephaistos verlor Sperma, das auf den Boden eines Athener Hügels tropfte. Das wiederum war für die Menschen wichtig genug, den Ort als heiligen Grund anzusehen und dort gewaltige Tempelanlagen zu errichten: die Akropolis von Athen.

Die heutigen Ruinen der Akropolis stammen aus dem 6. bis 4. Jahrhundert vor Christus, doch bereits in der Steinzeit - wann immer das war - verehrten Menschen hier oben ihre Götter. Dies ist archäologisch gesichert, denn megalithische Bauteile existierten auf dem Felsen über Athen schon lange, bevor die großen Tempelbauten entstanden. Sowohl auf dem Nord- als auch auf dem Südhang konnten bauliche Elemente aus der Jungsteinzeit lokalisiert werden. Zwei dieser alten Kultstätten sind sogar in die späteren Tempel integriert worden. Das



Die auf dieser
Doppelseite abge-
bildete Maschine
von Antikythera
ist heute im Natio-
nalmuseum von
Athen zu bewun-
dern.



gewaltigste Monument der Akropolis ist der Parthenon, errichtet auf den Fundamenten eines früheren Baues. Auch heute noch erreichen die Touristen diesen Tempel mit seinen zwölf Meter hohen, weißen Marmorsäulen buchstäblich atemlos - denn atemberaubend ist der Aufstieg über die endlosen Treppen. »Parthenon« bedeutet eigentlich »Jungfrauengemach«, weil das Heiligtum der jungfräulichen Athene geweiht war. Das Bauwerk ist 67 Meter lang, 23,50 Meter breit und gute 12 Meter hoch. Auf dem restaurierten Giebel ist die Geburt der Athene zu sehen, doch auch ihre Auseinandersetzung mit Poseidon, der einst den Felsen der Akropolis für sich vereinnahmen wollte. Schließlich sind die Kämpfe der Götter gegen die Titanen im Relief dargestellt, die Kämpfe gegen die Kentauren, die Schlacht um Troja und - erstaunlich genug - der Krieg der Athener gegen die Amazonen.

Heute schimpft alle Welt über den Smog Athens, der die herrlichen Tempel der Akropolis zerfrißt. Recht so. Doch wer weiß schon, weshalb der Parthenon bereits im 17. Jahrhundert zerstört wurde? Nach Kaiser Justinian (527-565 n. Chr.) breitete sich das Christentum in Griechenland aus, und die alten Tempel auf der Akropolis wurden in Kirchen umgewandelt. Später kamen die Türken, die gegen die Christen zu Felde zogen, und die mißbrauchten den Parthenon - völlig ungöttlich - als Pulvermagazin. Am 26. September 1687 jagte ein lüneburgischer Leutnant in venezianischen Diensten das Pulvermagazin in die Luft. Die Explosion zerfetzte Fries und Säulen. Ob dieses barbarischen Frevels müssen wohl selbst die letzten Götter geflohen sein.

Knossos, Epidauros, Mykene, Olympia, die Akropolis ... sie alle wurden von steinzeitlichen Menschen als heilige Orte verehrt, längst bevor es ein »klassisches Griechenland« gab, Jahrtausende bevor die griechische Geschichte niedergeschrieben wurde. Der »Hauptbahnhof« in diesem Netz fehlt noch, und er ist mit den Göttern, der Geschichte und mit Reichtümern mehr verbunden als alle anderen Kultstätten. Und natürlich entstand auch dieser Knotenpunkt nicht zufällig. Im Mythos hat alles einen Grund.

Einst ließ Zeus zwei Adler um die Erde fliegen, um sie abzumessen. Dort, wo sich die Adler nach ihrem Rundumflug begegneten, sollte der Mittelpunkt der Erde sein. So trafen die Wappentiere von Zeus an den steilen Abhängen eines Berges wieder aufeinander. Das war der »Omphalos«, der Nabel der Welt. Und an den Hängen des (später so benannten) Berges Parnass entstand prompt das geheimnisvollste Zentrum der griechischen Welt: Delphi. Die Etymologie des Wortes »Delphi« ist umstritten. Man mag es von »Delphinios« ableiten, weil der Gott Apollon angeblich in Gestalt eines Delphins hierhergekommen sei, oder »Delphys«, was »Gebärmutter« bedeutet.

Allgemein bekannt sind die berühmten Orakel, die in Delphi verheißen wurden, wobei eine Priesterin namens Pythia die Prophezeiungen verkündete. Selbst das Wörtchen »Pythia« ist kein Zufall. In vorgeschichtlicher Zeit lebte nämlich in den Grotten von Delphi ein Drache wieder mal! -, und den galt es zu erledigen. Dies besorgte Apollon, der auch mit einer »Himmelsbarke« nach Delphi gelangte. Den schrecklichen Drachen nannte man später »Python«, abgeleitet vom Verb »pythein« - verwesen, zerfallen, sich auflösen. Apollo tötete also dieses Ungeheuer und stieß es zurück in eine Grotte des Berghangs. Dort verwesete oder verrottete das Monster, und über dieser Stelle soll die »Pythia« ihre genialen Orakelsprüche erdacht haben.

Das alles ist nicht mehr als Volksglaube, der zudem noch in den unterschiedlichsten Varianten zum Ausdruck kommt. Jeder griechische Dichter und jeder Historiker schrieb über Delphi. Der Ort war lange Zeit das religiöse Zentrum für alle Griechen, hier holten sich die Fürsten und Könige Rat - gegen entsprechende Bezahlung, versteht sich.



117

Im ersten Buch seiner »Historien« berichtet Herodot, ein gewisser »Glaukos aus Chios, der bekanntlich als einziger Künstler auf Erden die Methode erfunden hatte, Eisen zusammenzuschweißen«, habe Delphi den ersten, zusammengeschweißten Untersatz geschenkt. Später ging es in Delphi ganz hoch zu. Der Lyderkönig Kroisos (heute als Krösus bekannt) wollte dem Orakel nicht so recht trauen und schickte deshalb mehrere Delegationen zu verschiedenen Orakelstätten in Griechenland. Jedes Orakel sollte ihm nur eine Frage beantworten, nämlich: Was mache ich gerade jetzt? Vorher hatte er mit seinen Boten einen fixen Zeitpunkt vereinbart, an dem diese Frage gestellt werden durfte. Als die Gesandten von den diversen Orakelorten zurückkamen, paßte nur der Spruch von Delphi. Kroisos hatte nämlich zum vereinbarten Termin eine Schildkröte zerschnitten, ein Lamm geschlachtet und beide zusammen in einem eisernen Kessel gekocht, der mit einem eisernen Deckel verschlossen war. Die Antwort aus Delphi hatte gelaute:

»In die Sinne dringt mir der Geruch der gepanzerten Kröte, wie man sie kocht zusammen mit Lammfleisch in eherner Pfanne. Erz umschließt sie von unten, wie auch Erz darübergezogen.«

Nicht schlecht, diese telepathischen Fähigkeiten der Pythia. König Kroisos war derart begeistert, daß er Delphi mit Geschenken überhäufte. Allein 3000 Stück Vieh soll er in Delphi geopfert haben, er »schmolz unendlich viel Gold ein und ließ Halbziegel daraus hämmern«. Und zwar alle eine Handbreite hoch und sechs Handbreiten lang, insgesamt 117 derartiger Goldziegel. Damit nicht genug, es wurden außerdem eine Löwenfigur aus reinem Gold sowie zwei riesige Mischkrüge aus Silber und Gold nach Delphi geliefert. Notabene noch Schmuck und eine Unmenge von Kleidern. Herodot, der Delphi mehrmals besuchte, berichtet, der goldene Mischkrug habe rechts vor dem Tempeleingang gestanden, der silberne links. Später seien zwei Weihwasserbecken, die ebenfalls von Kroisos stammten, mit einer falschen Inschrift versehen worden. Der Reisende in Sachen Geschichte ärgerte sich schon vor 2500-Jahren: »Das stimmt aber nicht. Tatsächlich hat auch diese [die Becken, EvD] Kroisos gestiftet. Die Inschrift hat ein Mann aus Delphi eingeritzt ... Den Mann kenne ich, will aber seinen Namen nicht nennen.«

Ich habe diese Geschichte nacherzählt, um in Erinnerung zu rufen, woher unser Begriff »verschwenderischer Krösus« kommt, und auch, um zu belegen, wie reich dieses Delphi war. Obwohl König Kroisos Delphi quasi gekauft hatte und sich das Recht sicherte, stets die Pythia anrufen zu dürfen, half ihm das Orakel im entscheidenden Moment nicht weiter. Kroisos war unsicher, ob er gegen die Perser in die Schlacht ziehen sollte. Der Spruch aus Delphi lautete, wenn er den Fluß Halys überschreite, werde er ein großes Reich zerstören. Der Satz könnte aus einem heutigen Horoskop stammen. Im Jahr 546 vor Christus durchquerte König Kroisos mit seinen Truppen siegesgewiß den Halys - und wurde von den Persern vernichtend geschlagen. Das »große Reich«, das er zerstörte, war sein eigenes gewesen.

Im Zentrum von Delphi stand der Tempel des Apollon auch heute noch ein sehr eindrucksvolles Bauwerk. Dieser Apollon, ein Sohn des Zeus, verfügte über ein ganzes Spektrum an Fähigkeiten. Er fungierte als Gott des Lichts und als Gott der Heilkunde. Asklepios von Epidauros war nicht umsonst sein Sohn. Auch für die Weissagung war Apollon zuständig, des weiteren für die Jugend, die Musik und das Bogenschießen. Apollons kleiner Bruder hieß Hermes. In altägyptischen Texten wird behauptet, Hermes sei derselbe gewesen, den die Ägypter als Idris oder Saurid bezeichneten, aber gleichfalls jener, den die Hebräer »Henoch, den Sohn des Jared... nannten«⁸⁸. (Auch wenn nur ein Hauch dieser Überlieferung zuträfe, befänden wir uns zeitlich vor der großen Flut. Denn Saurid soll vor) ener Katastrophe die große Pyramide errichtet haben, und Henoch ist ein biblischer, vorsintflutlicher Patriarch.)

Merkwürdigerweise soll Apollon auch die uneinnehmbare Stadtmauer von Troja erbaut haben, er wurde als »Beschützer der Wege und Straßen« verehrt und besuchte mit seiner himmlischen Barke regelmäßig andere Völker, genannt werden insbesondere die »Hyperboreer«, die irgendwo »jenseits der Nordwinde« hausten. Selbst zu Herodots Zeiten wußten die Griechen nicht, wer diese ominösen »Hyperboreer« eigentlich waren. Hesiod und Homer erwähnen sie, und Herodot gibt schließlich ernüchtert auf, nach ihnen zu suchen (IV, 36):

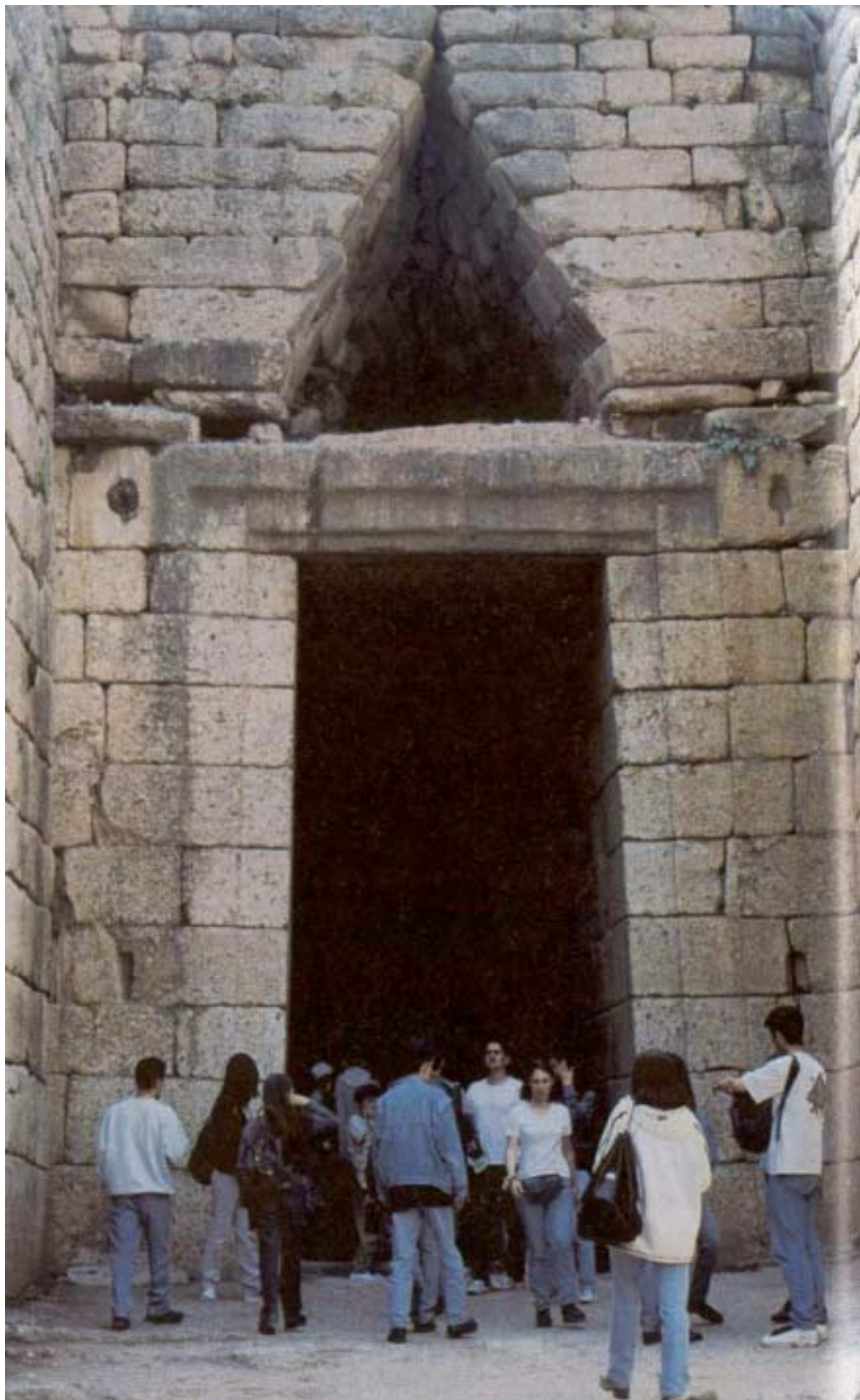
»...wenn es die Hyperboreer gibt, müßten auch Menschen im äußersten Süden zu finden sein. Ich muß lachen, wenn ich sehe, wie viele Menschen schon Erdkarten gezeichnet haben . . . «

Und ich muß lächeln, wenn ich daran denke, wie viele Jahrtausende die Menschheit schon im Nebel der Mythen herumstochert. Sie mögen eine Fundgrube der Poesie sein, und alle Götter lieferten Ansätze für neue Phantasien nur wahr sind sie nicht. Was von den Mythen übrigbleibt, ist keine datierbare Geschichte, wenig, worauf man bauen könnte, und doch enthalten sie das Entscheidendste, etwas, das alle Kriege und Katastrophen überlebte: ein vages Volksgedächtnis. Diese Volksempfindung verwandelt sich schließlich in Stein und ist an allen »mystischen« Orten nachvollziehbar. Heute ist dies nicht anders. Wallfahrtsorte beispielsweise entstanden ausnahmslos aus Kleinigkeiten, die irgendwer erlebt haben will: ein Marienwunder etwa oder eine verblüffende Heilung, eine Quelle oder ein unverständliches Naturschauspiel. Erst nachdem die Mitmenschen zum Staunen gebracht wurden, beginnen diese, aus Neugier den Ort zu besuchen. Dann folgen das erste Wirtshaus, die erste Kapelle, die erste Kirche. Aber stets am Ort, an dem sich etwas Unnatürliches abspielte. Bauwerke entstehen aus dem Volksempfinden.

In Delphi muß man gewesen sein. Der Komplex breitet sich am Hang des Parnass aus, umgeben von sanften Bergrücken, welche die Landschaft am Abend in Kaskaden von Farben, Licht und Schatten hüllen. Pausanias, der Wanderer vor 1800 Jahren, schildert seine Eindrücke in ehrfürchtigen Worten und vergißt nicht, die vielen und umstrittenen Überlieferungen über Delphi zu erwähnen. An die 3000 Statuen - so Pausanias - sollen die heilige Straße flankiert haben. Zu seiner Zeit prangten die in Stein gemeißelten »Sprüche der sieben Weisen« noch an der Wand der Vorhalle des Haupttempels. Weisheiten übrigens, die von verschiedenen Besuchern Delphis stammten und bis heute ihre Gültigkeit besitzen:

- Erkenne dich selbst.
- Die meisten sind schlecht.
- Alles ist Übung.
- Nutze die Zeit.
- Nichts im Übermaß.
- Eile mit Weile.
- Keiner entflieht dem Schicksal.

Delphis Tempel wurden mehrfach durch Erdbeben und Erdrutsche zerstört und über den Ruinen Jedesmal wiederaufgebaut. Schließlich lief das Geschäft in Delphi hervorragend. Die Pythia stammelte ihre Orakelsprüche und saß dabei auf einem Dreifuß über einer Erdspalte,





*Mykene: Eingang und Kuppel des »Schatzhauses des Atreus«.
Niemand weiß, was hier einst gelagert wurde.*

aus der Dämpfe quollen. Darüber ist viel spekuliert worden, und neuerdings verkünden sogar Geologen, man habe im Gebiet des Tempels geologische Bruchzonen entdeckt, unter denen kohlenwasserstoffhaltige Schichten liegen. »Solche Formationen geben häufig Gase wie Äthylen, Methan oder Schwefelwasserstoff ab«⁹⁰, und diese Gase hätten die Pythia »in eine Art Rausch versetzt und zu ihren Visionen stimuliert«. Ich glaube kein Wort davon. Was sich tatsächlich im Tempel des Apollon abspielte, weiß niemand so richtig, obwohl sich alle griechischen Schreiber damit befaßten. Hier paßt der Satz: Wir haben über alles gesprochen, aber nichts gesagt. Der griechische Historiker Plutarch beschreibt zwar die Orakelprozedur⁹¹ »aber auch für Plutarch galt, was für alle Priester des Apoll selbstverständlich war: kein Wort verlauten zu lassen über das, was im Hause des Gottes geschah«.

Der Tourist, der heute auf Zickzackwegen den Hang hinaufkraxelt, sollte sich den Unterbau des (mehrmals renovierten) Apollontempels genauer anschauen. Das Alter der Megalithen quillt aus jeder Ritze. Und angesichts der gewaltigen Steinplatten, die heute den Boden bedecken und auf denen früher Säulen standen, denkt man spontan an eine Helikopterplattform. Diese Plattform stammt noch aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert. Der Unterbau, die sogenannte »Polygonalmauer«, ist älter. Ich empfehle jedem, innezuhalten, sich auf eine Stufe des Theaters von Delphi zu setzen und die Vergangenheit in einem Wachtraum vor seinem geistigen Auge lebendig werden zu lassen.

Vom halbrunden Amphitheater aus liegt ganz Delphi zu Ihren Füßen. (Oben am Hang befindet sich noch eine Sportarena - doch diese stammt aus römischer Zeit.) Das Delphi unter Ihnen besteht aus Ruinen von Bauwerken, in denen es einst von Menschen wimmelte, darunter Bittgänger und Verzweifelte, Geschäftemacher, Politiker und Abgesandte; eingebildete Priester und geldgierige Handwerker. Nur in einem waren sie verbunden: dem Glauben an Apollon und seine Macht. Ich bezweifle, ob sie auch ans Orakel glaubten. Das scheint eher eine Lebenshilfe gewesen zu sein, ähnlich wie unsere Horoskope. Jeder mochte daraus ableiten, was er wollte.

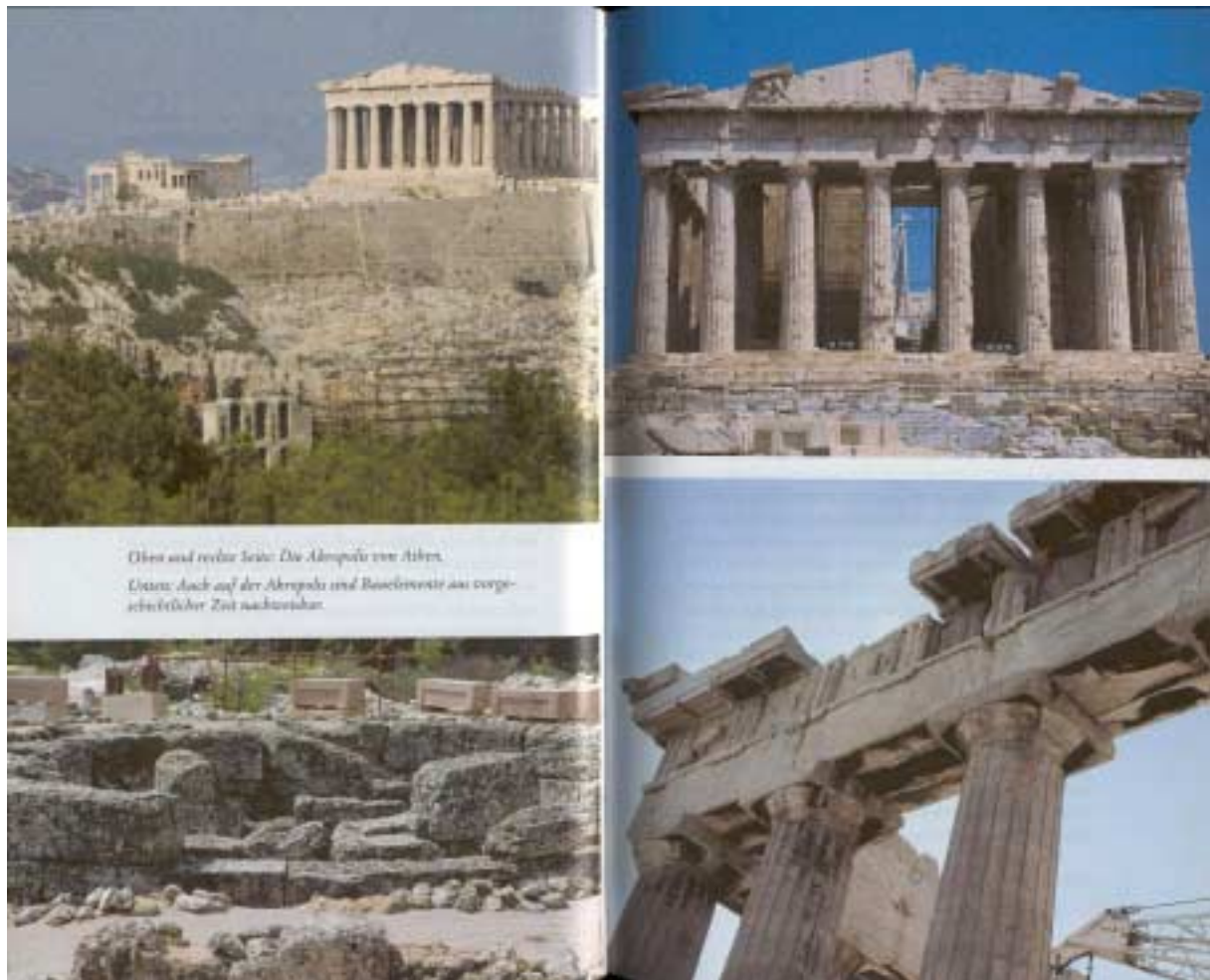
Dort unten standen einst die 13 Statuen von Göttern und Heroen, die Schatzhäuser der Sikyonier, Siphnier, Thebaner und Athener. Da waren Standbilder, Marmorsäulen und die Bronzestatue des Wagenlenkers (heute im Museum von Delphi). Und natürlich durfte die 16 Meter hohe Statue des Gottes Apollon vor seinem gewaltigen Tempel nicht fehlen. Pausanias schrieb, es sei wahrscheinlich, daß der Tempel des Apollon ursprünglich aus Erz (Metall) bestanden habe.

Und mittendrin dort unten, zwischen Schatzhäusern, Tempeln, Rundbauten und Marmorsäulen, fällt ein höchst seltsamer, länglicher Stein in Form eines Bienenkorbs auf (siehe S.148). Darauf ist ein Netz verwirrender Linien eingraviert, von denen sich die meisten in gleichen Abständen mit anderen Linien kreuzen. Dies ist der Omphalos - er symbolisiert den Nabel der Welt. Eine Imitation aus römischer Zeit steht heute im Museum von Delphi. Beim Original des Omphalos waren die Knoten des Liniengeflechts mit Edelsteinen besetzt, und über dem eiförmigen Stein thronten zwei goldene Adler. Mit dieser Steingravur hat Apollon oder die Priesterschaft, oder meinetwegen die zu Stein gewordene Mythologie, den Nagel auf den Kopf getroffen - absichtlich oder auch zufällig.

Ich muß etwas in Erinnerung rufen, das ich bereits 1979 im Buch »Prophet der Vergangenheit«¹⁹ vorstellte.

1974 hielt ich in Athen einen Vortrag, bei dem mir ein glatzköpfiger Herr mit grauen Schläfen auffiel, weil er sich eifrig Notizen machte. Beim Hinausgehen kam er auf mich zu und

erkundigte sich sehr höflich, ob mir eigentlich bekannt sei, daß die meisten griechischen Heiligtümer in exakten geometrischen Verhältnissen zueinander stünden.



Ich schmunzelte und meinte, das könne ich mir schwer vorstellen, weil die »alten Griechen« schließlich nicht über geodätische Vermessungskünste verfügten. Zudem, so gab ich zu bedenken, lägen die Tempel oft viele Kilometer voneinander entfernt, und aufgrund der Berge Griechenlands sei eine direkte Sicht von einem Heiligtum zu einem anderen unmöglich. Letztlich, so dachte ich besserwisserisch, liegen die heiligen Stätten auch noch auf Inseln, oft hundert Kilometer vom Festland entfernt, und sind daher mit bloßem Auge ohnehin nicht sichtbar. Ich dachte an die Distanzen nach Kreta oder nach Izmir, dem früheren Smyrna, in der Türkei. Was also meinte der freundliche Herr?

Zwei Tage später begegneten wir uns wieder, diesmal nicht bei einem öffentlichen Anlaß, sondern bei einem internen Vortrag für den Rotary Club Athen. Nach der Diskussion bat er mich in einen Nebenraum, wo auf einem großen Tisch Land- und Flugkarten ausgebreitet waren. Der Herr stellte sich vor: Dr. Theophanias Manias, Brigadier der griechischen Luftwaffe. So ein hohes, militärisches »Tier«? Was hatte der mit Archäologie am Hut? Bei einem Tee erklärte er es:

Es sei normal, sagte er, daß die Militärpiloten Überwachungs- und Übungsflüge im Gebirge absolvieren oder Schießübungen auf dem Meer veranstalten. Hinterher müßten sie einen Rapport erstellen, der unter anderem auch den Treibstoffverbrauch festhalte. Mit den Jahren

sei einem Leutnant, der diese Daten in ein Buch übertrug, aufgefallen, daß immer wieder die gleichen Treibstoffmengen und Distanzen genannt wurden, obwohl die Piloten unterschiedliche Gebiete angeflogen hätten. Der Leutnant meinte, einer Schummelei auf die Spur gekommen zu sein. Die Piloten seien zu faul, um die korrekten Angaben in ihre Logbücher zu übertragen, und einer schreibe vom andern ab.

So entstand eine Diskussion, und schließlich landete das Dossier auf dem Schreibtisch von Oberst Manias Brigadier wurde er erst später. Der nahm einen Zirkel, setzte die Spitze auf Delphi und zog eine Kreislinie über die Akropolis. Kurioserweise berührte die Kreislinie auch Argos und Olympia. Die Orte lagen gleichweit voneinander entfernt. Das muß ein seltsamer Zufall sein, dachte Oberst Manias und plazierte die Zirkelspitze auf das kretische Knossos. Diese Kreislinie berührte auch Sparta und Epidauros - komisch. Oberst Manias versuchte es weiter. Kreismittelpunkt Delos: Auf der Kreislinie lagen auch Theben und Izmir. Kreismittelpunkt Paros: Auf der Kreislinie lagen auch Knossos und Chalkis. Kreismittelpunkt Sparta: Auf der Kreislinie lagen auch Mykene und das Orakel von Trofonion.

Dr. Manias demonstrierte es mir auf den Karten, und ich war verblüfft. Wie kam das zustande? Obwohl Dr. Manias viel präzisere Karten zur Verfügung hatte als die, welche man im Laden kaufen konnte, nahm ich mir vor, diese seltsamen Zufälle zu Hause zu überprüfen. Der Brigadier bemerkte mein Erstaunen und erkundigte sich, ob ich wisse, was der »Goldene Schnitt« sei. Traurig schüttelte ich meinen schweren Kopf, wenngleich ich mich vage erinnerte, im Geometrieunterricht mal etwas von einem Goldenen Schnitt gehört zu haben. Geduldig erklärte es Dr. Manias:

»Eine Strecke im Goldenen Schnitt ist in zwei Abschnitte geteilt; wenn sich der kleinere Abschnitt zum größeren so verhält wie dieser zur ganzen Strecke«. Da ich kein Wort verstand, griff ich daheim zum Geometrielehrbuch meiner Tochter." So erfuhr ich:

»Wird eine Strecke A-B durch einen Punkt E so geteilt, daß sich die ganze Strecke zu ihrem größeren Abschnitt verhält wie dieser zum kleineren Abschnitt, so nennt man die Strecke A-B im Goldenen Schnitt geteilt. Verlängert man eine im Goldenen Schnitt geteilte Strecke um ihren größeren Abschnitt, so ist die neue Strecke durch den Endpunkt der ursprünglichen wieder im Goldenen Schnitt geteilt. Dieser Vorgang läßt sich beliebig fortsetzen.«

Meine Tochter tat mir leid. Was für ein Geometrie-Chinesisch! In diesen Dingen besonders begriffsstutzig, versuchte ich es auf meinem Schreibtisch mit Papierschnitzeln. Mein Sekretär Kilian schaute besorgt zu. Er fürchtete wohl um meinen Verstand. Nachdem ich zum x-ten Male die größere und die kleinere Strecke aneinandergehängt und wieder auseinandergerissen hatte, kapierte ich irgendwann das Wesen des »Goldenen Schnittes«. Uff! Ich empfehle dem Leser die gleiche Methode. Dr. Mamas legte mir Tabellen vor und demonstrierte es auf den Karten. Und jeder, der es nachvollzieht, bleibt vorerst mal sprachlos:

- Die Distanz zwischen den Kultorten Delphi und Epidauros entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Epidauros nach Delos. Nämlich 62 %.
- Die Distanz zwischen Olympia und Chalkis entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Olympia nach Delos. Nämlich 62 %.
- Die Distanz zwischen Delphi und Theben entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Delphi zur Akropolis. Nämlich 62 %.

- Die Distanz zwischen Delphi und Olympia entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Olympia nach Chalkis. Nämlich 62%.
- Die Distanz zwischen Epidauros und Sparta entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Epidauros nach Olympia. Nämlich 62%.
- Die Distanz zwischen Delos und Eleusis entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Delos nach Delphi. Nämlich 62%.
- Die Distanz zwischen Knossos und Delos entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Knossos nach Chalkis. Nämlich 62%.
- Die Distanz zwischen Delphi und Dodom entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Delphi zur Akropolis. Nämlich 62%.
- Die Distanz zwischen Sparta und Olympia entspricht dem größeren Teil des Goldenen Schnittes der Entfernung von Sparta zur Akropolis. Nämlich 62%.

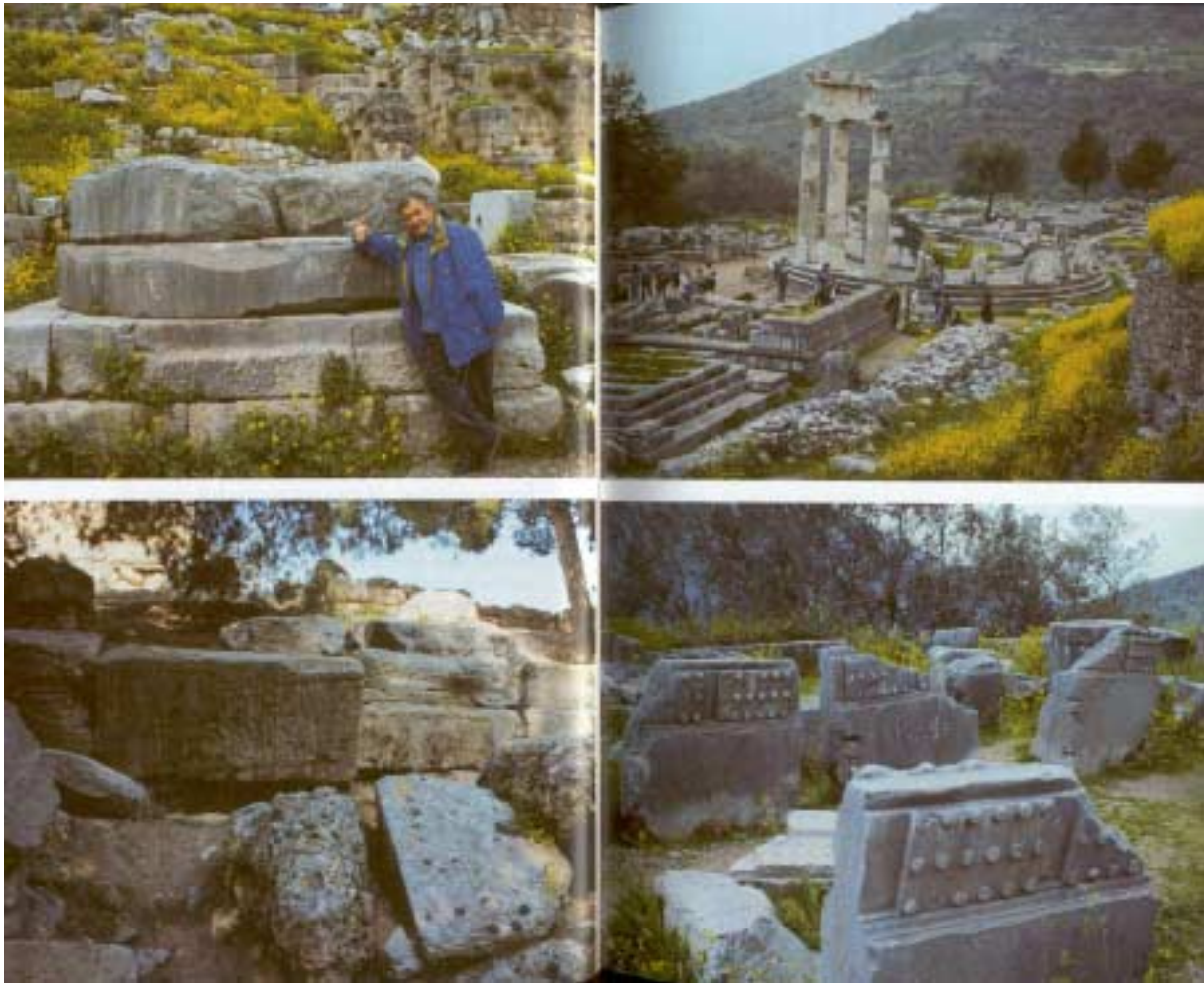
Mir blieb die Spucke weg. Dr. Manias informierte mich, in Griechenland existiere ein »Verein für operative Forschung«, dessen sehr gebildete Mitglieder Vorträge über diese geometrischen Kuriositäten hielten. So am 18. Juni 1968 in den Räumen der Griechischen Technischen Kammer oder im Hauptquartier der griechischen Luftwaffe. Den Zuhörern gehe es wie mir - sie seien zuerst einmal baff. Später erhielt ich gleich in zwei Sprachen ein Dokument des »Vereins für operative Forschung«, das durch die aktive Unterstützung des Militärgeographischen Amtes entstanden war.^{93,94} Und Dr. Manias überließ mir eine ansehnliche Broschüre, die sämtliche geometrisch-mathematischen Unmöglichkeiten in einer Weise dokumentierte, daß selbst ein Laie wie ich sie kontrollieren kann.⁹⁵ Dr. Manias bat mich auch ausdrücklich, auf die Ungereimtheiten der geometrischen Struktur Griechenlands hinzuweisen, denn - so meinte er - die Archäologen benähmen sich so, als existierte dies alles nicht.

Und ob es existiert! Die Konsequenzen aus den geometrischen Tatsachen, die keiner vom Tisch fegen und jeder nachmessen kann, sind phantastisch. Doch zuerst noch einige Häppchen:

Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß in gebirgigem Gelände drei Tempel zufälligerweise auf einer geraden Linie liegen? Das kann ja passieren, in zwei oder drei Fällen. Alleine in Attika-Böotien (Zentralgriechenland) gibt es 35 dieser »Drei-Tempel-Linien«. Zufall ausgeschlossen.

Wie hoch schätzen Sie die Möglichkeit, daß ein heiliger Ort zu einem anderen heiligen Ort die gleiche Distanz aufweist - gemessen in Luftlinie? In Zentralgriechenland ist dies 22mal der Fall!

Und Delphi, der »Nabel der Welt«, spielt in diesem geometrischen Netz die Rolle des Zentralflughafens. Die unglaublichsten geodätischen Meßstrecken ergeben sich aus Delphi, oder der Orakelort ist darin enthalten. So ist Delphi gleichweit entfernt von der Akropolis und von Olympia. Es läßt sich ein perfektes, gleichschenkliges Dreieck konstruieren. Auf dem Mittelpunkt der Kathete (einem der beiden kürzeren Schenkel eines rechtwinkligen Dreiecks) liegt das Heiligtum von Nemea. Die rechtwinkligen Dreiecke Akropolis-Delphi-Nemea und



Nemea-Delphi-Olympia haben gleiche Hypotenusen, und deren Verhältnis zur gemeinsamen Linie Delphi-Nemea entspricht dem Goldenen Schnitt.

Fürchterlich, aber es wird noch verwirrender:

Eine durch Delphi gezogene senkrechte Linie zur Geraden Delphi-Olympia durchquert den Orakelort Dodoni. Daraus ergibt sich das rechtwinklige Dreieck Delphi-Olympia-Dodoni mit der Strecke Dodoni-Olympia als Hypotenuse. Die Katheten dieses Dreiecks stehen wieder im Verhältnis des Goldenen Schnitts.

Heller Wahnsinn, möchte man schreien oder: alles hergekünstelt. Dieser Wahnsinn aber hat Methode: Die Entfernung von Delphi nach Aphea ist gleich der Entfernung von Aphea nach Sparta. Die Entfernung von Delphi nach Sparta ist gleich der Entfernung von Sparta nach Theben und zufälligerweise auch noch die Hälfte der Strecken Dodoni-Sparta und Dodoni-Akropolis. Gleiche Entfernungen ergeben sich auch für Delphi-Mykene und Mykene-Athen oder Delphi-Gortys (eine megalithische Ruine auf Kreta!) und Delphi-Milet in Kleinasien. Alles zusammen bedeutet: Delphi steht in geodätisch-geometrischen Beziehungen mit: Olympia, Dodoni, Eleusis, Epidauros, Aphea, der Akropolis, Sparta, Mykene, Theben, Chalkis, Nemea, Kinyra, Gortys und Milet. Ich danke Dr. Manias und dem »Verein für operative Forschung« für diese phänomenalen Erkenntnisse. Aber das ist noch nicht alles.



Seite 138 oben: Der Sockel einer ehemaligen Säule von Delphi belegt die Größe, mit der hier umgegangen wurde.

Seite 138 unten: Noch wuchtiger aber ist die sogenannte »Polygonalmauer« aus einer unbekannten Epoche Delphis.

Seite 139 oben: Ruinen des kleinen Apollontempels jenseits der Straße (Delphi).

Seite 139 unten: Die zapfenartigen Erhebungen wurden aus dem Stein geschliffen. Einst paßten sie millimetergenau auf ein Gegenstück (Delphi).

Oben: Das »Schatzhaus der Athener« in Delphi.

Ein gleichschenkliges Dreieck kann sich jeder vorstellen, und solche Dreiecke entstehen - bezogen auf Kultorte nicht durch Zufall. Irgendwer muß Regie geführt haben. Im alten Griechenland sind mehrere derartige Dreiecke nachweisbar, und zwar mit jeweils zwei Proportionen in bezug auf die Seitenlänge. Zum Beispiel:

Dreieck Dodoni-Delphi-Sparta: Die Orte stehen im gleichen Seitenverhältnis wie Dodoni-Sparta zu Dodoni-Delphi, Dodoni-Sparta zu Sparta-Delphi und Dodoni-Delphi zu Delphi-Sparta.

Dreieck Knossos-Delos-Chalkis: Die Orte stehen im gleichen Seitenverhältnis wie Knossos-Chalkis zu Knossos-Delos, Knossos-Chalkis zu Chalkis-Delos und Knossos-Delos zu Delos-Chalkis.

Dreieck Nikosia (Zypern)-Knossos (Kreta)-Dodoni:

Die Orte stehen im gleichen Seitenverhältnis wie Nikosia-Dodoni zu Nikosia-Knossos, Nikosia-Dodoni zu Dodoni-Knossos und Nikosia-Knossos zu Knossos-Dodoni.

Alle diese Dreiecke sind gleich. Und es gäbe noch mehr dieser höchst verblüffenden Beispiele, nur möchte ich meine Leser nicht mit Geometrie erschlagen.

Unter Verwendung von Landkarten des Maßstabs 1 zu 10 000 und unter Mithilfe des Militärgeographischen Amtes entdeckte der »Verein für operative Forschung« über 200 geometrische Gleichheitsverhältnisse, die aus ge nauso vielen gleichschenkligen Dreiecken resultierten. Hinzu kamen 148 Proportionen des Goldenen Schnitts. Wer hier noch von Zufall redet, dem ist wohl nicht zu helfen. Selbstverständlich kann man stets willkürlich Linien über zwei Orte einer Landschaft ziehen und wird feststellen, daß »zufälligerweise« auch andere Orte auf der Linie liegen. Doch hier geht es schließlich nicht um irgendwelche Namen auf einer Karte, sondern ausschließlich um Kultstätten aus der Antike - oder genauer: aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Planung, die diesem Phänomen zugrunde liegt, ist unübersehbar. Außer das Raster sei gar nicht geplant, sondern ergebe sich aus einem ganz anderen, zwingenden Grund. Doch bis dahin brauchen wir noch einige Atemzüge.

Eigentlich ist es doch recht einfach, rechtwinklige Dreiecke in die Landschaft zu ziehen, sagte sich Professor Dr. Fritz Rogowski von der Technischen Universität Braunschweig und machte sich auf die Suche. Tatsächlich fand er im gebirgigen Gelände Griechenlands da und dort kleinere Steinkreise. Er blickte sich nach zusätzlichen Markierungen um, und siehe da: In mehreren Fällen entdeckte er, gerade noch im Blickfeld, einen zweiten Steinring.⁹⁶ Professor Rogowski verlängerte die Linie dieser beiden Markierungspunkte und stieß am Ende solcher Ketten in Einzelfällen - auf eine Kultstätte. War das Rätsel nun gelöst?

Nein. Zu viele der ermittelten Strecken verlaufen über das Meer. Eine Linie des Dreiecks Delphi-Olympia-Akropolis überbrückt eine rund 20 Kilometer lange Seestrecke. Das gleiche gilt für Dodoni-Sparta. Noch absurder wird's bei Dreiecken wie Knossos-Delos-Argos. Zwischen Knossos auf Kreta und Argos liegen runde 300 Kilometer Meer.⁹⁷ Genauso unmöglich wird die Klein klein-Methode bei der Seestrecke von Griechenland nach Smyrna. Ich bezweifle auch ernsthaft, ob dieses Meßverfahren auf dem Festland funktioniert. Hätten wir es mit flachen Landschaften zu tun, so wären derartige Vermessungsstrecken kein Problem. Nicht aber im gebirgigen und von unzähligen Meeresbuchten zerrissenen Griechenland. Wozu aber dienten dann die kleinen Steinringe, die Professor Rogowski fand? Ich könnte sie mir als Orientierungshilfen für Wanderer vorstellen. Schließlich existierten in

der Steinzeit keine Straßen. Und die Trampelpfade mochten durch Unwetter und Wassergüsse schnell verwischt sein.

Die klugen Gelehrten der Gegenwart kleben am Prinzip der »einfachen Möglichkeit«, der »nächstliegenden Lösung«. Dieses Schema verbietet ihnen jede andere Denkweise. Sie können nicht aus ihrem Denkgefängnis heraus, denn mit der »nächstliegenden Lösung« ist das Problem ja abgehakt. Was gibt es da weiter zu studieren? Die Methode, auch wenn sie wissenschaftlich für heilig erklärt wurde, bringt für jedes tiefer liegende Problem nur halbe Antworten. Man gibt sich mit nichts zufrieden. Eine dieser Null-Lösungen, welche die Wissenschaft zufrieden einlullt, wird aus den Erkenntnissen von Mathematikern der griechischen Antike abgeleitet. Euklid - zum Beispiel - lebte im 3./4. Jahrhundert vor Christus und hielt in Ägypten und Griechenland Vorlesungen. Er verfaßte mehrere Lehrbücher sowohl über das ganze Spektrum der Mathematik als auch über die gesamte Geometrie, inklusive Proportionen oder so verwirrende Dinge wie die »quadratische Irrationalität« oder die »Stereometrie«. Euklid war ein Zeitgenosse des Philosophen Platon, und der wiederum war zeitweise auch als Politiker tätig. So soll Platon zu Füßen Euklids gesessen und dessen geometrischen Abhandlungen gelauscht haben. Wäre es da nicht naheliegend, daß Platon von den Darlegungen des Mathematikgenies Euklid begeistert war und sich die geometrischen Kenntnisse zunutze machte, wenn er als Politiker über Bauaufträge mitredete? Was also wußte Platon?

Im Dialog »Der Staat« belehrt Platon seine Gesprächspartner, die Lehre von der Fläche werde als Geometrie bezeichnet. In einem anderen Dialog (»Menon« oder, »Über die Tugend«) zieht er sogar einen Sklaven als Gesprächspartner hinzu und demonstriert mit der Unwissenheit des armen Kerls die höhere Geometrie. Richtig dick aber kommt's im Dialog »Timaios«, in dem das Problem der Proportionen, der Produkt- und Quadratzahlen erörtert wird und auch das, was wir als »Goldenen Schnitt« bezeichnen. Das nachfolgende Zitat mag für Menschen wie mich, die von der höheren Mathematik nie liebkost wurden, unverständlich sein. Es belegt aber, wie hochgestochen bereits vor 2500 Jahren darüber diskutiert wurde:⁵¹

»... Denn wenn von drei Zahlen, seien es nun Produktzahlen oder Quadratzahlen, die mittlere zu der letzten sich so verhält wie die erste zur mittleren, und ebenso wieder die letzte zu der mittleren wie die mittlere zu der ersten, so ergibt sich, daß, wenn man die mittlere an die erste und letzte Stelle, die letzte und erste dagegen beide in die Mitte setzt, daß das Verhältnis immer ganz das nämliche bleibt; bleiben sie aber immer in dem nämlichen Verhältnis zueinander, so bilden sie zusammen eine Einheit. Hätte nun der Weltkörper eine bloße Fläche werden sollen ohne Tiefe, so hätte ein Mittelglied genügt zur Vereinigung seiner selbst mit den beiden andern...«

Das geht so weiter, bis einem der Schädel dröhnt. Nach dem Lesen des folgenden Bandwurmsatzes habe ich es aufgegeben, Platons mathematischen Erklärungen folgen zu wollen:

»... da nun aber durch dieses Gliederband in den ursprünglichen Zwischenräumen neue Zwischenräume entstanden waren von $3/2$, $4/3$ und $9/8$, so füllte er mit dem Zwischenraum von $9/8$ alle Zwischenräume von $4/3$ aus und ließ so in einem jeden einen kleinen Teil als weiteren Zwischenraum übrig, dessen Grenzglieder in dem Zahlenverhältnis 256 zu 243 stehen...«

Um was geht es bei diesem komplizierten Platonschen Dialog eigentlich? Die Antwort lautet: um die Erschaffung der Erde. Nachdem ich mich einige Wochen in Platon versenkt hatte, verstand ich nicht mehr, weshalb Galileo Galilei mit seiner »Planetenbotschaft« einen





*Der Unterbau
des Apollon-
tempels in Delphi
zeugt von monu-
mentaler Pracht.*

*Linke Seite:
Der »Omphalos«,
der »Nabel der
Welt«. Diese
Kopie (im Del-
phi-Museum)
stammt aus rö-
mischer Zeit.
Beim Original
waren die Kno-
tenpunkte einst
mit Edelsteinen
bestückt.*

derartigen Wirbel verursachte und warum er im 17. Jahrhundert durch die christliche Inquisition umgebracht werden sollte. Alles, was Galileo dozierte, konnte man bereits bei Platon nachlesen. Etwa die Tatsache der Kugelgestalt der Erde oder jene der Umlaufbahn unseres Planeten um die Sonne. Doch das gleiche - inklusive die Gesetze der Schwerkraft - wird schon in altindischen Texten behandelt. Die Alten wußten erheblich mehr, als man unsere Gymnasiasten wissen läßt. Gaius Plinius Secundus (61-113 n. Chr.), der seinerseits Platon und Euklid studiert haben muß, belegt es in eindrucksvoller, Weise:⁹⁸

»Bei den Gelehrten und dem gemeinen Volke herrscht ein großer Streit darüber, ob die Erde von Menschen bewohnt sei, die einander die Füße entgegenkehren... Die letzteren dagegen werfen die Frage auf, woher es denn käme, daß die Gegenfüßler nicht fielen? Als ob sich die Gegenfüßler nicht ebensogut darüber wundern könnten, daß wir nicht fallen... Wunderbar erscheint es aber doch, daß die Erde bei der ungeheuren Fläche der Meere noch eine Kugel bildet... Deshalb ist es auch nie auf der ganzen Erde zugleich Tag und Nacht, denn auf der der Sonne entgegengesetzten Hälfte der Kugel entsteht Nacht ... «

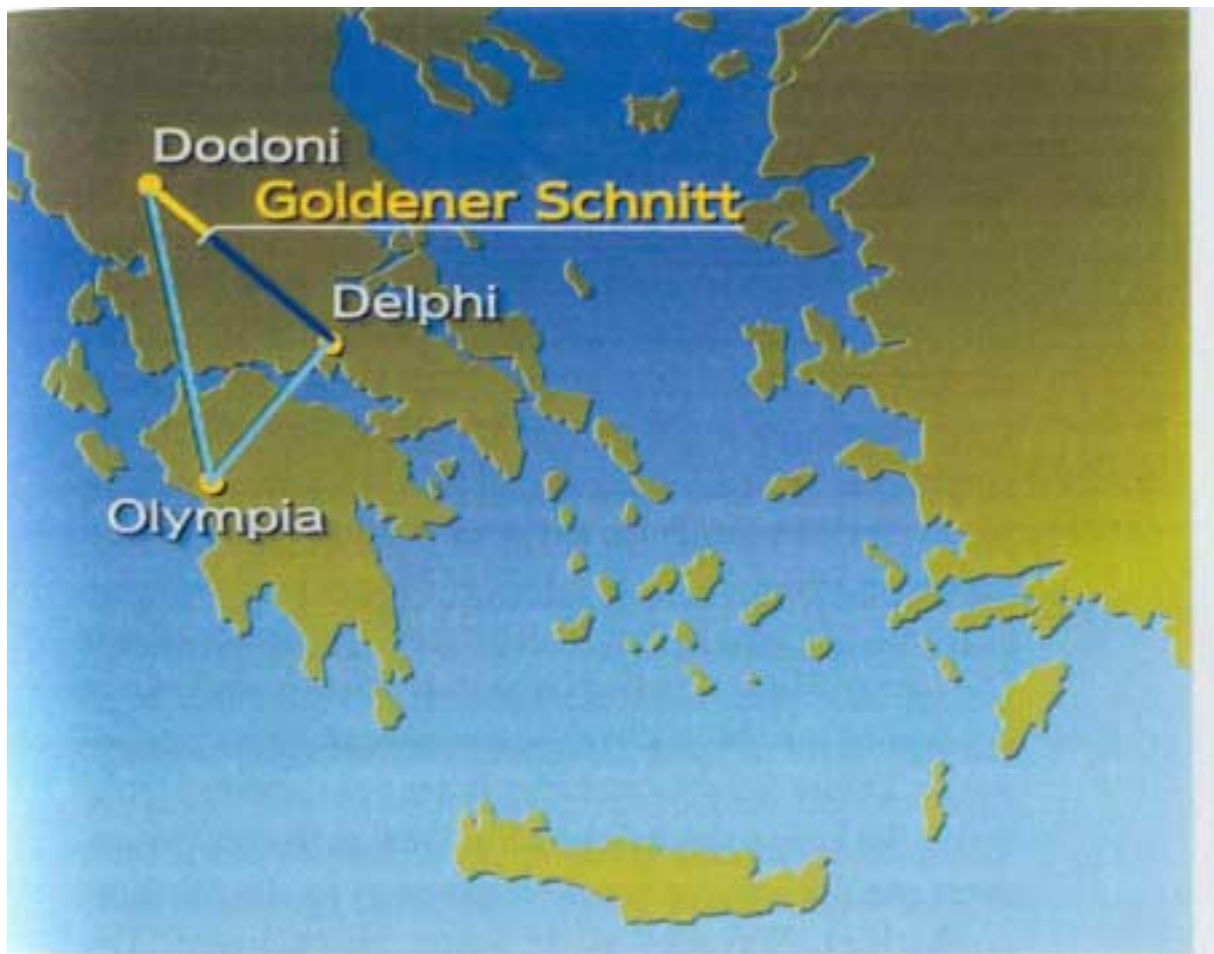
Nichts Neues unter der Sonne! Stammt also das geometrische Netz, das über die griechischen Tempel gewoben wurde, von Platon oder dessen Vorläufer Euklid? Durften heilige Orte nur und ausschließlich an geometrisch festgelegten Punkten errichtet werden? Falls ja, woher stammten denn diese Punkte? Woher überhaupt die Geometrie? Das proportionale Verhältnis? Der Goldene Schnitt?

Am Dialog »Gorgias« waren beteiligt: Platon, Kallikles, Chairephon, Gorgias und Sokrates - eine wahrhaft intellektuelle Runde. Zuerst betont Sokrates, was er sage, sei seine Überzeugung, für deren Wahrheit er eintrete. Dann erklärt er, daß die geometrische Weisheit nicht nur bei den Menschen, sondern bereits bei den Göttern eine wichtige Rolle spiele. Aber wie gelangt solches Wissen von de-n Göttern zu den Menschen? Im dritten Buch von Platons »Gesetzen« wird dies klargestellt. Die Gesprächspartner sprechen - einmal mehr - über untergegangene Kulturen. Ein Athener fragt Platon, ob er glaube, die Länge der Zeit zu ergründen, die verlaufen sei, seitdem es Staaten und Menschen gebe.

Dann wird die Frage aufgeworfen, ob in den alten Sagen ein Kern von Wahrheit stecke. Damals schon! Gemeint sind ausdrücklich jene Sagen »von ehemaligen zahlreichen Zusammenbrüchen der Menschenwelt durch Überschwemmungen und sonstiges Unheil, aus dem sich nur ein winziger Teil des Menschengeschlechts retten konnte«⁵¹. Es wird besprochen, wie nur Bergbewohner überlebten, denen es bereits nach wenigen Generationen an jeglicher Spur der Erinnerung an die früheren Zivilisationen mangelte. Die Menschen hielten das, »was über Götter... gesagt ward, einfach für wahr und lebten danach«. Für ihr Zusammenleben mußten »die Menschen nach der Flut« (Platon) neue Regeln entwickeln, weil nämlich keine Gesetzgeber der Vorzeit mehr da waren. Zitat aus Platons »Gesetze« (kursive Hervorhebungen durch mich):

»Da wir aber nicht Gesetze geben für Göttersöhne und Heroen, wie die Gesetzgeber der Vorzeit, die, selbst von Göttern stammend,... die gleichfalls von Göttern abstammten, Gesetze gaben, so wird man es uns nicht übelnehmen dürfen . . . «

Die von den Griechen bewunderten Götter stammten ihrerseits von anderen Gottheiten ab, und auch die ursprünglichen Gesetze wurden von jenen erlassen. Eigentlich ein alter Hut in dieser Theorie. Also sollen Göttersöhne Spielregeln zur geometrischen Anordnung von Tempeln aufgestellt haben? Unsinn! Wozu auch? Und Platon, Sokrates oder Euklid haben damit genausowenig zu tun.



Von Delphi aus verbindet ein gigantisches geometrisches Netz alle altgriechischen Kultorte.

Professor Neugebauer vergleicht die Platonsche Geometrie mit der euklidischen und derjenigen von Assur und Ägypten. Er findet bei Platon wenig, was nicht schon die anderen wußten." Und Professor Jean Richer entdeckt in den Tempelanordnungen des alten Griechenland eine Geometrie, die längst in voreuklidischer Zeit existierte." Nur die Frage nach dem Warum einer derartigen geometrischen Gestaltung bleibt unbeantwortet. Professorale Feststellungen machen alle weiteren Fragen überflüssig. Die »nächstmögliche Antwort« katapultiert andere mögliche Antworten in den Dunst der Zeitverschwendung. Um es ganz klar zu sagen:

Die griechischen Mathematiker können nichts mit der geometrischen Anordnung von heiligen Orten zu tun haben, weil die Orte ihre Heiligkeit schon Jahrtausende besaßen, bevor die Mathematiker geboren wurden. Da helfen kein Euklid, kein Platon und kein Sokrates weiter.

Die mathematischen Kenntnisse der gebildeten Griechen waren zwar erstaunlich, dennoch erteilten sie keine politisch oder sonstwie gearteten Anweisungen, an welchem Ort ein Tempel zu errichten sei - denn die geographischen Positionen dieser Kultstätten existierten längst. Wie also und dies muß doch die Kernfrage sein - kam das geometrische Netz zustande, das sich klipp und klar über Griechenland ausbreitet?

Märchen beginnen mit: Es war einmal... Ich möchte es anders formulieren: Nehmen wir einmal an ...

... irgendwann hätten ET's unserer Erde einen Besuch abgestattet. Damit sind die Urgötter geboren. Die brachten es fertig, Kinder zu zeugen. Die Titanen und Riesen sind auf Erden. Die werden abgeschlachtet und neue Götter erschaffen. Jetzt haben wir mythologische Gestalten wie Apollon, Perseus, Poseidon, Athene etc. Diese teilten die Erde in Herrschaftsbereiche auf und zeugten ihrerseits Göttersprößlinge.

Die x-te Generation dieser Götterfamilien beeindruckte die dummen Menschen immer noch mit technischen Errungenschaften. Sie besaßen überlegene Waffen und insbesondere - sie konnten fliegen! Zwar waren die Konstruktionen nicht viel mehr als ratternde, stinkende fliegende Monster, aber sie bewegten sich durch die Lüfte. Das reichte zur Beeindruckung der staunenden Menschen. Wer sich in die Luft erheben kann, muß göttlich sein. Doch diese fliegenden Kisten brauchten Treibstoff, und wenn's nur ein bißchen Öl, Holzkohle oder Wasser für die Dampfmaschine war. Die Piloten dieser vorgeschichtlichen fliegenden Teppiche wußten sehr genau, welche Strecke sie zurücklegen konnten, bevor wieder ein Tankstopp fällig war. Möglicherweise gab es unterschiedliche fliegende Barken: solche für längere und andere für kürzere Distanzen (dies wird zumindest über die fliegenden Vehikel im alten Indien berichtet).

Den Göttern kam es sehr gelegen, daß die Menschen zu ihren Ehren Heiligtümer errichteten, denn dort lohnte es sich, »Opfergaben« zu kassieren, und die »Sterblichen« taten ehrfürchtig auch sonst alles, was den »Unsterblichen« diente. Somit war die ganze Welt für sie Schlaraffenland. Logischerweise entstanden die heiligen Orte immer in den gleichen Distanzen - denn nach der Kilometerzahl X war ein Tankstopp fällig. Und nachdem die grandiosen Opferstätten - besser: Selbstbedienungsläden - der Göttersprößlinge mal standen, wurde die Kür beibehalten.

Auch den Familien der Götter, vereinzelt ihren Freunden, wurden die Positionen der Selbstbedienungsorte mitgeteilt: Wenn du von Delphi aus im Winkel X 66 Kilometer fliegst, triffst du auf Y Von dort 66 Kilometer nach Westen, und du erreichst auf einer geraden Linie Z ... Nichts einfacher als das. Das geometrische Netz ergibt sich aus den »Tankstellenstopps«, aus den »Verpflegungsdepots« und »Selbstbedienungsläden«. Und logischerweise sind die Distanzen die gleichen, weil nach soundso vielen Kilometern nachgeladen werden mußte. Schließlich sollte sich keiner der Götter verirren, kein Familienangehöriger zu Schaden kommen, weil die Strecke plötzlich unfahrplanmäßig lang war und der Ofen vorher ausging.

Ich begann diesen Abschnitt mit einer Annahme - mehr nicht. Mir ist keine andere Annahme bekannt, die das Rätsel des geometrischen Rasters über Griechenland einfacher und eleganter erklären könnte. Nur eben: Man muß »Götterabkömmlinge« als einst real existierende Gestalten voraussetzen. Und darüber berichten die alten Menschheitsüberlieferungen nun wirklich eine Unmenge. Man muß es nur wissen.

Als die Götterfamilien längst degeneriert waren, scheinen es vereinzelte dieser Parasiten immer noch geschafft zu haben, die Unwissenheit der Menschen auszunutzen. Herodot beschreibt in seinem ersten Buch unter anderem die Stadt Babylon: exakt mit Größenangaben und vielen Einzelheiten. Im Zentrum von Babylon habe auch ein Tempel des Zeus (Belos) »mit ehernen Toren gestanden, der sich bis zu meiner Zeit erhalten hat«. Dort seien zudem acht Türme übereinander errichtet worden, einer auf dem anderen. Der Aufstieg zu diesem hohen Turm sei eine Treppe, die sich außen im Kreis um alle Türme herumziehe.

Auf dem obersten Turm befinde sich »ein großer Tempel, darin steht ein breites Ruhebett mit schönen Decken und daneben ein goldener Tisch«. Niemand dürfe da hinaufgehen, schreibt Herodot, außer einer sehr schönen Frau, die auserwählt worden sei. Dann - so hätten die Priester Herodot erzählt - komme der Gott persönlich in den Tempel und schlafe auf dem Ruhebett, »ähnlich wie im ägyptischen Theben nach der Lehre der Ägypter. Auch dort schläft eine Frau im Tempel des Zeus von Theben. Es heißt, diese Frauen hätten niemals Umgang mit sterblichen Männern. Das gleiche gilt auch in Patara in Lykien von der Priesterin des Gottes, wenn dieser erscheint. Wenn der Gott erscheint, wird die Frau während der Nacht mit ihm im Tempel eingeschlossen.«

Dem wäre anzufügen: Nichts anderes geschah auf den Spitzen der indischen Tempeltürme. Und aus dem gleichen Grund errichteten die zentralamerikanischen Völker ihre Stufenpyramiden mit einem Raum an der Spitze. Daß es Türme und Pyramiden sein mußten, ergibt sich von selbst: Die Burschen kamen angeflogen!

Zu Herodots Zeiten existierten die Götterfamilien nicht mehr- sonst hätte er über ihre fliegenden Schiffe geschrieben. In früheren Zeiten aber war es genauso, wie ihm die Priester in Babylon versicherten. Die Götter bedienten sich je nach Gusto bei Damen und Herren - hüben wie drüben. Als dann die Götter mehr und mehr ausblieben und schließlich gar nicht mehr aufkreuzten, rissen sich die schlauen Priester das ganze Schlaraffenleben unter die Nägel. Jetzt galt es, ihnen Opfergaben darzubringen, ihnen Jungfrauen und Jünglinge zuzuführen, ihnen Gold und Diamanten abzuliefern. Weitere Generationen später wußten auch die Priester nicht mehr, was nun eigentlich stimmte - aber weshalb sollte ein derart einträgliches Geschäft aufgegeben werden?

Doch bei diesem Treiben blieb selbst dem obersten Priester eine Unsicherheit im Herzen, die ihn täglich ängstigte. Aus der Überlieferung kannte er die Macht der Götter - auch wenn er nichts davon verstand. Und er wußte nie, wann ein Gott zurückkehrte. War es da nicht vernünftiger, man nutzte die Menschen nur in dem Maße aus, wie es gerade opportun erschien, um die eigene Macht aufrechtzuerhalten? Und hortete Schätze für die Rückkehr der Götter? Damit sollte man diese himmlischen und unverständlichen Wesen doch milde stimmen können. Oder?

Wir befinden uns an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Götter gibt es längst keine mehr. Ich befürchte, dies muß der menschlichen Gesellschaft entgangen sein.

DER WIRRWARR UM TROJA

Geht die Sonne auf im Westen, muß man seinen Kompaß testen.
Bauernregel

Ende des achten vorchristlichen Jahrhunderts lebte in Griechenland ein Dichter, den alle Welt kennt, über den jedoch niemand etwas Gesichertes weiß. Homer (griechisch: Homeros) ist sein Name, und von ihm stammen die phantastischen Epen »Ilias« und »Odyssee«. Die Forschung hat immerhin herausgebracht, daß Homer im ionischen Kleinasien beheimatet war und wahrscheinlich als Sänger umherzog - und blind soll der Ärmste auch noch gewesen sein. Woher der blinde Wandersänger das Gerüst, »die Insiderinformation«, für seine grandiosen

Erzählungen bezog, bleibt wohl ein ewiges Rätsel. »Ilias«, und »Odyssee« umfassen zusammen etwa 28 000 Verse nicht schlecht für einen blinden Dichter. Mit Homer soll die griechische Dichtung erst begonnen haben, er steht »am Anfang der griechischen Literatur, mit ihm beginnt die europäische Geistesgeschichte«¹⁰¹. Auch das blinde Dichtergenie Homer hat seine Geschichten nicht frei erfunden. Fachleute meinen, der schriftlichen Fassung seiner Epen sei eine lange Tradition vorausgegangen, doch hinter dem Kern verberge sich eine »uralte Märchenüberlieferung«¹⁰¹. Um was geht es denn in diesen »uralten Märchen«? In der »Ilias« werden Kämpfe, kuriose Waffen und Heldentaten beschrieben, an denen Götter und Menschen beteiligt sind. Man liest (im achten Gesang) von »fliegenden Rossen, die willig zwischen der Erde und dem sternenbesäten Himmel« hin- und herfahren.¹⁰² Dank eines Nebels werden diese göttlichen Tiere auch noch unsichtbar. Da kommt Poseidon, eigentlich der Beherrscher der Meere, mit einem fliegenden Gespann übers Wasser gesegelt, ohne daß auch nur eine Achse seines Gefährts die Fluten berührt. Solche Märchen schmecken mir. Natürlich dreht sich die Handlung um Liebe, verletzte Ehre und zu einem kleinen Teil um den Trojanischen Krieg.

Anders in der »Odyssee«. Hier werden in schöngeistiger Form die haarsträubenden Abenteuer von Odysseus erzählt. Mit seinen Kampfgenossen erobert er schließlich Troja und kehrt nach 20 Jahren endlich wieder auf seine Heimatinsel Ithaka zurück. Die ganze Handlung ist auf Odysseus zugeschnitten - er berichtet selbst, in der Ichform, von den Schicksalsschlägen, die ihm die Götter zugebracht haben, doch auch von seinen Heldentaten und Tricks, die ihn überleben ließen. Die Philologen sehen in Odysseus »eine alte Gestalt der Sage«¹⁰, und die ganze Geschichte ist natürlich »mehr fabulöser Natur« 112. Irgendeine Wirklichkeit - so glaubte man lange - stecke nicht dahinter. Diese Ansicht korrigierte Heinrich Schliemann (1822-1890), der - Homer in der Hand - die Stadt Troja entdeckte. Doch davon soll später die Rede sein.

Im Unterschied zur »Argonautica« möchte ich die »Odyssee« nicht auseinandernehmen. Darüber gibt es genügend Literatur. Doch einige Stichwörter zum Verständnis dieser weltbewegenden Geschichte muß ich wohl anmerken.

Odysseus (lateinisch: Ulysses oder Ulixes) ist der König von Ithaka. Mit seinen Gefährten macht er sich auf, um Troja zu erobern. Grund des Zwistes war die »Entführung« der schönen Helena von Sparta nach Troja. Auf dem Rückweg erlebt Odysseus' kleine Flotte von ursprünglich zwölf Kähnen ein Abenteuer nach dem andern. Zuerst werden die Helden ans Kap Malea verschlagen, dann landen sie auf der Insel der einäugigen Kyklopen. Einer von ihnen namens Polyphemos sperrt Odysseus und seine Gefährten in eine Höhle und friß täglich zwei von ihnen. Odysseus gelingt es schließlich, mit einem glühenden Holzpfeil das Auge des Kyklopen zu blenden und mit dem Rest seiner Mannschaft zu entkommen. (Zwischenbemerkung: Der Kyklop hatte Odysseus nach seinem Namen gefragt, und der log, sein Name sei »Niemand«. Nachdem der Kyklop geblendet war, rief er seine Kumpane zu Hilfe und brüllte, »Niemand« habe sein Auge zerstört. In unserem Jahrhundert wurde diese List in einem Wildwestfilm verwendet, doch glaube ich nicht, daß die Kinobsucher ahnten, woher die Idee ursprünglich stammte: »My name is nobody« mit Terence Hill.)

Odysseus und seine Besatzung müssen anschließend mit den betörenden Sirenen fertig werden und mit der Zauberin Kirke, welche die ganze Mannschaft gleich in Schweine verwandelt. Danach besucht Odysseus das Reich des Hades - die Totenwelt -, wo er nicht nur mit seiner verstorbenen Mutter, sondern auch mit anderen Berühmtheiten sprechen darf, die längst das Zeitliche gesegnet hatten. Schließlich muß das Schiff zwischen zwei weiblichen Ungeheuern, Skylla und Charybdis, hindurchfahren. Die Charybdis soll einst durch einen

Blitz von Zeus ins Meer geschleudert worden sein und seither dreimal täglich gewaltige Mengen von Wasser schlucken und wieder ausspeien. Ihre Schwester Skylla ist von nicht minderer Qualität. Sie wird als hundeähnliches Untier beschrieben, das sich Seeleute schnappt und langsam auffrißt. Auch von Odysseus' Männern holt sie sich gleich sechs.

Der Rest der Mannschaft gelangt auf die Insel Trinakria. Dort schlachten die hungrigen Mannen einige Rinder, doch bedauerlicherweise gehören die Tiere dem Sonnentitanen Hyperion. Wutentbrannt beklagt sich Hyperion bei Zeus, und der zerschmettert Schiff und Mannschaft mit einem einzigen Blitz. Nur Odysseus überlebt. Er klammert sich an ein paar Bretter und wird Tage später auf der Insel Ogygia an Land gespült. Ogygia ist die Insel der Kalypso, die trotz ihrer Lieblichkeit in einer Höhle haust. Sie verwöhnt Odysseus nach Strich und Faden und bittet ihn, bei ihr zu bleiben, er werde dadurch Unsterblichkeit erlangen.

Sieben Jahre genießt Odysseus das süße Leben, dann ist er es überdrüssig, ständig liebkost und verhätschelt zu werden. Trübselig hockt er am Strand und träumt von seiner Heimat. Da fliegt Hermes herbei und befiehlt Kalypso, Odysseus freizugeben. Er erhält das notwendige Werkzeug, um ein Floß zu bauen, mit dem er dem Liebesnest den Rücken kehrt. Doch der Meeresgott Poseidon, dessen Sohn, der Kyklop Polyphemos, von Odysseus so schmähsch überlistet wurde, rast mit seinem geflügelten Wagen über die Wasser und kippt Odysseus über Bord. Er wäre ertrunken, wenn er sich unter Wasser nicht seiner schweren Kleider entledigt hätte.

Zwei Tage später wird er völlig erschöpft an den Strand der Insel Drepane geschleudert. Mit göttlicher Hilfe gelangt er schließlich, nach einem Zwischenaufenthalt bei einem Schweinehirten, zur Insel der Phäaken, von wo er endlich - nach zwanzigjähriger Abwesenheit - nach Ithaka reisen kann.

Dies ist der grobe Rahmen des Heldenepos. Weil auch in der »Odyssee« und der »Ilias« -wie in der »Argonautica« - sehr viele geographische Angaben zu finden sind, fragte sich die Gelehrtenwelt: Wo war Odysseus? In welchem Meer erlebte seine Abenteuer? Wo sind die erwähnten Inseln? Wo finden wir die schrecklichen Ungeheuer Skylla und Charybdis? Über 100 verschiedene Meinungen wurden geäußert, etwa 70 Karten gezeichnet, und jeder Odysseus-Forscher war überzeugt, der Spur seines Helden korrekt gefolgt zu sein. Je nach Auffassung mußte Odysseus in Kleinasien herumgekurvt sein, die Britischen Inseln umrundet haben, oder seine Irrfahrten trieben ihn sogar nach Südamerika. Auch ist die »Odyssee« mit der »Argonautica« in einen Topf geworfen worden, oder »Die Irrfahrten des Odysseus« haben sich gar nicht auf unserem Planeten abgespielt.

Das Vernünftigste, was über die »Odyssee« veröffentlicht wurde, stammt von den deutschen Gebrüdern Hans Helmut und Armin Wolf. Ihnen gelingt es tatsächlich, eine Fahrtroute zu rekonstruieren, bei der die Orte in Relationen zur Fahrtzeit und -strecke stimmen. Wobei die Autoren nicht behaupten, »der Odysseus der Sage sei hier oder dort gewesen"¹⁰³ sondern nur, die Seefahrt, die Homer beschrieben habe, lasse sich in eine sehr vernünftige Relation zu einer Strecke im Mittelmeerraum bringen. Obwohl das Resultat der langjährigen Forschungsarbeit der Brüder Wolf durchwegs stimmig und überzeugend ist, frage ich mich, woher der blinde Homer eigentlich die Route derart präzise kannte.

In der »Odyssee« wird auch die Insel Kreta beim Namen genannt - doch ohne den Roboter Talos zu erwähnen. Kannte Homer den Talos aus der »Argonautica« nicht? Oder schien ihm der Roboter zu phantastisch, zu weit hergeholt? Das kann ich mir bei den anderen »Phantastereien«, die in der »Odyssee« zur Sprache kommen, schwer vorstellen. Homer

bringt die Götter mit allen nur denkbaren Zauberkünsten in Verbindung, auch der fliegende Wagen des Poseidon kommt vor - aber kein Goldenes Vlies. Trotz allem Hokuspokus, der den Göttern zugeschrieben wurde, enthält die »Odyssee« keine »Science-fiction« im Stile der »Argonautica«.

Der Ort, um den sich die Schlacht in der »Ilias« dreht, ist Troja - doch ausgerechnet diese Stadt existiert nicht im geometrischen Netz des alten Griechenland. War sie nicht einbezogen in die uralten Götterstrecken? Dabei wird das Schicksal Trojas von allen griechischen Historikern der Antike beschrieben, die Belagerung der Stadt soll um 1194 bis 1184 vor Christus stattgefunden haben. Troja muß uralt sein, denn der Name der Stadt ergibt sich aus dem mythischen Helden »Tros« (Vater des Ilos, Vater des Laomedon, Vater des Priamos von Troja). Ursprünglich hatte die Stadt andere Namen. Sie hieß Ilium, Ilion und Troas. Zudem soll Apollon beim Bau ihrer kyklopischen Befestigungen mitgeholfen haben. Die Stadt hat also genauso einen »mythischen« Ursprung wie so viele heilige Zentren Griechenlands, die bereits Erwähnung fanden. Weshalb denn paßt die geographische Position der Ausgrabungsstätte, die man heute als Troja kennt, nicht auf das geometrische Netz der Göttergeschlechter? Ist das Troja, das Heinrich Schliemann entdeckte, gar nicht identisch mit dem Troja der Mythologie?

Schließlich kommt in der »Odyssee« auch Agamemnon vor, der mit einigen Gefährten in Mykene begraben sein soll. Mykene ist Bestandteil des geometrischen Rasters, der heute als »Troja« bezeichnete Ort hingegen nicht. Mir gibt das zu denken.

Das Gebiet Troja soll - der Sage nach - einst von einem kretischen König namens Teukros beherrscht worden sein. Sein Volk waren die Teukrer. Doch dann kam der einsame Königssohn Dardanos in die Gegend und gründete eine kleine Ansiedlung. Bald nannte man das Land nach seinem Namen »Dardania« (Dardanellen), und da sein Sohn Tros hieß, bekam auch die Siedlung den Namen Troas - daher die späteren »Trojaner«. Weil Tros' ältester Sohn den Namen »Ilos« trug, nannte man die Siedlung auf dem Hügel auch Ilion oder Ilios. Dies erklärt den Titel von Homers Dichtung »Ilias«.

Mit Homers »Ilias« in der Hand soll - so die moderne Legende - Heinrich Schliemann die uralte Stadt wiederentdeckt haben. Natürlich mag ich derartige Geschichten. Da kommt einer daher und behauptet wider jede Lehrmeinung, die von Homer beschriebene Schlacht um Troja habe sich wahrhaftig abgespielt, inklusive der daran beteiligten Helden. Und dann findet er Troja. Toll! Nur stimmt die Geschichte in dieser Form nicht. Was stimmt denn?

Zumindest die Lebensgeschichte dieses phänomenalen Enthusiasten. Heinrich Schliemann kam am 6. Januar 1822 in Neu-Bukow (Mecklenburg) als Sohn eines armen Pfarrers zur Welt. Bereits als Zehnjähriger soll er einen lateinischen Aufsatz über den Trojanischen Krieg geschrieben haben. 1836 trat er in eine Kaufmannslehre ein, und fünf Jahre später segelte er als Kajütenbursche an Bord der kleinen Brigg »Dorothea« Richtung Südamerika. Das Schiff havarierte, und die Überlebenden landeten mit einem Rettungsboot an der holländischen Küste.

In Amsterdam wurde Heinrich Schliemann Kontorist für gerade 15 Dollar pro Jahr. Man sagt ihm große Sparsamkeit nach, unendlichen Fleiß und ein hervorragendes Gedächtnis. Nachdem er Holländisch gelernt hatte, vertiefte er sich in Englisch und Französisch. Später kamen andere Sprachen hinzu, so das nicht leichte Russisch und das für Deutsche recht komplizierte Griechisch.





*Auf der Insel Malta verlaufen solche gleisartigen Stränge.
Einige davon verschwinden in der Tiefe des Mittelmeers.*

Bereits mit 25 Jahren war Schliemann als Handelsagent unabhängig und gründete 1847 in Sankt Petersburg ein eigenes Handelshaus. In Rußland erzielte er große Gewinne mit dem Verkauf von Indigo, Schwefel, Blei und Salpeter, und so schaffte er es, binnen weniger Jahre ein Vermögen zu erwirtschaften. Da er sich aus geschäftlichen Gründen am 4. Juli 1850 zufälligerweise in Kalifornien aufhielt, wurde er »automatisch« Amerikaner, denn an jenem Tag -seinem Gründungsdatum - machte der neue US-Bundesstaat alle Menschen, die sich gerade auf seinem Territorium befanden, zu seinen Bürgern.

Ab 1858 bereiste Schliemann die Welt regelmäßig. Beseelt von seinem Homer und absolut überzeugt, das in der »Ilias« und der »Odyssee« beschriebene Troja müsse einst existiert haben, nahm er 1868 seinen ständigen Wohnsitz in Athen.

Weil seine russische Gattin nicht nach Griechenland ziehen wollte, ließ er sich scheiden und suchte per Inserat eine einheimische Partnerin. Die fand er in einem bildhübschen, neunzehnjährigen Mädchen. Getreu nach Homer taufte er sein erstes Kind »Agamemnon«. Vorerst bereiste Schliemann - der damals schon ein Vermögen von über zehn Millionen Mark besaß - weitere Länder, bis eben, bis er Troja entdeckte. Doch so selbstverständlich, wie es in den populären Büchern nachzulesen ist, war diese Entdeckung keineswegs.

Vier Kilometer von den Dardanellen entfernt, auf (heute) türkischem Territorium, liegt der Hügel »Hissarlik«. Von hier aus sind es knappe sieben Kilometer bis zur Küste des Ägäischen Meeres. Der Hügel hat strategische Bedeutung, denn jedes Schiff, das in die Dardanellen einfahren will, muß daran vorbei. Die alten Griechen nannten diesen Ort »Hellespont«, weil hier die Tochter des Königs Athamas, Helle, vom Goldenen Vlies ins Wasser gestürzt sei. Sowohl die Griechen als auch später die Römer vermuteten in dieser Gegend Homers Troja, wenn auch nicht gerade unter dem Hügel »Hissarlik«. Nur vier Kilometer südlich dieses Hügels liegt das Dorf Bunarbaschi, und genau dort suchten die Fachleute des vergangenen Jahrhunderts nach Troja. Die Gegend war aufgrund der Überlieferung eingekreist, und die einheimischen Bauern behaupteten bereits vor Schliemanns Ankunft, die Fachleute würden einem Phantom nachjagen, denn Troja liege nicht unter Bunarbaschi, sondern unter dem Hügel »Hissarlik«. Genau diese Kontroverse veranlaßte den Angloamerikaner Frank Calvet, der als Konsularagent sowohl in Athen als auch in Istanbul tätig war, den Hügel »Hissarlik« rechtmäßig zu erwerben. Frank Calvet war vor Schliemann dort und begann auch vor Schliemann mit amateurhaften Grabungen. Er hoffte, die Chefs des Britischen Museums in London für eine größere Grabungskampagne begeistern zu können. Doch die lehnten ab.

Auch Schliemann in Athen erfuhr von Calvets Absichten und machte sich auf den Weg, den Hügel »Hissarlik« zu kaufen. So traf der Millionär Heinrich Schliemann den Weltenbummler Frank Calvet, und dem war's recht, »Hissarlik« und alle damit verbundenen Sorgen loszuwerden. Später, als dann die Kunde von Goldfunden in Troja die Runde machte, wird er sich wohl schwarz geärgert haben. Schliemann war clever, das bewies er auch in den darauffolgenden Jahren. Er war der beste Public-RelationsManager in eigener Sache.

Nach dem Arrangement mit Frank Calvet vergingen nochmals mehrere Monate, bis Schliemann von der türkischen Regierung die Erlaubnis erhielt, auf »Hissarlik« den Spaten anzusetzen. Am 11. Oktober 1871 waren endlich alle Probleme behoben. Mit einer Mannschaft von 80 Arbeitern begannen die Ausgrabungen. Schliemann schuftete verbissen, und auch die hereinbrechende Kälte hielt ihn nicht von seinen Arbeiten ab. Er hatte eine Blockhütte errichten lassen, in der er mit seiner Frau lebte, die vorerst alle Strapazen erduldet, obwohl der eisige Wind ihr schwer zu schaffen machte.



In der französischen Bretagne beim Städtchen Carnac versinkt ein Steinkreis im Wasser. Ein anderer – beim Inselchen Er'La-nic – liegt auf dem Meeresgrund.

Es dauerte bis zum 15. Juni 1873, als der Spaten eines Arbeiters auf ein Kupfergefäß stieß - angefüllt mit Gegenständen aus Gold und Silber. Schliemann befahl seinen Arbeitern eine unerwartete Pause, dann versteckte er den Goldschatz im Halstuch seiner Frau. In der Blockhütte ordnete er die Funde, setzte seiner Gattin ein goldenes Diadem auf den Kopf und ließ an alle Welt Telegramme schicken, er habe den »Schatz des Priamos« entdeckt. Natürlich gab's auch Ärger. Die osmanische Regierung beschuldigte ihn, Wertgegenstände aus türkischem Boden gestohlen zu haben, und neidische Gegner behaupteten, der Goldschatz sei von ihm selbst zuvor vergraben worden.

Mit seiner Beredsamkeit und seiner finanziellen Macht löste Schliemann alle Probleme. Er buddelte sich durch Schicht um Schicht, und die Frage war bald nicht mehr, ob er Troja gefunden habe, sondern welches Troja. Das von Homer?

Schliemann schmuggelte den angeblichen »Schatz des Priamos« außer Landes und schenkte ihn dem Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin. Von dort verschleppten ihn die Sowjets 1945 als Kriegsbeute in die UdSSR und behaupteten über Jahrzehnte, nichts vom

»Schatz des Priamos« zu wissen. Dies blieb so bis 1993 seither reden Russen und Deutsche über den Schatz, doch auch die türkische Regierung, die am heutigen Touristenort Troja ein Museum mit den Fundstücken errichten möchte.

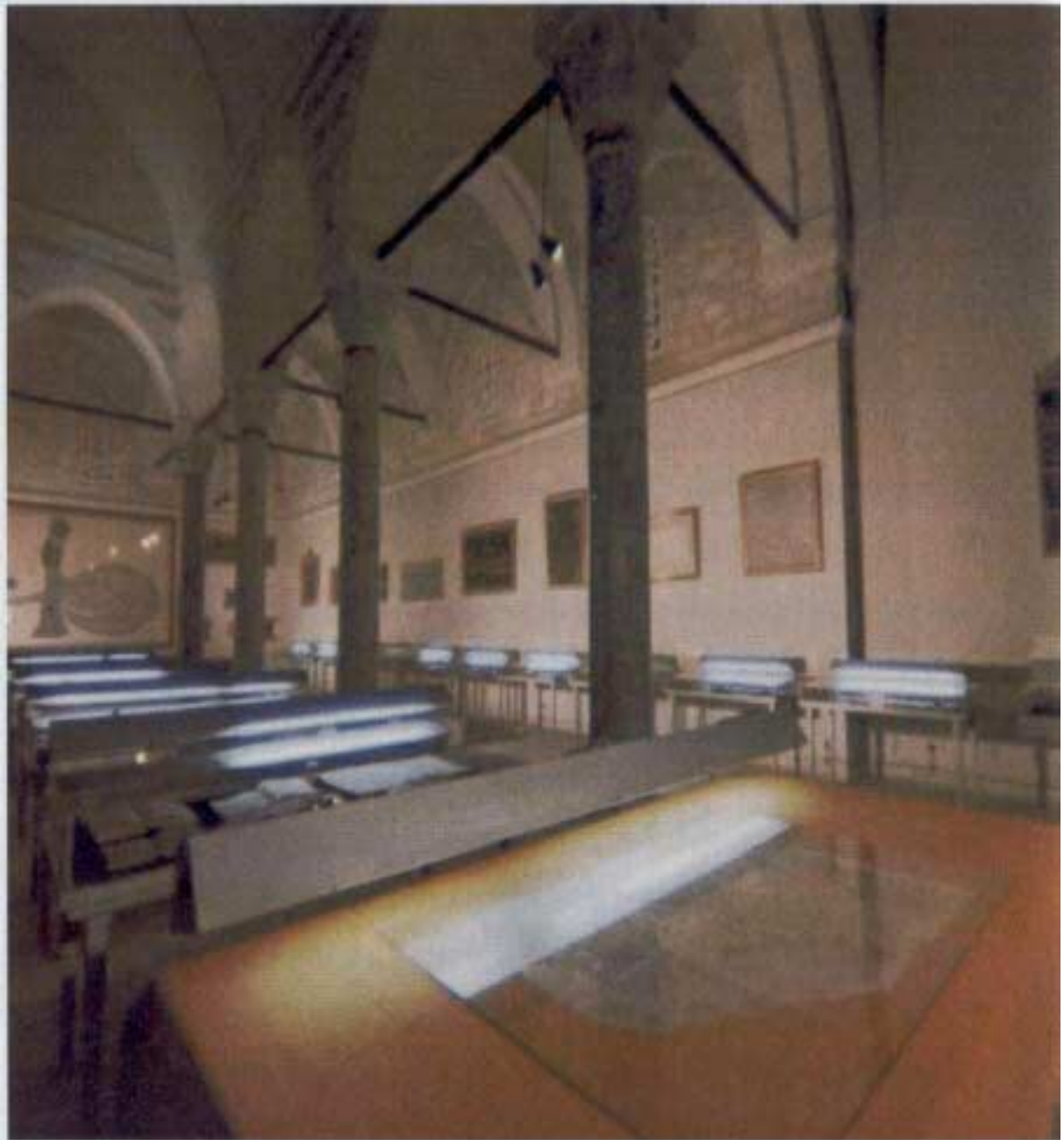
Hat Schliemann nun wirklich das mythische Troja entdeckt? Jene Stadt, über die Homer in der »Ilias« und der »Odyssee« berichtete?

So ganz sicher ist man sich da bis heute nicht. Homers Troja müßte eine gewaltige Stadt gewesen sein, ein Ort, in dem es von gebildeten Menschen wimmelte, ein Ort, an dem man die Schrift kannte und in dem es Tempel für die verschiedenen Götter gab. Bis heute haben sich Archäologen in einer wirklich grandiosen Leistung durch 48 kleinere Schichten und neun »Trojas« gegraben - doch nirgendwo ist auch nur ein Täfelchen mit dem Namen der Stadt aufgetaucht. Das einzige Schriftstück, das gefunden wurde, enthält einige hethitische Hieroglyphen. Daraus wird abgeleitet, daß Troja überhaupt »keine frühgriechische Stadt war, sondern einem anderen bedeutenden Kulturkreis angehörte«¹¹⁴, nämlich dem hethitischen. Dies würde so nebenbei auch erklären, weshalb Troja nicht unter dem geometrischen Raster der griechischen Götter zu finden ist.

Der Ausgräber Schliemann hingegen stieß überall nur auf Bestätigungen für seine Überzeugung. Als ein Tor vom Schutt freigelegt wurde, bezeichnete er es sofort als das »Skäische Tor«. Dies kommt bei Homer vor, denn von hier soll Achilles - der mit der »Achillesferse« seinen Gegner Hektor dreimal um die Stadtmauern herum gejagt haben. Die Grundmauern eines größeren Gebäudes waren für Schliemann der »Palast des Priamos«, und 1872 wollte er den »großen Turm« entdeckt haben, den Homer im vierten Gesang der »Ilias« kurz erwähnt. Später stellte sich heraus, daß es sich bei diesem »Turm« um zwei unbedeutende, parallel verlaufende Mäuerchen handelte und sein »Palast des Priamos« gerade mal die Größe eines Schweinestalls aufwies. (Nach Homer sollte in diesem Palast Platz für 50 Schlafräume, Hallen und Höfe sein.) »Und auch >sein< Skäisches Tor war nicht) enes von Homer. Und so weiter, und so weiter - bei immer mehr kühlköpfigen Vergleichen paßte Homers Text nicht zu den Deutungen, die Schliemann vielen Funden gegeben hatte.«⁹¹

Kurz vor seinem Tod zweifelte Heinrich Schliemann selbst daran, ob er tatsächlich Homers Troja ausgegraben hatte. Und absolut sicher wissen wir dies bis heute nicht. Sein Freund und Grabungsnachfolger, der hervorragende Archäologe Wilhelm Dörpfeld, wies ihn auf so manchen Trugschluß hin. Bezogen auf Mykene, wo Schliemann später grub, ist überliefert, er habe die Irrtümer mit Humor aufgenommen:''' »Was?« - rief er einmal aus -, »das ist also nicht Agamemnons Leiche und Schmuck? Gut! Nennen wir ihn Schulze! «

Seit 1988 ist ein internationales Team unter der Leitung des Tübinger Professors Manfred Korfmann mit den Grabungen in Troja betraut. Dabei vergeht kein Sommer ohne neue Sensationen. Die rund 90 Spezialisten aus unterschiedlichen Fakultäten und Ländern stellten recht bald fest, daß der Hügel »Hissarlik« seit Beginn des 3. Jahrtausends vor Christus bis in die Römerzeit ununterbrochen besiedelt war. Bereits die unterste Schicht - Troja I genannt - verfügte über eine 2,5 Meter dicke Befestigungsmauer mit drei Toren. Die nächsten Schichten - Troja II und III - brachten die Überreste von Wohnhäusern und Terrassen zum Vorschein, auch Bronze und Gold gehörten zum Inventar. In den Schichten IV und V, datiert mit 2100 bis 1800 vor Christus, scheint es den Trojanern nicht besonders rosig ergangen zu sein. Dies zumindest wird aus den Überresten ihrer Nahrung geschlossen. Zudem konnten mehrere Brände nachgewiesen werden.



Dieser Raum des Topkapi-Museums in Istanbul birgt das Original der Piri-Reis-Karte.

Rechte Seite: Die Piri-Reis-Karte. Am unteren Bildrand ist die eisfreie Antarktis mit den vorgelagerten Inseln zu erkennen.



Troja VI besaß die größte Ausdehnung und müßte mit einer Datierung von 1800 bis 1250 vor Christus eigentlich von der Epoche des von Homer beschriebenen Trojanischen Krieges betroffen gewesen sein. Nach Meinung der Ausgräber fiel die Stadt aber einem Erdbeben zum Opfer. Andererseits verfügte Troja VI über mehrere Paläste und eine Verteidigungsmauer, länger und dicker als die seiner Vorgängerinnen. Nur die Spuren eines derart gewaltigen Kampfes, wie ihn Homer schildert, fehlten. In Troja VI müßte es von Pfeil- und Speerspitzen nur so wimmeln. Außerdem hätten zumindest vereinzelte Schrifttafeln auftauchen müssen, schließlich wurde damals auf Ton gekritzelt.

Erst Troja VII, und das reichte etwa von 1200 bis 1000 vor Christus, gab ein lächerliches, gerade mal 2,5 Zentimeter langes Bronzeplättchen preis, und darauf, mühsam lesbar, Hieroglyphen in »Luwisch«, einer dem Hethitischen verwandten Sprache. Es scheint sich um das Siegel eines Händlers gehandelt zu haben. Damit »wird immer wahrscheinlicher, daß Troja mit Wilusa identisch ist« lob, schreibt Birgit Brandau in ihrem hervorragenden Buch über die aktuellen Ausgrabungen.

Was aber ist »Wilusa«? Es ist der Name für einen Ort des hethitischen Reiches, der in den Quellen dieses Volkes auch erwähnt wird. Also nichts da von Homers Troja? Oder nannten die Hethiter Troja in ihrer Sprache »Wilusa«?

Die Schicht von Troja VIII enthielt nur noch unbedeutende Reste aus griechischer Zeit (um 950-85 v. Chr.), obwohl gerade in dieser Epoche das übrige Griechenland Akropolis, Delphi etc. - seine Blütezeit erlebte. Bleibt noch Troja IX, dessen Entstehung auf etwa 500 nach Christus datiert wird. Der Ort entpuppte sich als das römische Heiligtum »Ilium«.

Hat Homer nun maßlos übertrieben, oder ist Schliemanns Troja nicht jenes des Dichters? Aber da gab's ja nicht nur den eigentlichen Hügel »Hissarlik«. Was war mit dem Gelände ringsum?

Eberhard Zangger ist Geoarchäologe, also jemand, der Archäologie aus der Sicht des Geologen betreibt. Er wandte seinen Blick vom Hügel »Hissarlik« weg, hinunter zur Landschaft am Meer, und kam dabei ins Grübeln. Dann holte er sich den alten Platon aus dem Bücherregal und las mehrmals die Atlantis-Überlieferung. Schließlich begann Zangger zu rechnen, zu vergleichen und zu kombinieren. Das Resultat war ein Buch, das von vielen Fachleuten mit erstaunlich wohlwollenden Kommentaren bedacht wurde. 117 Darin will Eberhard Zangger belegen, daß Troja in Wirklichkeit Atlantis gewesen sei. Ein starkes Stück. Das Atlantis-Rätsel gelöst? Atlantis und Troja ein und derselbe Ort? Weshalb schreibt denn Homer ständig über Troja und den Trojanischen Krieg und verwendet nie das Wort »Atlantis«? Der US-amerikanische Archäologe Curtiss Runnels meinte zu Zanggers Buch, »es werde die gleiche Wirkung auf die akademische Welt haben wie Schliemanns Entdeckungen vor 100 Jahren«⁸. Und der britische Archäologe Professor Anthony Snodgrass ist überzeugt, Zanggers Vergleich zwischen Atlantis und Troja sei derart fundiert, daß er viele Fachgebiete beschäftigen werde.

Wenn Zangger recht hat, müßte Atlantis alias Troja nicht 9000 Jahre vor Platon ausgelöscht worden sein, sondern erst um etwa 1184 vor Christus. Auch wäre Atlantis nicht in einer einzigen, schrecklichen Nacht untergegangen, sondern der Trojanische Krieg hätte Atlantis zerstört. Dem widersprechen die Schichten von »Troja VI« und »Troja VII«. Nicht Krieg oder Überflutung hat die Stadt vernichtet, sondern ein Erdbeben. Zudem liegt Troja auf dem Hügel »Hissarlik«, versunken wäre es schon gar nicht. Wie will denn Eberhard Zangger das Atlantis von Platon mit dem Troja von Homer in Übereinstimmung bringen?

Zangger hat seine Gründe. Ob sie zu überzeugen vermögen, darf bezweifelt werden.

Das Wort »Atlantis« ist allgemein vertraut, und bei manchem bringt sein Klang etwas in Bewegung. Atlantis, das ist die Faszination, der Traum aus der Traumwelt, das paradiesische Land, das nirgendwo existierte. Atlantis ist wie die Wunderwelt der Kinderzeit, eine Zauberinsel des Friedens, ein Märchen von der glücklichen Welt und von sorglosen Menschen.

Steckt hinter Atlantis mehr als nur Wunschdenken? Waren Atlantis und Troja - wie Eberhard Zangger demonstrieren möchte - ein und dasselbe? Wo sind die aufreizendsten Widersprüche, wo die Bestätigung für Zanggers Ideen? Wenn Zangger sich irrt, ist Atlantis dann endgültig gestorben? Schließlich wird seit Jahrhunderten über den Standort dieses sagenhaften Landes theoretisiert - immer erfolglos. Wer hat diesen Atlantis-Mythos in die Welt gesetzt? Weshalb? In welcher Form? Woher stammt eigentlich die ursprüngliche Geschichte?

ATLANTIS - DER JAHRTAUSENDKRIMI

Manche Menschen sprechen aus Erfahrung, andere sprechen aus Erfahrung nicht.
Christopher Morley, 1890-1957

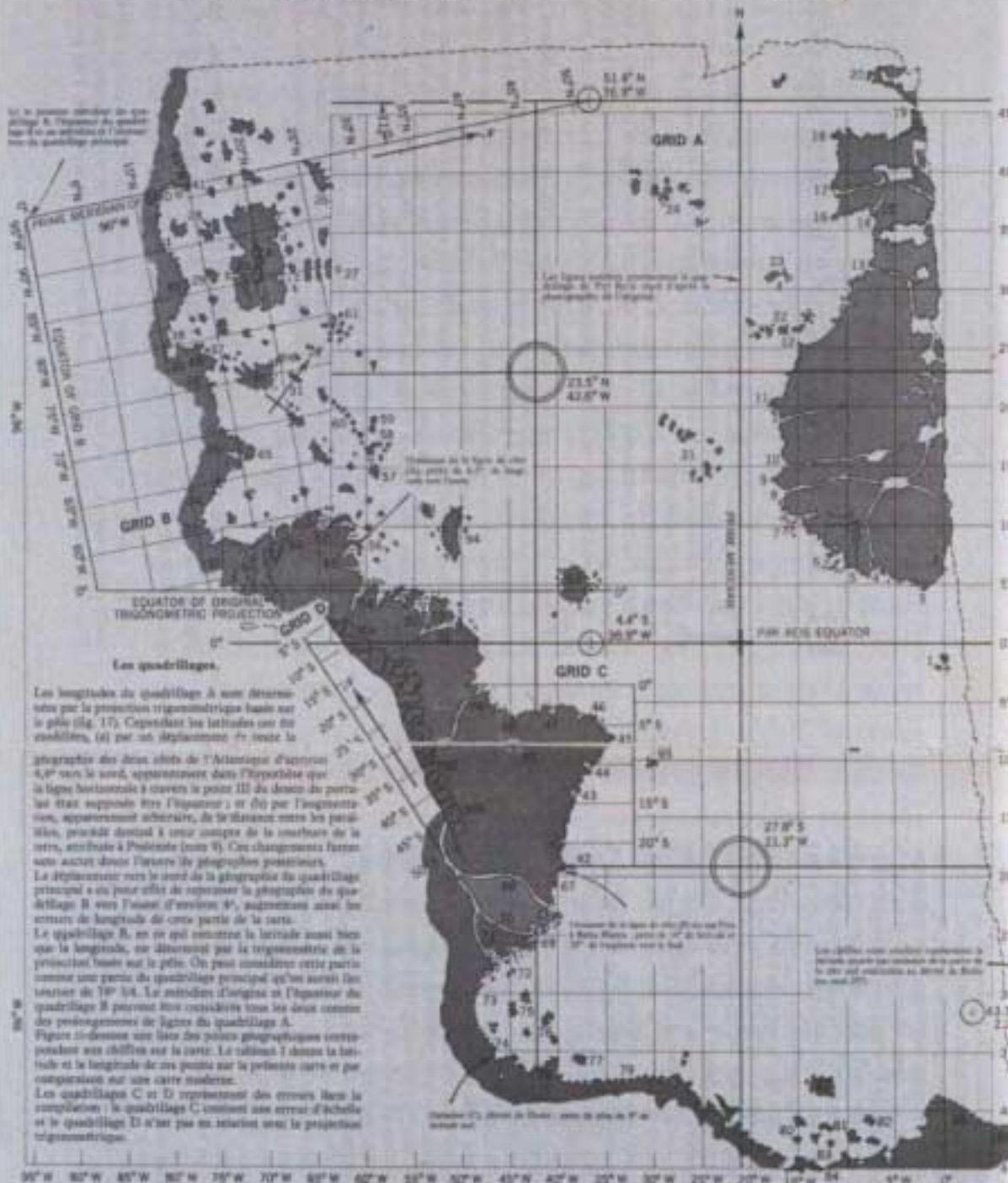
Es mag im Jahr 401 vor Christus gewesen sein. Athen feierte ein Fest zu Ehren seiner Schutzpatronin. Gaukler und Tänzer wirbelten durch die Straßen, am Fuß der Akropolis ergötzten junge Schauspieler das Publikum mit einem Theaterstück, und oben, im Tempel der Göttin Athene, loderte das heilige Feuer. Der schwere Duft des Weihrauchs und der fetten Opfertiere drückte bis hinunter in die Gassen Athens. Da versammelten sich am nördlichen Stadtrand, dort, wo das kleine Heiligtum des lokalen Helden Akademos lag, fünf Männer im kühlen Innenhof eines geräumigen Steinhauses. Sie kannten sich gut, hatten schon viele Nächte in gemeinsamen philosophischen Gesprächsrunden verbracht. Der Gastgeber vermutlich Platon selbst - bat die Herrenrunde, auf weichen Kissen Platz zu nehmen. Jünglinge servierten kühle Getränke.

Ein Mann namens Platon um rund 400 vor Christus?

Hat seine Generation überhaupt ernst genommen, oder galt er als Außenseiter? Wer waren die anderen der Runde? Wichtige und ehrliche Männer, deren Wort etwas bedeutete, oder nur Sprücheklopfer? Hier ein kurzer Steckbrief zu den Gesprächsteilnehmern:

Platon: Sohn des Ariston, aus vornehmerem Athener Geschlecht. In seinen jüngeren Jahren verfaßte er Tragödien, bis er durch Sokrates zur Philosophie kam. Acht volle Jahre hörte er die Vorlesungen von Sokrates. Nach dessen Tod besuchte Platon Euklid in Megara und studierte bei diesem Geometrie und Mathematik. Nach kurzer Zeit in seiner Heimatstadt Athen bereiste er Kreta, Ägypten und Sizilien und wurde am Hof des Dionysios von Syrakus eingeführt. Dionysios, der Tyrann, hatte wohl wenig Sinn für Philosophie, denn aufgrund von Zwistigkeiten ließ er Platon verhaften und als Gefangenen dem spartanischen Gesandten übergeben. Dieser verkaufte ihn als Sklaven. Nach abenteuerlichen Umwegen wurde Platon losgekauft und kehrte in seine Geburtsstadt Athen zurück. Dort gründete er die »Akademie«.

LA CARTE DE PIRI RE'IS DE 1513.
 « DANS LE MONDE ENTIER, IL N'Y A PAS UNE AUTRE CARTE COMME CELLE-CI » (PIRI RE'IS)



- | | | | | |
|-------------------|----------------------|----------------------------------|----------------------|----------------------------------|
| 1. Rio de Janeiro | 21. Rio de Cap-Henri | 36. Golfe du Venezuela | 51. Pérou du Nord | 66. Les Antilles du Sud |
| 2. Pecos de la | 22. Rio de Cap-Henri | 37. Golfe du Venezuela | 52. La Martinique | 67. George du Sud |
| 3. Cap Fomes | 23. Rio de Cap-Henri | 38. Pecos de la | 53. La Guadeloupe | 68. Pérou du Sud (Pérou moderne) |
| 4. Pecos de la | 24. Rio de Cap-Henri | 39. Golfe du Venezuela | 54. Antioque | 69. Rio de la Platte |
| 5. Pecos de la | 25. Rio de Cap-Henri | 40. Harbours (Cap Green et Blue) | 55. Rio de la Platte | 70. Rio de la Platte |
| 6. L'Inde | 26. Rio de Cap-Henri | 41. Vénus | 56. Rio de la Platte | 71. Rio de la Platte |
| 7. Rio de la | 27. Rio de Cap-Henri | 42. Cap Fomes | 57. Rio de la Platte | 72. Rio de la Platte |
| 8. Rio de la | 28. Rio de Cap-Henri | 43. Rio de la Platte | 58. Rio de la Platte | 73. Rio de la Platte |
| 9. Rio de la | 29. Rio de Cap-Henri | 44. Rio de la Platte | 59. Rio de la Platte | 74. Rio de la Platte |
| 10. Rio de la | 30. Rio de Cap-Henri | 45. Rio de la Platte | 60. Rio de la Platte | 75. Rio de la Platte |
| 11. Rio de la | 31. Rio de Cap-Henri | 46. Rio de la Platte | 61. Rio de la Platte | 76. Rio de la Platte |
| 12. Rio de la | 32. Rio de Cap-Henri | 47. Rio de la Platte | 62. Rio de la Platte | 77. Rio de la Platte |
| 13. Rio de la | 33. Rio de Cap-Henri | 48. Rio de la Platte | 63. Rio de la Platte | 78. Rio de la Platte |
| 14. Rio de la | 34. Rio de Cap-Henri | 49. Rio de la Platte | 64. Rio de la Platte | 79. Rio de la Platte |
| 15. Rio de la | 35. Rio de Cap-Henri | 50. Rio de la Platte | 65. Rio de la Platte | 80. Rio de la Platte |
| 16. Rio de la | 36. Rio de Cap-Henri | 51. Rio de la Platte | 66. Rio de la Platte | 81. Rio de la Platte |
| 17. Rio de la | 37. Rio de Cap-Henri | 52. Rio de la Platte | 67. Rio de la Platte | 82. Rio de la Platte |
| 18. Rio de la | 38. Rio de Cap-Henri | 53. Rio de la Platte | 68. Rio de la Platte | 83. Rio de la Platte |
| 19. Rio de la | 39. Rio de Cap-Henri | 54. Rio de la Platte | 69. Rio de la Platte | 84. Rio de la Platte |
| 20. Rio de la | 40. Rio de Cap-Henri | 55. Rio de la Platte | 70. Rio de la Platte | 85. Rio de la Platte |



Linke Seite: Das Lesegitter, mit dem die Piri-Reis-Karte auf einen Globus übertragen wurde.

Oben: Eine Projektion der US Air Force auf die Kugelgestalt der Erde. Der mittlere und der untere Teil der linken Hälfte finden sich auf der Piri-Reis-Karte wieder.

Die letzten Lebensjahre verbrachte Platon in hochwissenschaftlichen Kreisen. Etliche seiner Schüler erlangten Berühmtheit. Platon soll bei einem Hochzeitsmahl gestorben sein.

Sokrates: Sohn des Bildhauers Sophroniskos aus Athen. Er gilt als Begründer der griechischen Philosophie. Seine Schüler entstammten edelsten Athener Kreisen. Wegen

angeblicher Gottlosigkeit wurde er zum Trinken des Giftbechers verurteilt. Eine durchaus mögliche Flucht lehnte er ab, weil die Entscheidung des Staates über der des einzelnen stehen müsse.

Timaios: Naturforscher und Astronom aus Lokroi in Unteritalien. Er hat sich, laut Sokrates, »in den höchsten Ämtern und Ehrenstellen der Stadt tätig bewährt«. Timaios vertrat die Lehren und die Mathematik des Pythagoras.

Kritias: älterer, in Athen sehr geachteter Politiker, eines der »30 Häupter« Athens. Mehrfach behauptet Kritias, die Atlantis-Geschichte von seinem Großvater Solon vernommen zu haben, und er besitze schriftliche Unterlagen über Atlantis. Kritias ist mütterlicherseits mit Platon verwandt.

Hermokrates: bekannter Feldherr aus Syrakus. Im Peloponnesischen Krieg kämpfte er auf der Seite Spartas. Später wurde er verbannt. (Platon-Forscher sind uneins, ob dieser Hermokrates oder ein anderer der Gesprächsteilnehmer war.)

Die Getränke waren serviert, die Gesprächsteilnehmer und vermutlich noch einige Zuhörer hatten Platz genommen. Sokrates eröffnete die Gesprächsrunde mit Humor:

Sokrates: Eins, zwei, drei - aber der vierte, mein lieber Timaios, von denen, die gestern die Gäste waren und heute die Gastgeber sind, wo bleibt er uns denn?

Timaios: Ein Unwohlsein, Sokrates, hat ihn befallen, denn aus freien Stücken wäre er diesem Beisammensein nimmermehr ferngeblieben.

Sokrates: Also ist es wohl deine und dieser deiner Genossen Aufgabe, auch des Abwesenden Stelle zu vertreten?

Timaios: Sicherlich. Wir, wir anderen, werden alles tun, was in unseren Kräften steht; denn es würde uns übel anstehen, wollten wir nichtfreudigen Herzens deine gestern uns erwiesene Gastfreundschaft in würdiger Weise erwidern.

Sokrates: erinnert ihr euch also noch in vollem Umfang dessen, worüber ihr meiner Anweisung zufolge sprechen solltet?

Timaios: Vieles ist uns noch erinnerlich; worauf dies aber nicht zutrifft, das uns in Erinnerung zu bringen bist du ja zur Stelle. Das Ratsamste allerdings, wenn es dir nicht lästig ist, wäre es, du führtest uns noch einmal in kurzem Überblick alles vor, damit es sich unserem Geiste recht fest einpräge...

Anschließend plaudert die Männerrunde über Spielregeln, die in einem Staat eingehalten werden sollten. Dann erinnert Hermokrates daran, bereits am Tag zuvor habe Kritias eine Geschichte von einer sagenhaften Überlieferung erzählt, doch da sei Sokrates bereits nicht mehr zugegen gewesen. Er möge sie doch bitte wiederholen, damit die Männer sie prüfen könnten. Und so beginnt Kritias mit einem ausführlichen Monolog: der Einleitung zur Atlantis-Geschichte. Es ist wichtig, auch dieser etwas langatmigen Erzählung zu folgen, denn hier werden einige Hintergründe zur Herkunft der Atlantis-Sage aufgedeckt... (Ich halte mich an eine Übersetzung von Professor Otto Apelt aus dem Jahr 1922. Beim Verlag von Felix Meiner in Hamburg möchte ich mich für die Abdruckrechte bedanken. 119 Alle Zitate aus der Apelt-Übersetzung erscheinen in Kursivschrift.)

Kritias: So vernimm denn, Sokrates, eine gar seltsame Geschichte, die gleichwohl auf volle Wahrheit Anspruch hat, wie Solon, der größte unter den sieben Weisen, seinerzeit versicherte. Er war nämlich verwandt und eng befreundet mit meinem Urgroßvater Dropides, wie er auch selbst an vielen Stellen seiner Gedichte es bezeugt. Zu meinem Großvater Kritias ließ er sich, wie mir dieser als Greis wiedererzählte, einmal dahin aus, es gebe so manche großartige und bewundernswerte Leistung unseres Staates in früher Vergangenheit, die durch die Länge der Zeit und das Dahinschwinden der Menschengeschlechter in Vergessenheit geraten sei; die größte aber von allen ist eine, die es jetzt für uns an der Zeit sein mag dir vorzutragen, um nicht nur dir dadurch unseren Dank abzutragen, sondern zugleich auch die Göttin an diesem ihrem Feste in würdiger und ungeheuchelter Weise wie durch einen Lobgesang zu feiern.

Sokrates: Wohl gesprochen. Aber was war es denn für eine Leistung, die Kritias auf das Zeugnis des Solon hin als ein in alter Zeit von unserem Staate tatsächlich vollbrachtes, wenn auch geschichtlich sonst nicht erwähntes Werk schilderte?

Kritias: So will ich denn eine alte Geschichte erzählen, die ich von einem hochbetagten Manne vernommen. Es war nämlich damals Kritias [gemeint ist sein Großvater desselben Namens; EvD], wie er sagte, schon beinahe neunzig Jahr, ich aber höchstens zehn Jahr alt. Und was den Tag anlangt, so war es der »Knabentag« des Apaturienfestes. Für die Knaben also verlief der Festtag wie immer in der üblichen Weise. Die Väter nämlich setzten Preise fest für den Vortrag von Gedichten. Da ward denn eine Fülle von Gedichten gar mancher Dichter vorgetragen. Des Solon Gedichte aber waren zu jener Zeit noch neu, und so kam es denn, daß viele von uns Knaben gerade dessen Lieder vorsangen. Da tat einer der Gaugenossen zu Kritias, sei es nun, weil er es wirklich so meinte, oder um ihm eine Artigkeit zu erweisen, die Äußerung, seiner Meinung nach sei Solon nicht nur im übrigen der Weiseste, sondern auch in bezug auf die Dichtkunst unter allen Dichtern der hochsinnigste. Der Greis nun - die Erinnerung daran ist mir ganz lebendig geblieben - war darüber hochofren und sagte lächelnd: Ja, Arynandros, hätte er die Poesie nicht rein als Nebensache getrieben, sondern wie alle anderen Ernst und Fleiß darauf verwendet, und hätte er die Darstellung der Sache, die er aus Ägypten mit hierher brachte, zu Ende führen können, statt sich durch Aufruhr und sonstige unheilvolle Wirren, die er bei seiner Rückkehr hier vorfand, gezwungen gesehen, sie aufzugeben, so hätte es meiner Meinung nach weder Hesiod noch Homer noch sonst irgendein Dichter an Ruhm so weit gebracht wie er.

Aber was für eine Geschichte war es denn? fragte jener.

Eine Schilderung, erwiderte er, der gewaltigen Leistung, die es verdiente, an Ruhm alles hinter sich zu lassen, einer Leistung, die unser Staat vollbracht, deren Gedächtnis aber infolge der Länge der Zeit und des Untergangs derer, die sie vollbracht, sich nicht bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat.

Erzähle denn von Anfang an, versetzte er, was Solon erzählte und wie und von wem er es als wahre Geschichte gehört hat.

Es gibt, begann Kritias, in Ägypten in dem Delta, an dessen Spitze der Nilstrom sich spaltet, einen Landbezirk, genannt der saitische, dessen größte Stadt Sais ist, die Geburtsstadt des Königs Amasis. Als Gründerin der Stadt gilt den Einwohnern eine Gottheit, deren ägyptischer Name Neith ist, auf griechisch aber, wie sie versichern, Athene. Den Athenern sind sie, wie sie behaupten, sehr zugetan, ja sogar gewissermaßen stammverwandt mit ihnen. Dahin begab sich Solon, wie er erzählte, und ward mit allen Ehren aufgenommen. Als er nun die sachkundigsten unter den Priestern nach der Urgeschichte des Landes ausforschte, da stellte sich ziemlich klar heraus, daß er selbst ebenso wie die anderen Hellenen über diese Dinge so

gut wie gar nichts wußte. Um sie denn zu Mitteilungen über die Urzeit zu veranlassen, brachte er einmal die Rede auf die ältesten Zeiten Griechenlands, auf die Geschichten von Phoroneus, dem angeblich ältesten Menschen, und der Niobe, und wie nach der großen Flut Deukalion und Pyrrha übrigblieben, zählte dann ihre Nachkommen auf und versuchte zahlenmäßig die Jahre für alles, was er erwähnte mit genauer Unterscheidung der Zeiten zu bestimmen. Da brach einer der Priester, ein hochbejahrter Mann, in die Worte aus: O Solon, Solon, ihr Hellenen bleibt doch immer Kinder, und einen greisenhaften Hellenen gibt es nicht!

Als Solon dies vernommen, fragte er: Was soll das, und wie meinst du es?

Ihr seid, was eure Seele anlangt, allesamt jung; denn ihr tragt euch nicht mit irgendwelchen auf ehrfurchterweckender Kunde beruhenden uralten Meinungen und mit keinem altersgrauen Wissen. Der Grund dafür ist folgender. Zahlreich und mannigfaltiger Art sind die vernichtenden Verheerungen, die über das Menschengeschlecht hereingebrochen sind und hereinbrechen werden, die gewaltigsten durch Feuer und Wasser, andere minder große durch tausenderlei andere Ursachen. Denn, was auch bei euch erzählt wird, nämlich daß einst Phaethon, des Helios Sohn, die Lenkung von seines Vaters Gespann an sich nahm, aber unfähig, des Vaters Bahn einzuhalten, weite Landstrecken durch Brand verheerte und selbst durch einen Blitzschlag umkam, das hört sich zwar wie ein Märchen an, in Wahrheit aber handelt es sich um eine Abweichung der die Erde umkreisenden Himmelskörper und um eine in langen Zeiträumen sich wiederholende Verheerung der Erdoberfläche durch massenhaftes Feuer. Die Folge ist dann, daß alle Berg- und Höhenbewohner und alle Bewohner trockener Landstriche mehr von der Vernichtung betroffen sein werden als die Fluß- und Meeresanwohner. Uns aber erweist sich der Nil, der überhaupt unser Retter ist, auch in diesem Fall als Beschützer vor solcher Not; denn er hält sie fern von uns. Wenn aber anderseits die Götter die Erde zur Reinigung mit Wasser überschwemmen, bleiben die bergbewohnenden Schaf- und Rinderhirten verschont, wogegen die Städtebewohner bei euch von den Flüssen ins Meer geschwemmt werden; in unserem Lande dagegen strömt weder in diesem Fall noch sonst irgendein Wasser vom Himmel herab auf die Fluren, sondern im Gegenteil dringt von Natur alles von unten herauf. Daher und aus diesen Gründen behält hier alles seinen Bestand und steht darum im Rufe des größten Altertums. In Wahrheit aber steht die Sache so: In allen Gegenden, wo nicht übermäßige Kälte oder Hitze es unmöglich macht, gibt es stets einen Bestand von Menschen, bald zahlreicher, bald geringer. Was nun immer, sei es bei euch, sei es hiezulande oder auch anderswo jemals Herrliches oder Großes oder sonst irgend besonders Hervortretendes sich ereignet hat, das findet sich hier bei uns alles von alters her in schriftlichen Urkunden in den Tempeln niedergelegt und vor dem Untergang bewahrt. Anders bei euch und den übrigen Völkern: Kaum nämlich, daß es da bis zur Entstehung des Schriftwesens und alles dessen, was sonst die städtische Kultur erfordert, gekommen ist, da ergießt sich schon wieder in periodischer Wiederkehr wie eine Krankheit die Regenflut des Himmels über euch und läßt nur Leute mit dem Leben davorkommen, die vom Schriftwesen nichts verstehen und aller Bildung ledig sind. So kommt es, daß ihr immer wieder gleichsam von neuem jung werdet, ohne jede Kunde von dem, was sich in alten Zeiten, sei es hier bei uns, sei es bei euch, ereignet hat. Die Abfolge der Geschlechter z. B., wie sie sich nach deiner Darstellung, Solon, bei euch vollzogen hat, unterscheidet sich kaum von einer Kindergeschichte. Denn erstens erinnert ihr euch nur einer einzigen Überschwemmung der Erde, während es doch schon so viele vorher gegeben hat; ferner wißt ihr nicht, daß die trefflichste und edelste Menschenrasse ihren Sitz in euerem Lande gehabt hat. Aus einem einstigen kleinen Überrest dieser Rasse stammst du und stammt euer ganzer jetziger Staat ab. Aber das entzieht sich euerer Kenntnis, weil die Übriggebliebenen und ihre Nachkommen viele Generationen hindurch dahinstarben, ohne irgendwelche schriftliche Kunde von sich zu geben. Denn es gab eine Zeit, mein Solon, vor der größten verheerenden

Flut, wo das] etzt unter dem Namen Athen bekannte Gemeinwesen an Trefflichkeit die erste Stelle einnahm sowohl in Beziehung auf den Krieg wie auf die ganze gesetzliche Ordnung, die ihresgleichen nicht hatte. Diesem euerem Staate werden die herrlichsten Taten und trefflichsten politischen Maßnahmen nachgerühmt, von denen wir überhaupt auf Erden Kunde erhalten haben.

Als Solon dies vernommen, gab er sein Erstaunen zu erkennen und bat die Priester auf das angelegentlichste, ihm von Anfang bis zu Ende alles zu berichten, was sich auf diese einstigen Bürger Athens bezöge.

Der Priester aber erwiderte: Es soll dir nichts vorenthalten bleiben, Solon; sondern ich werde dir alles mitteilen, dir und deiner Vaterstadt zuliebe, vor allem aber aus Hochachtung gegen die Göttin, die euren Staat ebenso wie den unseren zum Anteil erhielt und beide zur Entwicklung und zur Höhe der Bildung brachte, zuerst den euren, um tausend Jahre früher aus dem Samen, den sie dazu von der Mutter Erde und dem Hephaistos, empfangen hatte, und dann später den unsrigen. Die Gründung unserer Staatsordnung hier ist nach der Aufzeichnung der Tempelurkunden vor achttausend Jahren vollzogen worden. Es sind also Bürger, die vor neuntausend Jahren gelebt haben, über deren gesetzliche Einrichtungen und hervorragendste Taten ich dir in der Kürze berichten werde. Das Nähere über alles einzelne wollen wir später in Muße seinem ganzen Verlaufe nach an der Hand der Urkunden selbst durchgehen...

Im bislang vorgetragenen Monolog erwähnt Kritias mehrmals den Namen Solon. Wer war dieser Mann?

Solon war ein Vorfahre von Platon und eine sehr angesehene Persönlichkeit (oft auch als Priester bezeichnet), der den Athenern eine neue Verfassung (Gesetze) gab. 571 vor Christus reiste er nach Ägypten und landete in Naukratis, einem Hafen am kanopischen Arm des Nils. Nur 16 Kilometer weiter lag die Tempelstadt Sais mit einer Dolmetscherschule. Im Tempel will Solon die Atlantis-Geschichte vom greisen Tempelschreiber Sonchis vernommen und gleichzeitig auf Hieroglyphen gesehen haben. Etwa 650 Jahre nach Solons Tod verfaßte Plutarch ein Werk über Solon: »Das Leben Solons«. Darin schreibt Plutarch, Solon selbst habe in schriftlicher Form über Atlantis berichten wollen, sei aber aufgrund seines vorgerückten Alters an der Ausführung gehindert worden.

In seiner Einleitung erwähnt Kritias ein Gespräch, an dem Solon in Sais höchstpersönlich teilgenommen hatte. Es ist etwas vermessen, den Kritias gleich zu Beginn schon der Flunkerei bezichtigen zu wollen. Immerhin redet er über ein Erlebnis seines Großvaters, und Kritias selbst zählt zu den »30 Häuption Athens«, zu den angesehensten Politikern. Weshalb sollte Kritias die ehrenwerte Männerrunde beschwindeln? Die waren allesamt alt und weise genug, um Lügengeschichten nicht durchgehen zu lassen. Rings um die Männer saßen Schüler. Es wurde mitgeschrieben. Es geht auch nicht um die verwirrende Einleitung zu einer Hypothese, nicht um das Gerede um einen idealen Staat, wie oft unterstellt wird. Ein derartiges Gemeinwesen beschrieb Platon schließlich in aller Ausführlichkeit in seinen Büchern »Gesetze«, »Der Staat« und »Politikos«. Darin wurde alles gesagt. Wozu noch eine zusätzliche Lügenmär über Atlantis?

Zudem scheint Kritias sehr präzise zu wissen, wovon er spricht. Er nennt geographische Details - »an dessen Spitze der Nilstrom sich spaltet, genannt saitische... größte Stadt Sais... Geburtsstadt des Königs Amasis«... etc. -, und er bestätigt, daß es in Sais Urkunden über Atlantis gab. Solon, so wird man noch erfahren, habe den

Atlantis-Text von einer Bildsäule abgeschrieben. Überlieferungen auf Bildsäulen müssen besondere Ereignisse gewesen sein -sonst hätte man es niemals für wert befunden, sie dort zu verewigen.

Anschließend gibt Kritias der Männerrunde die Worte des »hochbejahrten Priesters« wieder, wie er sie von Solon kennt. Der »Hochbejahrte« versichert, daß die Ägypter alles urkundlich festgehalten hätten. In einer dieser Urkunden werde berichtet, das Athen vor der großen Flut sei einst gegen eine Heeresmacht zu Felde gezogen, die ihren Ausgangspunkt »im atlantischen Meer« hatte. Denn damals sei das Meer dort schiffbar gewesen, heute - gemeint sind Solons Zeiten - aber nicht mehr. Weshalb nicht? »Hinter den Säulen des Herakles« habe sich eine Insel befunden, von welcher der Übergang zu den dahinterliegenden Inseln möglich gewesen sei, doch auch zum »gegenüberliegenden Festland«. Dann sei eine Zeit »gewaltiger Erdbeben und Überschwemmungen hereingebrochen«, und es sei »ein Tag und eine Nacht voll entsetzlicher Schrecken gekommen«. So sei die Insel Atlantis verschwunden und deshalb das Meer an der Stelle nicht schiffbar. All dies »wegen der ungeheuren Schlammassen, welche die sinkende Insel anhäufte«. Kritias schließt diesen ersten Atlantis-Bericht mit den Worten: So hast du denn in aller Kürze, mein Sokrates, die Erzählung des greisen Kritias nach des Solon Bericht vernommen.

Ergänzend und beinahe entschuldigend bemerkt Kritias zur Männerrunde noch, er habe sich in der Nacht zuvor wieder alles in Erinnerung gerufen, denn was man als Knabe lerne, bleibe fest im Gedächtnis. Zudem habe ihm auch der Greis Solon damals alle weiteren Fragen beantwortet.

Danach diskutieren die Männer über astronomische Dinge, über Geometrie und die Entstehung der Welt. Heute reden unsere Astrophysiker über die Entstehung der Zeit. Man könnte die Antworten auch aus Platons »Timaios«-Dialog beziehen:

So entstand denn die Zeit zugleich mit dem Weltall, auf daß beide, zugleich erschaffen, auch zugleich wieder aufgelöst würden...

Die moderne Astrophysik unserer Tage ist um keinen Deut schlauer.

Ist das alles, was aus dem Altertum über Atlantis berichtet wird? Nein - es geht erst richtig los! Am Tag darauf traf sich nämlich dieselbe Männerrunde erneut. Inzwischen schien Kritias seine Unterlagen geordnet zu haben. Diesmal eröffnete Timaios das Gespräch und forderte den Kritias auf, mit der Geschichte von Atlantis, die er tags zuvor begonnen habe, fortzufahren. Dies tat Kritias, doch zuerst bat er die Gesprächspartner um Verständnis für die Schwierigkeiten, eine alte Überlieferung aus dem Gedächtnis zu wiederholen. Er verglich sein Vorhaben mit dem eines Malers, der ein prächtiges Gemälde auf die Leinwand zaubere. Das Bildwerk müsse genau dem Original entsprechen. Und das gleiche gelte für die mündliche Darstellung. Er hoffe - so Kritias -, seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden.

Aus dieser Vorrede läßt sich eigentlich nur ableiten, wie ernst die Männer die Atlantis-Überlieferung nahmen. Jeder der Runde war sich bewußt, daß Kritias etwas aus dem Kopf (und mit Hilfe einiger Notizen) berichten mußte, das er selbst als Knabe auswendig gelernt hatte. Kritias seinerseits war bemüht, das Bild in der gleichen Weise wiederentstehen zu lassen, wie er es aus der Jugenderinnerung schöpfte:

Kritias: ...Vor allem wollen wir also zuerst uns daran erinnern, daß es im ganzen neuntausend fahre waren, seitdem, wie angegeben worden, der Krieg ausbrach zwischen denen, die] enseits der Säulen des Herakles wohnen, und den innerhalb derselben Wohnenden; ihn

müssen wir jetzt in seinem ganzen Zusammenhang darstellen. Es wurde nun schon angeführt, daß an der Spitze der letzteren unser Staat stand und den ganzen Krieg zu Ende führte, während über die ersteren die Könige der Insel Atlantis herrschten. Diese Insel war, wie wir bemerkten, einst größer als Libyen und Asien, jetzt aber ist sie infolge von Erdbeben ins Meer versunken und setzt dem, der von hier aus nach dem jenseitigen Meere fahren wollte, eine jedes Vorwärtskommen hemmende Schlammasse als unüberwindliches Hindernis entgegen...

Das Gespräch fand um etwa 400 vor Christus statt. Zurückgerechnet ab heute müßte sich das Ereignis, von dem Kritias redet, vor rund 11500 Jahren abgespielt haben. Über die »unmöglichen Daten«, mit denen wir uns bei allen alten Völkern konfrontiert sehen, schrieb ich bereits. Im Augenblick bleibt kaum etwas anderes übrig, als sie stehen zu lassen. Hier erhält die Gleichung Troja = Atlantis einen ersten, gewichtigen Dämpfer. Nach Homers »Ilias« und »Odyssee« hätte die Belagerung von Troja zehn Jahre lang gedauert. Archäologische Befunde sprechen von einer Zerstörung um rund 1200 vor Christus. Da bleiben grundsätzlich zwei Möglichkeiten:

1. Homers und Schliemanns Troja hießen einst Atlantis, zerstört um rund 1200 vor Christus. In diesem Fall lägen zwischen Homer und der Zerstörung Trojas (bzw. Atlantis') gerade ein paar Jahrhunderte. Weshalb nennt er es dann nicht Atlantis? (Das gleiche gilt für die anderen griechischen Historiker.) Die früheren Namen von Troja sind bekannt bis zurück in die mythische Zeit. Das Wort Atlantis taucht nirgendwo auf.

z. Homers und Schliemanns Troja besaß zu einer ganz anderen Epoche, die im Dunst der Zeiten entschwunden ist, einmal den Namen Atlantis. Jenes Atlantis wäre nicht identisch mit dem Troja der Archäologie, eben, weil es viel älter wäre als Troja zum Zeitpunkt seiner Zerstörung. Bei einer solchen Annahme wären die archäologischen Funde aus Schliemanns Troja wertlos, sollten sie in ein Atlantis-Modell eingefügt werden. Zudem: Der Mythos ist das Volksgedächtnis. Eine derart grandiose Stadt wie Atlantis verschwindet nicht aus dem Volksgedächtnis und heißt jetzt plötzlich Troja, Tros oder Ilion.

Und was ist mit den 9000 Jahren, von denen Kritias spricht? Eberhard Zangger meint, die Ägypter hätten seit 2500 vor Christus einen staatlichen Sonnenkalender und zwei religiös inspirierte Mondkalender benutzt. Vermutlich seien die Daten auf der Tempelsäule in Sais, von der Solon seine Atlantis-Geschichte abschrieb, in Mondzyklen zu rechnen. Die Umrechnung ergebe das Jahr 1207 vor Christus, und damals waren die Griechen tatsächlich in große Kriege verwickelt, bei denen unter anderem Troja zerstört wurde. Bei dieser Unterstellung hätte Troja/Atlantis bis zum Jahr 1207 vor Christus existieren müssen. Wieso betont denn Kritias (Solon zitierend), Atlantis habe im Atlantischen Ozean gelegen? Und ich meine hier nicht die allenthalben erwähnten »Säulen des Herakles«. Troja liegt weder im Atlantischen Ozean, noch ist es eine Insel. Und wenn ich die Zerstörung von Troja/Atlantis 1207 vor Christus ansiedle, entstehen die gleichen Probleme wie unter Punkt 1. Es wird noch schlimmer: Wenn Atlantis/Troja um 1200 vor Christus noch existierte und vorher ein enormes Reich umfaßte, weshalb wissen denn die Ägypter und Babylonier nichts davon, die ja direkt in unmittelbarer Nachbarschaft dieser gewaltigen Macht gelebt hätten?

Im Gesprächszirkel bei Platon hört die Männergesellschaft im Jahr 401 vor Christus weiterhin ihrem Berichterstatter Kritias zu. Der erwähnt so nebenbei - und es könnte aus meiner Feder stammen -, einst hätten die Götter die gesamte Erde nach ihren einzelnen Regionen unter sich aufgeteilt. Jeder habe Besitz von seinem Gebiet genommen und uns Menschen als sein Eigentum und seine Pfleglinge aufgezogen. Dann redet Kritias über das Griechenland vor der Flut, also vor der Zerstörung von Atlantis. Doch kommt er nirgendwo auf den Gedanken

anzumerken, Atlantis sei damals Bestandteil des geographischen Raumes von Griechenland gewesen und habe sich quasi gleich dort drüben befunden. Athen liegt von Troja knappe 300 Kilometer entfernt, und dies auf einer Seeroute, die um 1200 vor Christus stark befahren wurde. Zudem auch noch nordöstlich von Athen. Dagegen erstreckt sich der Atlantische Ozean in entgegengesetzter Richtung.

Der weise Solon, der die Atlantis-Geschichte in Sais aufschrieb, lebte zwischen 640 und 560 vor Christus. Die Zerstörung von Atlantis/Troja hätte sich gerade mal 600 Jährchen vor seiner Zeit abgespielt. In Ägypten erfuhr Solon, das Meer in der Gegend des ehemaligen Atlantis sei jetzt unbefahrbar - und zwar wegen der ungeheuren Schlammmassen, die sich beim Untergang von Atlantis gebildet hätten. Nun ist das Meer um Troja mitsamt der Passage durch die Dardanellen nicht »unbefahrbar«. Im Gegenteil, wegen seiner Lage an dieser Meerenge soll

Troja/Atlantis derart aufgeblüht sein. Die Dardanellen waren auch nach der Vernichtung Trojas passierbar. Und wenn man unterstellt, nach der Zerstörung von Troja/Atlantis hätten die Griechen die unbefahrbare Zone quasi »ausgebaggert« und wieder schiffbar gemacht, dann müßten gerade die Griechen dies wissen. 600 Jährchen vor Solon!

Von alledem sagt Kritias beziehungsweise Solon nichts. Im Gegenteil, er gibt eindeutig zu verstehen, daß es sich auch bei »hellenischen« (also griechischen) Namen »um Männer von einer fremden Stammesart handelt«. Und dann bringt er Einzelheiten in solch unglaublicher Menge zur Sprache, daß diese schon von ihrer Präzision und ihrer Vielfalt nur sehr mühsam als Phantasieprodukte eingeordnet werden können:

... Doch muß ich meinem Bericht erst noch eine kurze Bemerkung vorausschicken, damit ihr euch nicht wundert, wenn ihr hellenische Namen hört, wo es sich doch um Männer von fremder Stammart handelt; denn ihr sollt den Grund davon erfahren. Solon, der ja die Absicht hatte, diese Namen für seine Dichtung zu verwenden, forschte nach ihrer eigentlichen Bedeutung und fand, daß die Ägypter, jene ältesten nämlich, welche sie aufgezeichnet hatten, dieselben in ihre Sprache übertragen hatten. Er selbst erwog nun auch seinerseits noch einmal den Sinn jeden Namens und schrieb sie sich, in unsere Sprache übertragen, auf. Und diese Niederschrift war im Besitze meines Großvaters und jetzt in dem meinigen und ist von mir in meinen Knabenjahren sorgfältig durchgenommen worden. Wenn ihr also Namen zu hören bekommt, wie man sie auch hier hört, so darf euch das nicht wunder nehmen, denn ihr kennt ja nun den Grund davon. Von dem langen Bericht aber lautete der Anfang folgendermaßen...

Hier erfolgte die Bestätigung der schriftlichen Fassung der Atlantis-Sage, über die Kritias verfügte: »... und diese Niederschrift war im Besitze meines Großvaters und jetzt in dem meinigen... «

Kritias: Bei der Verteilung der ganzen Erde unter die Götter erhielten - wie bereits früher bemerkt - die einen einen größeren, die anderen einen kleineren Anteil, in denen sie Heiligtümer und Opfer für sich einrichteten. So erhielt denn auch Poseidon die Insel Atlantis, auf der er seinen Nachkommen aus der Verbindung mit einem sterblichen Weibe ihre Wohnstätte gab, und zwar an einer Stelle von folgender Beschaffenheit. Vom Meere her nach der Mitte der ganzen Insel hin lag eine Ebene, wie es keine schönere und an Bodenbeschaffenheit trefflichere gegeben haben soll. An sie schloß sich, wieder nach der Mitte zu, vom Meere etwa fünfzig Stadien entfernt, ein nach allen Seiten niedriger Berg an. Ihn bewohnte einer der dort zu Anfang aus der Erde entsprossenen Männer namens Euenor mit seiner Gattin Leukippe. Ihrer Ehe entstammte eine einzige Tochter, Kleito. Als das Mädchen das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, starben Mutter und Vater. Poseidon aber,

von Liebe zu ihr ergriffen, verband sich mit ihr, und so umgab er denn den Hügel, auf dem sie wohnte, ihn abglättend, ringsum mit einer starken Schutzwehr. Abwechselnd nämlich fügte er kleinere und größere Ringe von Meerwasser und Erde umeinander, und zwar zwei von Erde, drei mit Meerwasser, von der Mitte der Insel aus wie mit dem Zirkel abgemessen, überall gleichweit voneinander abstehend, so daß der Hügel unzugänglich für Menschen wurde; denn Schiffe und Schifffahrt gab es damals noch nicht. Ihm selbst aber, als einem Gott, war es eine leichte Mühe, die Insel mit allem Nötigen auszustatten, indem er teils zwei Wassersprudel, den einen warm, den anderen kalt, der Erde entquellen, teils mannigfaltige und reichliche Frucht aus ihr hervorgehen ließ. An Kindern zeugte er fünfmal Zwillingssöhne; er zog sie auf, teilte die ganze atlantische Insel in zehn Teile und sprach von dem ältesten Paare dem erstgeborenen den mütterlichen Wohnsitz zu mit dem rings herum liegenden Teile, den größten und besten, und machte ihn zum Könige über die anderen, die anderen aber auch zu Herrschern; denn jedem gab er die Herrschaft über viele Menschen und vieles Land. Auch Namen legte er ihnen bei, und zwar dem Ältesten und Könige den, von dem ja auch die ganze Insel und das Meer, welches das Atlantische heißt, ihren Namen erhielten, weil der Name des ersten der damaligen Könige Atlas lautete. Dem nachgeborenen Zwilling Bruder, welcher als Anteil den äußersten Teil der Insel erhielt, von den Säulen des Herakles bis zum Gadeirischen Lande, wie es noch jetzt in jener Gegend genannt wird, gab er den Namen, der hellenisch Eumelos, in der Landessprache Gadeiros lautete, und dieser Umstand mag auch zugleich dieser Landschaft ihren Namen gegeben haben. Von dem zweiten Zwillingspaare nannte er den einen Ampheres, den anderen Euaimon; von dem dritten legte er dem älteren den Namen Mneseus, dem nach ihm geborenen den Namen Autochthon bei; vom vierten nannte er den älteren Elasippos, den jüngeren Mestor; vom fünften endlich erhielt der früher geborene den Namen Azaes, der spätere den Namen Diaprepes. Diese nun sowohl selbst als auch ihre Nachkommen wohnten dort viele Menschenalter hindurch nicht nur als Herrscher über viele andere Inseln im Meer, sondern auch, wie schon früher bemerkt, als Gebieter über die innerhalb Wohnenden bis nach Ägypten und Tyrrien.

Vom Atlas stammte denn ein zahlreiches, auch in seinen übrigen Gliedern hochangesehenes Geschlecht; was aber den König anlangt, so übergab immer der älteste dem ältesten der Nachkommen die Herrschaft; so bewahrten sie diese viele Menschenalter hindurch; dabei häuften sie eine Fülle von Reichtum an, wie er wohl weder vorher in irgendeinem Königreiche zu finden war noch so leicht späterhin sich wieder finden wird, wohlverstanden mit allem, was der Bedarf der Stadt wie der des übrigen Landes forderte. Vieles nämlich wurde ihnen als Herren unterworfenen Gebiete von außen zugeführt, das meiste aber zum Bedarfe des Lebens bot die Insel selbst: Zunächst war alles, was durch den Bergbau an gediegenem Gestein und schmelzbarem Metall aus der Erde gefördert wird, darunter, auch eine Metallart, von der wir jetzt nur noch den Namen kennen, die aber damals mehr war als bloßer Name, nämlich die des Goldkupfererzes (Oreichalkos), welches damals, an vielen Stellen der Insel aus der Erde gefördert, unter diesem alten Menschengeschlecht nächst dem Golde am höchsten geschätzt ward...

Auch wenn Kritias vorher klargestellt hatte, die Namen der Personen seien ins Griechische übertragen worden, so befindet sich doch kein einziger Name darunter, den man aus der Troja-Überlieferung kennen müßte. Dann erläutert Kritias, in jenem Land »Atlantis« seien alle Bäume und Früchte, doch auch die Gemüse in hervorragender Weise gewachsen. Weshalb? »Weil deren Klima damals Sonnenwärme mit Feuchtigkeit verband.« Das paßt nun überhaupt nicht auf das Klima von Troja. Dort ist es während der Wintermonate ungemütlich kalt. Tropische Früchte und Bäume würden nicht überleben. In Atlantis taten sie's - und zwar das ganze Jahr.

Endlich kommt Kritias auf die Struktur und die Bauwerke von Atlantis zu reden. Und seine Angaben sind von einer solchen Präzision, daß es unseren Architekten möglich war, blitzsaubere, maßstabgetreue Zeichnungen anzufertigen."

Kritias: Zuerst überbrückten sie die Wasserringe, welche die alte Mutterstadt umgaben, um einen Weg aus und zu der Königsburg zu schaffen. Die königliche Burg aber errichteten sie gleich zu Anfang an dem Wohnorte des Gottes und ihrer Vorfahren, und so empfing sie denn der eine vom anderen, in der weiteren Ausschmückung nach Kräften stets seine Vorgänger übertreffend, bis sie denn diesem ihrem Wohnsitz durch die Größe und Schönheit ihrer Werke ein Aussehen verliehen hatten, das Staunen erregte. Sie gruben nämlich vom Meere aus einen Kanal, drei Plethren breit, hundert Fuß tief und fünfzig Stadien lang, bis zu dem äußersten Ringe und ermöglichten so die Schifffahrt vom Meere dahin wie in einen Hafen, indem sie den Damm in einer Breite durchbrachen, die den größten Schiffen Einfahrt gewährte. Und so durchbrachen sie auch die Erdringe, welche die Wasserringe trennten, in der Nähe der Brücken so weit, daß man gerade mit einem Dreiruderer von einem zum andern fahren konnte. Die Öffnungen aber überbrückten sie, so daß man unter diesen Überbrückungen wegfuhr; denn die Ränder der Erdringe hatten eine hinreichend über das Wasser emporragende Höhe. Es hatte aber der größte von den Ringen, in welchen das Meer hineingeleitet worden war, eine Breite von drei Stadien, und ihm war der nächstfolgende Erdring gleich. Von dem zweiten Ringpaar hatte der nasse Ring eine Breite von zwei Stadien, der trockene war mit dem vorhergehenden nassen gleich breit. Eines Stadiums Breite hatte der Wasserring, der die in der Mitte liegende Insel unmittelbar umgab. Die Insel aber, auf welcher die königliche Burg lag, hatte einen Durchmesser von fünf Stadien. Diese nun umgaben sie ringsherum mit einer steinernen

Mauer, ebenso die Erdringe von der einen Seite der ein Plethron breiten Brücke bis zur andern Seite, an der Brücke aber bei den Durchgängen zum Meere errichteten sie Türme und Tore. Die Steine dazu, teils weiß, teils schwarz, teils rot, brachen sie ringsum unten am Rande der in der Mitte liegenden Insel und unten an den Ringen außerhalb wie innerhalb; bei dem Brechen derselben verfahren sie aber so, daß sie dadurch zugleich nach innen doppelte Hohlräume als Schiffsarsenale gewannen, vom Felsen selbst überdeckt. Die Gebäude ferner, die sie aufführten, waren teils einfarbig, teils aber waren sie auch aus verschiedenfarbigen Steinen zusammengesetzt, zur Augenweide; denn diese Zusammenstellung übt einen natürlichen Reiz aus. Sodann faßten sie die um den äußersten Ring herumlaufende Mauer in ihrem ganzen Umfang mit Erz ein, indem sie es ähnlich wie Salböl verwendeten, die innere umkleideten sie mit geschmolzenem Zinn und die Mauer um die Burg selbst mit Goldkupfererz, welches einen feurigen Glanz hatte...

Die Geschichte wird kompliziert. Was soll sich unsereiner unter »drei Plethren« oder »einem Stadion« vorstellen?

Griechische Längenmaße:

1 Fuß = 30 Zentimeter
100 Fuß = 1 Plethron (30 Meter)
3 Plethren = 90 Meter
6 Plethren = 180 Meter oder 1 Stadion
1 Stadion = 180 Meter
5 Stadien = 900 Meter
50 Stadien = 9 Kilometer
2000 Stadien = 360 Kilometer

10 000 Stadien= 1800 Kilometer
Flächenmaße:

1 Los = 1800 Quadratmeter

1 Kleros = etwa 3,24 Quadratkilometer (oder, rund 330 Hektar)

Angenommen, Kritias wiederholt hier keine schöngeistige Erfindung seines Großvaters Solon, so nimmt Atlantis bewundernswerte Konturen an. Einige hervorragende Punkte sollte man sich merken:

- Die Götter teilen untereinander die Welt auf. Poseidon erhält Atlantis.
- Etwa 50 Stadien (neun Kilometer) vom Strand entfernt erhebt sich ein von allen Seiten begehbarer, niedriger Berg.
- Dort lebten ursprünglich die Erdgeborenen Euenor und Leukippe. Die einzige Tochter Kleito verliert ihre Eltern.
- Poseidon schwängert Kleito.
- Poseidon persönlich umgibt den »niedrigen« Berg mit einer starken Schutzwehr aus Ringen von Wasser und Erde - »unzugänglich für Menschen«.
- Poseidon und Kleito zeugen fünf männliche Zwillingspaare. Der älteste Sohn heißt Atlas. Von ihm hat das Meer den Namen »Atlantischer Ozean«.
- Die Insel ist reich an Edelmetallen.
- Das Klima ist subtropisch (... Sonnenwärme mit Feuchtigkeit verband«).
- Atlas und seine Nachkommen errichten im Zentrum der Insel eine Königsburg.
- Vom Meer aus wird ein Kanal von 50 Stadien Länge (neun Kilometer) und 3 Plethren Breite (90 Meter) bis zum ersten Ring gegraben.
- Der größte Ring hat eine Breite von drei Stadien (560 Meter).
- Der Durchmesser des Zentrums der Insel beträgt fünf Stadien (900 Meter).
- Dieses Zentrum wird mit einer Steinmauer umgeben und vollständig mit Erz überzogen.
- Türme, Tore und Häuser in mehrfarbigen Steinen (weiß, schwarz, rot) werden errichtet.
- Vom Fels überdachte Schiffsarsenale entstehen.
- Die Mauer um die zentrale Burg wird mit Goldkupfererz überzogen.

Bis hierher ergeben sich einige Schwierigkeiten, Atlantis mit Troja zu verkoppeln. Unmöglich ist es dennoch nicht, schließlich hängt alles davon ab, ob Kritias ein schönes Märchen aus Großvaters Zeiten erzählt - oder eine einstige Wahrheit. Ich werde noch darauf zu sprechen

kommen. Wäre Atlantis mit Troja identisch, so müßte es um das Zentrum von »Troja I« einen Schutzwall »aus Ringen von Wasser und Erde« geben (»unzugänglich für Menschen«). Dort brachten die archäologischen Grabungen tatsächlich einen Schutzwall um »Troja I« zutage, allerdings einen ziemlich mickrigen, eines Gottes Poseidon unwürdig. Ein Wasserring derart nah um das Zentrum ist nicht lokalisiert worden. Ein solcher Ring würde auch nicht an den Hügel passen.

Wiederum müßte Atlantis im Atlantischen Ozean liegen, denn der Name soll von Atlas, dem Erstgeborenen, hergeleitet sein. Troja liegt bekanntlich woanders. Das Klima von Troja ist nicht subtropisch, und bis heute konnte kein neun Kilometer langer, vom Meer abzweigender Kanal entdeckt werden. Dies bedeutet nicht allzuviel, denn bislang haben sich die Grabungen und Messungen sehr wenig auf die Umgebung Trojas bezogen.

Das Zentrum von Atlantis soll einen Durchmesser von rund 900 Metern gehabt haben - das könnte auf Troja zutreffen, doch die Mauer drum herum soll vollständig mit Metall (Erz) überzogen gewesen sein. Auch dies ist nicht auszuschließen, denn Metalle werden über die Jahrhunderte gestohlen, eingeschmolzen und schmelzen bei Bränden. Reste davon müßten im Boden aufzuspüren sein. Dazu reichen chemische Analysen an zwei Stellen im Erdreich. Schliemann behauptet zwar, in rund neun Meter Tiefe auf eine Schlackenschicht von geschmolzenem Blei und Kupfererz gestoßen zu sein, doch wurden derartige Metallüberreste bei den gegenwärtigen Ausgrabungen nicht gefunden.

Schließlich müßten Bauwerke in drei Farben auftauchen - bislang nicht der Fall -, und die zentrale Burg müßte mit Goldkupfererz überzogen sein. Auch dies ließe sich nachweisen. Sicher ist eigentlich nur, daß Homer in seiner dichterischen Fassung nichts Derartiges über Troja/Atlantis berichtet.

Doch der Erzähler Kritias ist mit seiner Beschreibung noch nicht am Ende:

Die königliche Wohnung innerhalb der Burg war folgendermaßen eingerichtet. In der Mitte befand sich dort ein der Kleito und dem Poseidon geweihter, dem öffentlichen Besuch entzogener Tempel, eingefast mit einer goldenen Mauer, derselbe, in welchem sie einst das Geschlecht der zehn Fürsten erzeugt und hervorgebracht hatten. Dorthin brachte man auch jährlich aus allen zehn Anteilen einem jeden dieser Nachkommen die Erstlinge als Opfergaben. Der Tempel des Poseidon selbst hatte eine Länge von einem Stadion, eine Breite von drei Plethren und eine für das Auge dementsprechende Höhe, in seiner ganzen Form aber verleugnete er nicht eine gewisse Verwandtschaft mit Barbarentum. Den ganzen Tempel überzogen sie von außen mit Silber, mit Ausnahme der Zinnen, diese aber mit Gold. Was aber das Innere betrifft, so konnte man die elfenbeinerne Decke ganz mit Gold, Silber und Goldkupfererz verziert sehen, alles andere aber an Mauern, Säulen und Fußböden belegten sie mit Goldkupfererz. Auch stellten sie goldene Bildsäulen darin auf, und zwar den Gott selbst auf einem Wagen stehend als Lenker von sechs geflügelten Rossen und in solcher Größe, daß er mit dem Scheitel die Decke berührte, ringsherum aber hundert Nereiden auf Delphinen, denn so viel gab es ihrer nach dem Glauben der damaligen Menschen. Außerdem fanden sich darin noch zahlreiche Bildsäulen als Weihgeschenke von Privatleuten. Um den Tempel außen herum standen goldene Bilder von allen insgesamt, von den Weibern und von allen denen, die von den zehn Königen abstammten, auch viele andere große Weihgeschenke sowohl von Königen wie von Privatleuten, teils aus der Stadt selbst, teils von den außerhalb Wohnenden, über welche jene herrschten. Auch der Altar entsprach an Größe und Art der Herstellung dieser Ausstattung, und die Königswohnung war auf gleiche Weise ebensowohl der Größe des Reiches wie auch der Ausschmückung der Heiligtümer angemessen.

Die Quellen aber, die mit dem kalten und die mit dem warmen Wasser, die eine unerschöpfliche Wasserfülle boten und die beide, jede in ihrer Art, durch ihren natürlichen Wohlgeschmack und die Güte ihres Wassers für den Gebrauch nach beiden Seiten sich wunderbar eigneten, verwerteten sie in nützlichster Weise: ringsum nämlich in der Nähe derselben legten sie Gebäude und für Bewässerung besonders empfängliche Baumpflanzungen an; dazu ferner richteten sie ringsum Wasserbehälter ein, teils unter freiem Himmel, teils zu warmen Bädern für den Winter in bedeckten Räumen, und zwar abgesondert voneinander die für den König und die für die Untertanen, und noch andere für Frauen und auch für die Pferde und die übrigen Zugtiere, durchweg mit der angemessenen Ausstattung für die einzelnen versehen. Das abfließende Wasser aber leiteten sie in den Hain des Poseidon, der sich dank der Güte des Bodens durch die Schönheit und den wunderbar hohen Wuchs seiner Bäume mannigfachster Art auszeichnete, zum Teil auch auf die äußeren Erdwälle durch Kanäle über die Brücken weg. In der Umgebung dieser Wasserleitungen waren teils zahlreiche Heiligtümer für eine Reihe von Göttern, teils Gärten und Ringplätze in großer Zahl angelegt, sowohl für die gymnastischen Übungen der Männer selbst wie für die Übungen mit Rossegespannen, gesondert auf jedem der beiden Erdringe. Überdies befand sich auch in der Mitte der größeren Insel eine auserlesene Rennbahn, ein Stadion breit und der Länge nach sich um den ganzen Umkreis erstreckend zur uneingeschränkten Wettkampfleistung für die Gespanne. Um dieselbe lagen zu beiden Seiten die Wohnungen für die Mehrzahl der Trabanten. Den Zuverlässigeren aber war auf dem kleineren und näher an der Burg gelegenen Erdring die Wacht übertragen; denen hingegen, die an Treue sich vor allen anderen hervortaten, waren ihre Wohnungen auf der Burg selbst in der unmittelbaren Nähe des Königs angewiesen. Die Schiffsarsenale waren voll von Dreiruderern und mit allem, was zur Ausrüstung von Dreiruderern gehört, bestens versehen.

So also war es mit der Ausstattung des Wohnsitzes der Könige bestellt. Wenn man aber die drei außerhalb befindlichen Häfen überschritten hatte, so traf man auf eine vom Meere beginnende und von da im Kreise umlaufende Mauer; von dem größten Ringe und Hafen war sie überall fünfzig Stadien entfernt und lief, sich schließend, wieder zur Ausgangsstelle zurück, zur Mündung des Kanals, der vom Meere ausging. Dieses Ganze aber war umgeben von dichtgedrängten Wohnungen, der Ausfahrtsplatz aber und der größte Hafen wimmelten von Schiffen und Kaufleuten, die von allen Orten dort zusammenströmten und durch ihr massenhaftes Auftreten bei Tage wie bei Nacht Geschrei, Getümmel und Lärm mannigfacher Art verursachten.

Was sich auf die Stadt und auf jenen alten Wohnsitz bezieht, das ist nun von mir ziemlich so, wie es damals erzählt wurde, vorgetragen. Nun gilt es das übrige Land nach seiner natürlichen Beschaffenheit und der Art der

Verwaltung zu schildern. Zunächst ward das Gelände im ganzen als Hochland und als schroff nach dem Meere zu abfallend geschildert, nur das Gebiet um die Stadt herum als durchweg eben. Diese die Stadt umschließende Ebene ward aber selbst von Gebirgen umschlossen, die sich bis zum Meere hinabzogen, während sie ihrerseits eine glatte und gleichmäßige Fläche bildete, im ganzen von länglicher Gestalt wie ein Rechteck, auf der einen Seite dreitausend Stadien, in der Richtung vom Meere her in der Mitte zweitausend Stadien lang. Im Verhältnis zur ganzen Insel lag dieser Teil nach Süden zu, geschützt gegen den Nordwind. Die Berge aber, welche sie umgaben, übertrafen, wie die Lobpreisungen des damaligen Geschlechts ergeben, an Menge, Größe und Schönheit alle jetzt vorhandenen; sie umfaßten viele Flecken mit zahlreicher Bevölkerung, ferner Flüsse, Seen und Wiesen, die allen Arten zahmer und wilder Tiere Nahrung boten, sowie zahlreiche Waldungen, die bei der großen Mannigfaltigkeit der Baumarten für alle



Oben: Bis heute bleibt diese »anthropomorphe Skulptur« aus Copan (Honduras) ein Rätsel. Reflektiert sie eine längst vergangene und unverstandene Technologie?

Rechte Seite: Eine ebenso merkwürdige Götterstele aus Copan (Honduras). Was für ein Kästchen wird mit den Fingern bedient? Versuchte man mit dem kreuzartigen Gegenstand zwischen den Beinen eine Art von Fluggürteln auszudrücken? Heutige »Rocket Belts« (Raketengürtel) sehen ähnlich aus.



Handwerker im ganzen wie im einzelnen unerschöpflichen Rohstoff lieferten. Folgendes nun war die natürliche Beschaffenheit der Ebene und die Gestaltung, die sie durch die Fürsorge vieler Könige in langer Zeit erhalten hatte. Sie hatte die Gestalt eines regelmäßigen, länglichen Vierecks; was daran fehlte, war gerade gerichtet worden, indem ein Graben ringsherum gezogen worden war. Was die Tiefe, Breite und Länge desselben anlangt, so klingt es bei einem Werk von Menschenhand zwar unglaublich, wenn erzählt ward, daß zu den anderen Arbeitsleistungen auch noch dies hinzukomme, doch muß ich berichten, was ich gehört habe. Ein Plethron tief nämlich ward er gegraben und überall ein Stadion breit; um die ganze Ebene also herumgezogen gab das eine Länge von zehntausend Stadien. Er nahm die von den Bergen herabströmenden Gewässer auf und, rings um die Ebene herumfliegend und die Stadt zu beiden Seiten berührend, ließ er sie auf folgende Weise ins Meer abfließen. Von seinem oberen Teile her wurden nämlich von ihm geradlinige Kanäle, meist hundert Fuß breit, in die Ebene geführt, welche wieder in den vom Meere aus gezogenen Kanal einmündeten, und zwar jeder dieser Kanäle hundert Stadien von dem andern entfernt. Auf ihnen schafften sie denn das Holz von den Bergen in die Stadt und brachten auch die sonstigen Landeserzeugnisse zu Schiffe heran durch Verbindungskanäle, die sie zwischen den Hauptarmen in der Quere und nach der Stadt hin anlegten. Zweimal im Jahre ernteten sie ein, wozu ihnen im Winter der Regen des Zeus verhalf, während sie im Sommer das der Erde entquellende Wasser aus den Kanälen herbeileiteten ...

... Für die Verteilung der Ämter und Ehrenstellen ferner waren von Anfang ab folgende Anordnungen getroffen. Von den zehn Königen war ein jeder in seinem Gebiete mit dem Wohnsitz in seiner Stadt Herr über die Bewohner und über die meisten Gesetze, so daß er strafte und hinrichten ließ, wen er wollte. Die Herrschaft und Gemeinschaft unter ihnen selbst aber ward aufrechterhalten nach den Anordnungen des Poseidon, wie sie ihnen das Gesetz und die Inschrift überlieferte, die von den Urvätern auf einer Säule aus Goldkupfererz eingegraben war; sie stand mitten auf der Insel im Heiligtum des Poseidon. Dort versammelten sie sich abwechselnd bald jedes fünfte, bald jedes sechste Jahr, um die ungerade Zahl nicht vor der geraden zu bevorzugen, und berieten hier in persönlicher Berührung über die gemeinsamen Angelegenheiten, untersuchten ferner, ob sich einer einer Übertretung schuldig gemacht hätte, und saßen darüber zu Gericht. Waren sie aber schlüssig, ein Gericht abzuhalten, so gaben sie einander zuvor folgendes Unterpfand. In dem heiligen Bezirke des Poseidon trieben sich frei weidende Stiere herum; nun veranstalteten die zehn ganz allein, nachdem sie zu dem Gott gefleht, er möge sie das ihm erwünschte Opferstück fangen lassen, eine Jagd ohne Eisen bloß mit Stöcken und Stricken; denjenigen Stier aber, den sie fingen, schafften sie auf die Säule hinauf und schlachteten ihn auf der Höhe derselben über der Inschrift. Auf der Säule befand sich außer dem Gesetze auch noch eine Schwurformel mit wichtigen Verwünschungen gegen die Ungehorsamen. Wenn sie nun nach gesetzmäßigem Vollzuge des Opfers alle Glieder des Stieres dem Gotte als Weihegabe darbrachten, warfen sie in einen dazu vorbereiteten Mischkessel für jeden einen Tropfen geronnenen Blutes, das übrige übergaben sie dem Feuer, nachdem sie die Säule ringsherum gereinigt hatten. Hierauf schöpften sie mit goldenen Trinkschalen aus dem Mischkessel und schwuren, von ihren Schalen ins Feuer spendend, sie würden nach den Gesetzen auf der Säule richten und Strafe verhängen, wenn einer von ihnen sich vorher einer Übertretung schuldig gemacht hätte, was aber die Zukunft anlange, so würde keiner absichtlich sich einer Gesetzesübertretung schuldig machen und weder selbst anders als gesetzmäßig herrschen noch einem Herrscher gehorchen, der sich in seinen Anordnungen nicht nach den Gesetzen des Vaters richte. Nachdem ein jeder von ihnen dies für sich selbst und für seine Nachkommen gelobt hatte, trank er und weihte die Schale in das Heiligtum des Gottes. Dann gönnten sie sich Zeit für das Mahl und für die notwendige Körperpflege. Sobald aber die Dunkelheit hereinbrach und das Opferfeuer erloschen war, legten alle ein dunkelblaues Gewand von wunderbarer Schönheit an, und so,

bei der Glut der Eidesopfer am Boden sitzend und alles Feuer um das Heiligtum herum auslöschend, ließen sie nächtlicher Weile dem Rechte als Richter und Gerichtete seinen Lauf, wenn einer von ihnen den anderen irgendeiner Übertretung beschuldigte. Das Urteil aber, welches sie gefällt, trugen sie, sobald es Tag ward, auf eine goldene Tafel ein, die sie als Gedenktafel aufstellten mitsamt den Gewändern. Es gab noch mancherlei andere Gesetze über die besonderen Gerechtsame der einzelnen Könige, die wichtigsten Bestimmungen aber waren die, daß sie niemals einander bekriegen, sondern sich alle gegenseitig beistehen sollten, wenn etwa irgendeiner von ihnen in einem der Staaten das königliche Geschlecht zu vernichten unternähme; dabei sollten sie aber gemeinsam, wie die Vorfahren, über Krieg und sonstige Unternehmungen beraten und die Oberleitung dem Geschlechte des Atlas überlassen; doch sollte der König nicht das Recht haben, einen seiner Verwandten zum Tode zu verurteilen, wenn nicht mindestens sechs von den zehn Herrschern ihre Zustimmung gäben.

Diese so gewaltige und so großartige Macht, die damals in jenen Gegenden bestand, ließ Gott nun in kriegsmäßigem Zusammenschluß gegen unsere Gegenden hier vorbrechen, und zwar, wie es heißt, aus folgendem Grunde. Viele Menschenalter hindurch, solange des Gottes Natur sich in ihnen noch fühlbar machte, blieben sie den Gesetzen gehorsam und verleugneten nicht ihre Verwandtschaft mit der Gottheit. Denn ihre Sinnesweise war von hoher Art, wahrhaftig und durchaus großherzig; etwaigen Schicksalsschlägen gegenüber sowie im Verkehr miteinander zeigten sie sich gelassen und zugleich einsichtsvoll; in ihren Augen hatte nur die Tugend wahren Wert; darum achteten sie die vorhandenen Glücksgüter gering und machten sich nichts aus der Masse des Goldes und übrigen Besitzes, die ihnen eher wie eine Last erschienen. Weit entfernt also, trunken von dem Schwelgen in ihrem Reichtum, ihrer selbst nicht mächtig, zu Falle zu kommen, erkannten sie nüchternen Sinnes in voller Schärfe, daß all dies äußere Gut nur durch die Freundesgemeinschaft, gepaart mit Tugend, gedeihe, dagegen dahinschwinde, wenn alle Sorge und Wertschätzung eben nur ihm zugewendet ist, und dann werde denn auch die Tugend mit in den Abgrund gerissen. Infolge dieser Denkungsart und des fortwirkenden Einflusses der göttlichen Natur gedieh ihnen alles, dessen wir vorher gedacht haben. Als aber, was Göttliches in ihnen war, durch starke und häufige Mischung mit Sterblichem mehr und mehr dahinschwand und menschliche Sinnesweise die Oberhand bekam, da erst zeigten sie sich unfähig, sich mit dem Vorhandenen richtig abzufinden, schlugen aus der Art und erniedrigten sich in den Augen aller Urteilsfähigen dadurch, daß sie von allem Wertvollen das Schönste zugrunde richteten, während sie den Urteilslosen, die kein Auge haben für den Wert eines auf wahrhafte Glückseligkeit gerichteten Lebens, nunmehr erst recht herrlich und preisenswert erschienen, da sie sich ganz der rechtswidrigen Habsucht und Machtgier hingaben. Der Gott der Götter aber, Zeus, der nach Gesetzen regiert und einen scharfen Blick für dergleichen hat, beschloß, da er ein tüchtiges Geschlecht in so kläglichem Zustand versetzt sah, sie durch Strafe zu züchtigen, auf daß sie dadurch zur Besinnung gebracht und gebessert würden. So berief er denn alle Götter in ihren ehrwürdigsten Wohnsitz zusammen, der, in der Mitte der ganzen Welt gelegen, den Blick über alles gewährt, was des Werdens teilhaftig geworden, und richtete an die Versammelten folgende Worte.

Wie - bitte - geht's weiter? Mit welchen Worten wandte sich Zeus an die Versammlung? Dies wüßten wir alle gerne, und mit uns seit knapp 2400 Jahren Scharen von Philosophen, Altphilologen und Atlantis-Forschern. Doch Platons Dialog mit der Atlantis-Erzählung endet genauso abrupt wie der obige Abschnitt. Das ist unverständlich, denn nach dem Dialog »Kritias« verfaßte Platon noch andere Schriften. Weshalb fehlt das Ende der Atlantis-Geschichte? Irgendeiner von Platons Erben muß wohl geschlampt haben. Gibt es denn keine Alternative aus dem Altertum? Haben keine anderen Autoren der Antike über Atlantis berichtet?

Den ersten Hinweis auf Atlantis außerhalb von Platon fand ich ausgerechnet in der »Argonautica« von Apollonius von Rhodos: ¹⁴

»... sie peitschten aus allen Kräften die Fluten; abends gehen sie ans Land in der Insel Atlantidn. Orpheus bat sie mit Eifer, sie sollten die Weih' in dem Eiland nicht verschmähen, die Geheimnisse nicht, die Rechte, die Sitten, die heiligen Werke. Sie würden dadurch der Liebe des Himmels in der gefährlichen See sich versichern. Jedoch von den Dingen mehr zu sagen, erkühne ich mich nicht... «

Hier ist unmißverständlich von einer »Insel«, einem »Eiland« mit dem Namen »Atlantidn«, die Rede, auf der es bestimmte Rechte, Sitten, aber auch Geheimnisse zu berücksichtigen gab. Während sich Apollonius sonst ausführlich über die Geographie und die Topographie seiner Länder verbreitet, »erkühnt« er sich diesmal nicht, »mehr darüber zu sagen«. Seltsam. Vielleicht sollte man im Hinterkopf behalten, daß Atlantis die Insel des Gottes Poseidon war und daß zwei von dessen Söhnen mit an Bord der »Argo« saßen.

Herodot (490-425 v. Chr.) weiß zwar nichts über Atlantis, doch schreibt er im IV Buch der »Historien« (Kapitel 184 und 185) über ein Salzgebiet, das an ein Gebirge mit dem Namen »Atlas« grenze: »Es ist schmal und ganz kreisförmig und soll so hoch sein, daß man seine Gipfel gar nicht sehen kann. Niemals weichen die Wolken von ihnen, weder im Sommer noch im Winter. Die Einheimischen sagen, dieses Gebirge sei die Säule des Himmels. Nach diesem Gebirge werden auch die Menschen benannt; sie heißen nämlich Atlanten...«

Kurz nach Platons Tod veröffentlichte ausgerechnet einer seiner Schüler, Aristoteles (384-322 v. Chr.), eine Schrift, in der er den Wahrheitsgehalt der Atlantis-Geschichte bezweifelte." Damals schon! Andererseits erwähnte eben)ener Aristoteles eine unbekannte Insel im Atlantik, die er »Antilia« nannte. Doch auch das Gegenteil wurde besprochen. Ein anderer Anhänger von Platon hieß Krantor von Soloi (330-275 v. Chr.). Er will nach Sais in Ägypten gereist sein und dort ebenfalls die schriftliche Fassung der Atlantis-Geschichte gesehen haben. Anschließend publizierte Krantor - als erster! - Platons »Dialoge«.

Alle späteren großen Dichter und Historiker in vorchristlicher Zeit erwähnen Atlantis in irgendeiner Weise. Dazu zählen so bekannte Personen wie Proklos, Plutarch, Poseidonios, Longinus, Strabon, Thukydides, Timagenes, Plinius der Ältere und sogar Diodorus Siculus. Doch keiner bringt etwas Ergänzendes, jeder bezieht sich auf Platon. Die Urquelle ist immer Platon. Etwas, das über Platons Dialoge »Timaos« und »Kritias« hinausginge, ist nicht mehr zu erfahren. Deshalb muß die Hauptfrage, bevor überhaupt weitergedacht wird, lauten: Hat Platon der Welt ein literarisches Märchen aufgetischt?

Die Philosophenschule, der Platon vorstand, war der Wahrheit verpflichtet. Alle Dialoge laufen stur auf das gleiche hinaus: der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Wer Platons Werke liest, begegnet dieser Wahrheitssuche auf Schritt und Tritt. Da wird analysiert, verglichen, widersprochen, angenommen, definiert, werden die Gesprächsgegenstände eingekreist und schließlich bis zum Gehnichtmehr behandelt. Und wenn die Platonsche Gesprächsrunde mal daherfabulierte, dann wurde es vorher mitgeteilt, der Konjunktiv ausgesprochen. Weshalb sollte Platon seine klare Linie hinsichtlich der Atlantis-Geschichte nicht einhalten? Er und alle anderen Gesprächsteilnehmer hätten es wissen müssen, wenn die Atlantis-Sage nur eine Annahme oder eine von den Ägyptern erfundene Geschichte wiedergab. Warum sagt's denn keiner? Im Gegenteil: Kritias beginnt den Dialog mit der ausdrücklichen Bemerkung, es handle sich zwar um eine seltsame Geschichte, diese verdiene jedoch »Anspruch auf volle Wahrheit«. Und Sokrates fragt darauf, um was für eine Leistung es sich denn dabei handelt

habe, die »tatsächlich vollbracht« worden sei, auch wenn sie in der Geschichte keine Erwähnung gefunden habe. Etwas später wird nachgedoppelt und gefragt, von wem denn Solon dies alles »als wahre Geschichte gehört habe«.

Der hochbetagte ägyptische Priester, von dem Solon die Geschichte zu hören bekam, betont, es sei »von alters her« alles in schriftlichen Urkunden festgehalten. Und er beharrt auch noch darauf, die Einzelheiten würden sie später »anhand der Urkunden selbst durchgehen«. Soll Platon alle diese kleinen Lügen erfunden haben, um Atlantis glaubwürdiger zu machen?

Dann saß auch noch die Jugend dabei und vielleicht wir wissen es nicht - ein weiteres Publikum. Am zweiten Tag des Dialogs behauptete dieser ehrenwerte Herr Kritias zudem, er habe sich die Nacht zuvor alles wieder in Erinnerung gerufen. Was? Die Lügen, die er der weisen Männerrunde vorzutragen gedachte? Und dann beharrte er darauf, die Niederschrift der Atlantis-Story habe sich im Besitz seines Großvaters befunden, sei aber jetzt in seinen Händen. Wären all dies nicht Kritias' eigene Worte, so müßte sie Platon erfunden haben. Undenkbar bei einem Platon, der allen Dingen auf den Grund gehen wollte.

Derselbe Platon müßte dann die gesamte Atlantis-Geschichte auch noch dem Solon in die Schuhe geschoben haben. Aber der zählte doch zu den herausragendsten Persönlichkeiten Athens! Er fungierte sogar als Gesetzgeber. Und wie hätte Kritias zusehen können, wie Platon den Namen seines Großvaters für eine Lügengeschichte verwendet? Das wäre geradezu hinterlistig. Und wenn Kritias selbst seinem Großvater eine völlig erfundene Geschichte in den Mund gelegt hätte, dann hätten die anderen Gesprächsteilnehmer widersprechen müssen. Es sei denn, ein raffinierter Platon habe gleich alles erfunden, das ganze Gespräch mitsamt den Teilnehmern. Dies wiederum war nicht durchführbar, weil die erwähnten Männer zu Platons Zeiten schließlich alle lebten und jeder einzelne von ihnen genügend Persönlichkeit und Zivilcourage besaß, ein derartiges Lügengewebe unter Mißbrauch ihrer Namen niemals durchgehen zu lassen.

Nichts paßt hier auf die Linie von Platons Wahrheitssuche. Das gleiche gilt für die Erzählung selbst. So soll es auf Atlantis eine Metallart gegeben haben, das Goldkupfererz, das später nicht mehr existierte. Wie kommt man auf diese Erfindung? Um Atlantis herum soll es Berge gegeben haben, »geschützt gegen den Nordwind«. Derartige Einzelheiten sind in einer Lügengeschichte über den angenommenen »idealen Staat« so überflüssig wie ein Kropf, weil es gleichgültig war, woher der Wind wehte. Im Zentrum der Insel Atlantis soll eine Säule gestanden haben, auf welche die Gesetze des Poseidon eingraviert waren. Wieder so eine perfide Lüge? Auf dieser Säule soll auch noch eine »Schwurformel mit wuchtigen Verwünschungen« eingraviert gewesen sein. Wozu denn? Bei einem Traumpalaver über den »idealen Staat«? Die Könige von Atlantis sollen zu Gericht über sich selbst gesessen und ihr Urteil auf eine goldene Tafel übertragen haben. Und im Falle eines Krieges sollte das Oberkommando »dem Geschlechte des Atlas« überlassen bleiben. Was soll dieses »Atlas-Oberkommando« den Athenern nützen?

Wiedergegeben wird all dies in der grammatikalischen Form der Vergangenheit, geradeso, als habe es sich exakt in dieser Weise abgespielt. Das paßt nicht in Platons Schule. Weshalb soll denn diese Schule (oder Platon als Einzeltäter) der intellektuellen Elite Athens eine raffinierte Lügenmär als wahre Geschichte verkaufen - vorgetragen von Kritias, einem der angesehensten Männer seiner Welt?

Es kommt noch krasser: Kritias hat auch noch die Frechheit zu behaupten, das »Göttliche« jener Abkömmlinge von Poseidon sei durch häufige Mischung mit den Sterblichen »mehr und

mehr dahingeschwunden«, und schließlich habe die »menschliche Sinnesweise die Oberhand« gewonnen. Wer will denn das wissen? Und wenn's erfunden gewesen wäre, hätte man es in der damaligen Zeit beinahe als Götterbeleidigung einstufen können. Die Atlantis-Geschichte paßt hinten und vorne nicht in ein Lügengewebe von Platon, schon gar nicht unter Mißbrauch von Namen lebender Personen.

Und jetzt identifiziert Eberhard Zangger Atlantis mit Troja. Voraussetzung dafür ist, daß Zangger den Platon ernst nimmt, die Atlantis-Geschichte also für wahr hält. Nicht ganz. Platon spricht von Atlantis als Insel. Doch auf einer solchen liegt Troja nun mal nicht. Zangger hat dafür eine gute Erklärung parat.¹⁰ Er meint, für die Ägypter seien fast alle Fremden »von Inseln« gekommen. Das Wort »Insel« habe in der Bronzezeit eine andere Bedeutung gehabt als heute. Weil es in Ägypten praktisch keine Inseln gegeben habe, existierte für dieses Wörtchen auch keine Hieroglyphe. Das für »Insel« verwendete Zeichen habe nur eine Küste oder einen Sandstrand an Gegenden ausgedrückt, die außerhalb Ägyptens lagen.

Das mag ja sein. Aber die Ägypter wußten doch, daß Griechenland, mit dem sie schließlich einen regen Handel unterhielten, nicht nur aus vielen Inselchen bestand. Und was mir bei der Gleichung Troja - Atlantis partout nicht in den Kopf will, ist die Tatsache der Macht und der Größe von Platons Atlantis. Das war ein durchorganisiertes Staatswesen, ein Riesengebilde mit einer phänomenalen Streitmacht. Und dies soll Troja gewesen sein, sozusagen die gegenüberliegende Küste von Ägypten?

Herodot zum Beispiel erfährt bei seinen Ägyptenreisen unglaublich viel von seinen Gesprächspartnern. Er notiert die Namen der Könige und Dynastien, schreibt Zahlen, Götter und Überlieferungen auf. Doch keiner der ägyptischen Historiker oder Priester informiert den Gast aus Griechenland über Atlantis, das ja nur schräg gegenüber gelegen haben soll? Herodot war wißbegierig, er konnte nie genug erfahren, nie genug nachfragen. Nur kam er offensichtlich zu keiner Zeit in Versuchung, sich nach Atlantis zu erkundigen, weil es im geographischen Raum Griechenlands niemals so etwas wie Atlantis gab. Selbst dann nicht, wenn es die Griechen später Troja, Tros oder Ilion nannten. Zudem soll das Wort »Atlantis« auch noch von »Atlas« herkommen und dem »Atlantischen Ozean« den Namen gegeben haben. Wie das, wenn es »Troja«, »Tros« oder »Ilion« hieß? Und wenn - gemäß Homer - um dieses Troja ein unsagbarer Krieg entbrannte, an dem die Griechen mit militärischem Heldentum und über 1000 Schiffen mitwirkten, dann hätten die doch wissen müssen, daß sie in Wirklichkeit Atlantis zerstörten und nicht irgendwelche Barbaren, sondern die Nachfahren von Poseidon abschlachteten.

Eberhard Zangger lokalisierte in der Ebene vor Troja verschiedene Sümpfe, Hafenbecken und sogar Kanäle, und er zeigt in einer Skizze, daß Platons Atlantis ohne Mühe auf die Ebene vor Troja übertragbar wäre. Aber dies trifft auch auf viele andere Orte zu. Selbst wenn Grabungen um Troja irgendwelche ringförmigen Kanäle zutage bringen, hätten wir immer noch keinen Beweis für Platons Atlantis. Es gab viele Städte mit ringförmigen Kanälen und Mauern. So beschreibt Herodot, wie der Mederkönig Deiokes für sich selbst eine derartige Anlage errichten läßt (1. Buch, Kapitel 98):

»Er baute eine große, starke Festung, die heute Agbatana heißt, in der ein Mauerring in dem andern steht. Diese Festung ist so angelegt, daß immer der eine Ring den andern um seine Zinnen überragt... Im ganzen hat die Stadt sieben Ringmauern. In der innersten stehen der

Königspalast und die Schatzhäuser... die Zinnen des ersten Ringes sind weiß, die des zweiten schwarz, des dritten purpurrot, des vierten blau, des fünften hellrot...«

Atlantis? Troja? Nein, Agbatana!

»Ihr Tempel sieht so aus: Er liegt ganz auf einer Insel... vom Nil aus führen zwei Kanäle dorthin ... und ziehen sich an beiden Seiten herum... Die Vorhalle des Tempels ist 10 Klafter hoch und mit bemerkenswerten Standbil

dern geschmückt... um den Tempel herum läuft eine mit Reliefs geschmückte Mauer...«

Atlantis? Troja? Nein. Herodot beschrieb hier den Tempel von Bubastis in Ägypten. So ginge das weiter. Viele Tempel standen auf Inseln und waren von Kanälen umgeben. Womit auch klar ist, daß die alten Ägypter durchaus ein Wort für »Insel« kannten.

Unter anderem unterhält sich derselbe Herodot mit ägyptischen Priestern über den Raub der Helena aus Troja/Ilion (II. Buch, Kapitel 113ff.). Sogar die Namen Homer und »Ilias« werden ausdrücklich genannt. Aber nirgendwo würde es Herodot oder seinen priesterlichen Gesprächspartnern einfallen, Troja mit Atlantis gleichzusetzen oder auch nur anzumerken, die Ägypter würden Troja »Atlantis« nennen- oder vor Jahrtausenden sei es so genannt worden.

Entweder handelt es sich bei der ganzen Atlantis-Geschichte um eine Erfindung Platons, was schwer unterzubringen ist, oder Platons Atlantis kann nicht Troja geheißen haben. Das gleiche, was Eberhard Zangger für Troja unterstellt, haben andere bereits für die Inseln Kreta und Santorin getan. Der griechische Seismologe Angelos Galanopoulos und sein Kollege Edward Bacon lieferten gute Argumente dafür, daß die Vulkaninsel Santorin in vielen Bereichen Platons Beschreibung von Atlantis entspreche", das schließlich durch einen Vulkanausbruch zerstört worden sei. Nur passen die Größenangaben bei Platon nicht auf die Insel Santorin. Dies korrigieren die Autoren, indem sie meinen, Solon habe sich in den Zahlenreihen geirrt und in Wirklichkeit die Hunderter als Tausender gelesen. Wie Jörg Dendl in einer hervorragenden Atlantis-Kritik kommentiert, kann aber auch diese Annahme nicht zutreffen:¹¹³ »Platon beschreibt die Aufteilung der >großen Ebene< sehr ausführlich. Das ganze Land [Atlantis] war in Landlose aufgeteilt. Die Größe der Landlose betrug jeweils zehn mal zehn Stadien; von allen Landlosen gab es sechzigtausend [Platon]. Diese sechzigtausend Landlose zu je 10 X 10 Stadien können nur in einer Fläche von 2000 X 3000 Stadien untergebracht werden. Hätte es einen Lesefehler gegeben, würde diese Rechnung nicht aufgehen.«

Und der irische Professor John Luce, dessen Spezialgebiet immerhin griechische Literatur ist, verlegte Atlantis mit recht plausiblen Argumenten auf die Insel Kreta zu minoischer Zeit^{114,115} Oft genügt nur ein kleiner Anreiz, um Atlantis auferstehen zu lassen. So ist in Platons Atlantis-Bericht auch nachzulesen, die Könige von Atlantis hätten eine Jagd auf freilebende Stiere veranstaltet. »Ohne Eisen, bloß mit Stöcken und Stricken. Derjenige Stier aber, den sie fingen, schafften sie auf die Säule hinauf und schlachteten ihn auf der Höhe derselben über der Inschrift.« Die einzelnen Glieder dieses Stieres sollen dem Gott Poseidon geopfert worden sein. Wo - bitte - gab es einen Stierkult? Auf Kreta! Sie erinnern sich: Zeus soll in Form eines Stieres nach Kreta geschwommen sein, und wegen des menschenköpfigen Stieres Minotauros baute Daidalos das Labyrinth. Atlantis entspricht also Kreta. An beiden Orten gab es »mythische Könige«, an beiden Orten entwickelte sich eine blühende Kultur, die lange Zeit den Rest der Welt beherrschte. An beiden Orten existierten prächtige Paläste, und selbstverständlich gab's auch an beiden Orten künstliche Kanäle.

Troja - Atlantis, Kreta - Atlantis, Santorin - Atlantis, warum nicht auch noch Malta? Alle Mittelmeerinseln, die sich jetzt als Atlantis entpuppen, haben nur einen gemeinsamen Nachteil: Sie liegen nicht im Atlantischen Ozean. Und die Daten von Platon - 9000 Jahre alt – stimmen selbstverständlich mit keiner dieser Atlantis-Illusionen überein. Die minoischen Paläste von Kreta wurden um 1450 vor Christus zerstört. Entweder nehmen wir Platon, wie er ist, oder wir fangen an, alles aus seinem Bericht herauszufiltern und zurechtzubiegen, was nicht in den Kram paßt.

Ausgerechnet Professor John Luce, der Spezialist für Altgriechisch, der Atlantis nach Kreta verlegte, macht auf die Tatsache aufmerksam, daß Platon die Geschichte nie als »mythos« (Legende) bezeichnet, sondern stets als »logos« (wahres Wort).¹¹⁶ Die Geschichte der Stierjagd auf Atlantis und der Opferung des Stieres auf einer riesigen Säule läßt sich nebenbei gesagt überhaupt nicht mit der Unterstellung vereinbaren, Platon habe das alles erfunden, um einen »idealen Staat« zu skizzieren.

Die meisten der Männer, die wir heute als »antike Historiker« bezeichnen, bereisten Ägypten. Nicht nur Herodot war dort, sondern neben anderen auch seine Kollegen Diodoros, Plinius der Ältere, Strabon. Weshalb erfuhren sie eigentlich nichts über Atlantis? Sie alle berichten doch ausführlich über die ägyptische Geschichte, und jeder von ihnen wundert sich auch über die »unmöglichen Daten« der ägyptischen Königshäuser. Spricht dies nicht gegen Atlantis? Hätte nicht jeder dieser Historiker mit einer Atlantis-Geschichte im Notizblock nach Hause kommen müssen?

Dieser Einwand läßt sich für und gegen Atlantis anbringen. Wäre die Atlantis-Überlieferung im alten Ägypten allgemeines Wissen gewesen, so hätten auch andere außer Solon davon erfahren müssen. Vielleicht haben sie davon gehört - und glaubten es nicht. Oder die berühmten 9000 Jahre waren der Grund, weshalb sich auch in Ägypten kaum jemand an Atlantis erinnerte. Zu den Ausnahmen gehörte der alte Priester in Sais, der die Geschichte dem Solon erzählte und diese gleichzeitig mit Dokumenten und einer Schriftsäule untermauerte. Dabei müßte es sich um Dokumente gehandelt haben, die offensichtlich nur in Sais greifbar lagen - was keinesfalls heißt, daß es sie anderswo nicht auch gab. Hierher gehört die alte Leier, die ich nicht mit allen Namen wieder aufwärmen mag: Sämtliche antiken Bibliotheken wurden zerstört oder noch nicht lokalisiert. Diesbezüglich hoffe ich immer noch auf ein Wunder.

Vor einigen Jahren wurde in einer Fernsehsendung ein aufregender Beweis für Atlantis präsentiert (ich warte immer noch auf das diesbezügliche Buch). Da sollen die Geologen William Ryan und Walter Pittmann vor der nördlichen Schwarzmeerküste den Meeresboden und die Küsten untersucht haben, indem sie Bohrungen anbrachten und die Bohrkerne analysierten. Verblüfft gelangten sie zu dem Resultat, daß das Meer sowohl an der Küste nördlich der Halbinsel Krim als auch an den Küsten der westlichen Ukraine um 150 Meter angestiegen war. Das Steigen des Meeresspiegels soll sich nicht allmählich abgespielt haben, sondern in einem kurzen, dramatischen Akt von apokalyptischen Ausmaßen. Und zwar habe dieses gravierende Naturereignis ziemlich genau vor 7500 Jahren stattgefunden. Vermutlich sei die Katastrophe durch einen Meteoriteneinschlag verursacht worden, der den Meeresspiegel schlagartig erhöhte. Milliarden von Tonnen Eis seien damals abgeschmolzen, und gewaltige Wassermassen hätten die Erde umspült. Diese Sintflut habe zunächst den Bosphorus ausgeschwemmt und dann das Schwarze Meer gebildet. Denn dieses sei vorher ein Binnensee gewesen.

Ich kann nicht beurteilen, ob die beiden Gelehrten recht haben, und es steht mir auch nicht zu, ihre Meßdaten in Frage zu stellen. Nur weiß ich, daß andere Geologen und Glazialforscher genau vom Gegenteil überzeugt sind. Professor Dr. Herbert E. Wright von der Universität Minnesota versichert, »die Atlantisten müssen anderswo nach ihren Katastrophen suchen«¹¹¹, weil sich klar nachweisen lasse, daß sich derartige Katastrophen in den letzten 12 000 Jahren nicht ereignet hätten. Dabei wird der Anstieg des Meeresspiegels nicht bestritten - doch diese Veränderungen an den Küsten gingen langsam über die Bühne der Menschheitsgeschichte. Es wäre hilfreich, wenn die Glaziologen und Ozeanographen mal ihre Daten ausdiskutieren würden. Atlantis in den Tiefen des Schwarzen Meeres? Aber das liegt auch nicht gerade »jenseits der Säulen des Herakles«, wie Platon behauptet, und weder im Atlantischen Ozean, geschweige denn in einem subtropischen Gebiet.

Und wenn ich schon beim Abschmelzen von Eis bin, kann ich auch gleich das Gegenteil erwähnen: die Bildung von Eis. Die Autoren Fritz Nestke und Thomas Riemer verlegen Atlantis geradewegs auf den antarktischen Kontinent.¹¹² Natürlich führen auch sie gute Gründe für ihre Theorie an. Aber wer hat schon keine guten Gründe für seine Atlantis-Theorie? Mit Atlantis ist fast alles möglich.

Nur Eberhard Zanggers Annahme, Atlantis sei nichts anderes als Troja gewesen, läßt sich kaum nachvollziehen. Ob Atlantis oder Troja - beide Orte müssen »irgendwann« von »irgendwem« gegründet worden sein. Bei Atlantis hieß der Gründer Poseidon, und der war ein Sohn von Zeus. Weshalb gründete er Atlantis? Ganz zu Beginn der Atlantis-Geschichte soll sich Poseidon in das irdische Mädchen Kleito verliebt haben. Die wohnte auf einem Hügel, und ebendiesen umgab Poseidon mit einer »starken Schutzwehr, unzugänglich für Menschen« (Kritias). Wäre die Entstehung von Atlantis identisch mit jener von Troja, so müßte »Troja I«, entstanden um 3000 vor Christus, eine »starke Schutzwehr« aufweisen. Das tut es nicht. Schon gar nicht im Sinne der Atlantis-Erzählung, denn Poseidon fügte bereits in der ersten Bauetappe »kleinere und größere Ringe von Meerwasser und Erde umeinander, von der Mitte der Insel aus wie mit dem Zirkel abgemessen, überall gleich weit voneinander abstehend« (Kritias). Solche Baumaßnahmen sind im Gelände des heutigen Troja schlichtweg unmöglich. Der Hügel »Hissarlik«, auf dem das (angebliche) Troja liegt, senkt sich auf der einen Seite sanft dem Meer zu, auf der gegenüberliegenden Seite hingegen verschmilzt er mit dem Flachland, das doch immerhin um 15 Meter den Meeresspiegel überragt. Die Kreise des Poseidon müßten folglich auch auf der dem Meer abgewandten Seite existieren. Dort ist aber nichts. Es sei denn, der gewiefte Göttersohn hätte gleich auch noch Pumpen eingebaut, um das Meerwasser auf ein höheres Niveau zu drücken. Dann müßten die ehemaligen Wasserringe erst recht im Gelände auftauchen.

Weshalb errichtete Poseidon seine »starke Schutzwehr, unzugänglich für Menschen« und seine Ringgräben? Um für seine Gattin mitsamt den Nachfahren aus göttlichem Geblüt ein Reich zu begründen, in dem sich auch in ferner Zukunft gut leben ließ. Also müßten sich in der Umgebung Trojas Spuren dieses mächtigen Reiches von Atlantis finden. Nichts davon ist da. Wollte Poseidon schon in der Gründungsphase die Schifffahrt der Dardanellen kontrollieren? Nein, »denn Schiffe und Schifffahrt gab es damals noch nicht« (Kritias).

Und diejenigen, die im Hügel »Hissarlik« nur die Ruinen Trojas erblicken, suchen für dessen Gründung an dieser Stelle eine Erklärung. Weshalb ausgerechnet hier? Angeblich, weil der Punkt strategisch wichtig war und sich die Einfahrt zu den Dardanellen leicht überwachen ließ.

Das ist Unsinn. Um 3000 vor Christus war »Troja 1« nichts anderes als eine mickrige Siedlung, die nicht die geringste Möglichkeit besaß, die Einfahrt zu den Dardanellen zu beherrschen. Schließlich liegt der Hügel »Hissarlik« keineswegs an diesem strategisch bedeutsamen Ort, sondern etliche Kilometer davon entfernt. Im dritten vorchristlichen Jahrtausend gab's weder Kanonen noch anderswie geartete Geschütze, mit denen das Eindringen in die Dardanellen zu verhindern gewesen wäre.

Weshalb wurden die heutigen Befestigungsanlagen zur Beherrschung der Dardanellen wohl direkt an der Einfahrt oder zwei Kurven dahinter errichtet? Selbst wenn die Dorfgemeinschaft von »Troja I« potentielle Blockadebrecher mit kleinen Schiffchen stoppen wollte, wäre dies vom Hügel »Hissarlik« oder der vorgelagerten Küste aus ein Witz. Der Siedlungsgrund für »Troja I« kann nie und nimmer die Kontrolle der Dardanellen gewesen sein. Dazu müßte der Ort strategisch ganz woanders liegen!

Und Atlantis paßt schon gar nicht auf »Troja I«. Den archäologischen Grabungen zufolge soll Troja um 3000 vor Christus gegründet worden sein. In den nachfolgenden Jahrhunderten und Jahrtausenden wurde aus der Siedlung eine immer stärker befestigte Anlage. Gleichzeitig entwickelte sich auf der anderen Seite des Mittelmeers ein phänomenales Ägypten. Schließlich haben die Ägypter schon 500 Jahre nach der Gründung Trojas ihre große Pyramide gebaut. Und bald beherrschten die Phönizier die Seefahrt im Mittelmeer. Wenn Eberhard Zangger mit seiner Gleichung Troja - Atlantis recht hätte und dieses Atlantis im »Trojanischen Krieg« um 1207 vor Christus zerstört worden wäre, müßten logischerweise alle Seefahrer des Mittelmeers bis zu diesem Zeitpunkt dauernd an Atlantis vorbeigesegelt sein. Oder-noch absurder-wenn Atlantis eine Insel im Mittelmeer gewesen wäre, hätten diese seefahrenden Völker ständig irgendeine Küste dieses ominösen Atlantis passiert. Der ganze Mittelmeerraum mitsamt dem Hinterland müßte mit Atlantis Handel getrieben haben. Seltsam nur, daß keiner etwas davon weiß.

Kritias beschreibt das Gelände von Atlantis »im ganzen als Hochland und als schroff nach dem Meere zu abfallend«. Nur das Gebiet um die Stadt herum sei eben gewesen. »Diese die Stadt umschließende Ebene ward aber selbst von Gebirgen umschlossen, die sich bis zum Meere hinanzogen.« Eine derartige Topographie ist im Raume Troja nirgendwo zu finden. Im Zentrum von Atlantis soll der Tempel des Poseidon eine Länge von einem Stadion und eine Breite von drei Plethren gehabt haben. Das entspricht einer Fläche von 180 mal 90 Metern. Es existiert in ganz Troja kein Bauwerk, das sich mit diesem Heiligtum in Einklang bringen ließe. Das ausgegrabene Troja ist ein Gewirr von Mäuerchen, ein Durcheinander von ehemaligen Räumen ohne) ede Größe, ohne monumentale Wucht und auch ohne Mauern, die man mit ruhigem Gewissen als »kyklopisch« bezeichnen könnte. Trojas Mauern - egal in welcher Schicht - halten keinen Vergleich aus mit der sechs Meter dicken Kyklopenmauer von Mykene oder mit dem wuchtigen Kuppelbau des »Schatzhauses von Atreus«. Sie sind nicht vergleichbar mit den phänomenalen Steinplatten unter dem Apollontempel in Delphi oder mit der megalithischen Mauer von Delos.

Und erst recht sind die Mauern von »Troja I« eines Gottes Poseidon unwürdig. Der Sage nach soll sogar Apollon an der Mauer von Troja mitgewirkt haben. Ein Bildvergleich der megalithischen Mauer von Delos mit den bescheidenen Mäuerchen von Troja macht den Unterschied klar. Auch Delos war Apollon gewidmet. Und auch Delos ist Bestandteil des geometrischen Netzes, das sich über das antike Griechenland spannt. Das, was man heute Troja nennt, hingegen nicht. Wo immer diese Göttersöhne gewirkt haben mögen - Poseidon in Atlantis oder sein Bruder Apollon in Troja-, nichts davon paßt auf die Ruinen des Ortes, der seit Heinrich Schliemann Troja heißt.

Wie mehrfach erwähnt, liegt Troja einige Kilometer von der Einfahrt in die Dardanellen entfernt. Der Name dieser Meerenge hat mit Sardellen ebenso wenig zu tun wie die Bezeichnung »Marmarameer« mit Marmelade. Und doch gibt es eine Verbindung. Bei den Dardanellen beginnt der schmale Seeweg vom Mittelmeer (ägäischer Teil) hinüber ins Marmarameer, an dem Istanbul liegt. Von dort aus stellt dann der Bosphorus die Verbindung zum Schwarzen Meer dar. Es handelt sich tatsächlich um eine wichtige Wasserstraße. Wäre Poseidons Atlantis an dieser Stelle gegründet worden, so hätte Kritias beziehungsweise Solon darüber informiert sein müssen. In der Atlantis-Überlieferung werden doch auch sonst alle wesentlichen geographischen und topographischen Einzelheiten festgehalten. Es ist undenkbar, daß diese entscheidende Position für Atlantis nichts galt. Doch Kritias/Solon weiß nichts davon. Atlantis wurde weder an einer Meerenge gegründet, noch beherrschte dieses einst so mächtige Reich in späteren Zeiten eine solche.

Selbstverständlich müßte auch das Hinterland von Atlantis vom Reichtum dieses sagenhaften Staates profitiert haben. Bezogen auf Troja wären dies die heutigen Orte Ezine im Süden, Kumkale im Norden (direkt an der Einfahrt in die Dardanellen) oder Bayramic im Osten. Selbst wenn man den Kreis um Troja ausdehnt, müßte es von gewaltigen antiken Überbleibseln um Troja/Atlantis nur so wimmeln. Man muß sich vor Augen halten, daß Troja um 1207 vor Christus zerstört wurde und ebendiese Stadt mit Atlantis gleichgesetzt wird. Also hätten die Kulturen im Hinterland von Troja/Atlantis um 1207 vor Christus noch existiert. Im Trojanischen Krieg wurde Homer zufolge nur Troja vernichtet. Wo liegen denn diese prächtigen Orte, die ja alle vom Reichtum von Atlantis gezehrt haben müßten? Im Hinterland des heutigen Troja ist nichts davon auszumachen. Und wer argumentiert, Atlantis habe zwar am selben geographischen Punkt gelegen wie das spätere Troja, jedoch in einer viel früheren Epoche, der kann den Trojanischen Krieg von Homer nicht mit dem Untergang von Atlantis verknüpfen. Je weiter der Weg zurück in die Vergangenheit führt, desto weniger war Troja Atlantis. Die Grabungsschichten vom Hügel »Hissarlik« belegen dies klipp und klar. Es paßt nichts zusammen.

Und noch etwas: Wenn Troja Atlantis gewesen wäre, hätten dann nicht auch die Argonauten daran vorbeifahren müssen? In der »Argonautica« wimmelt es doch nur so von geographischen Details. Das Land »Kolchis« mit der Mündung des Flusses »Phasis«, an dem die Stadt »Aia« mit dem Goldenen Vlies lag, soll sich doch irgendwo am hinteren Ende des Schwarzen Meeres befunden haben. Demnach hätten die Argonauten mitten durch die Dardanellen segeln müssen; es führt kein anderer Weg ins Schwarze Meer. Folglich wären sie auch mit dem mächtigen Atlantis in Berührung gekommen! Doch im einzigen Textabschnitt, in dem in der »Argonautica« von »Atlantidn« gesprochen wird, geht es zweifelsfrei um eine »Insel« und ein »Eiland« und nicht um die Küste von Troja (... abends gehen sie ans Land in der Insel Atlantidn... sie sollten die Weih' in dem Eiland nicht verschmähen, die Geheimnisse nicht... «).¹⁴

Die Widersprüche zwischen der Atlantis-Erzählung und Troja lassen sich unter keinen Hut bringen. Sosehr ich

andere Arbeiten von Eberhard Zangger schätze, hier jagt er einem Phantom nach. In Platons Atlantis-Bericht wird auch von einem ganz speziellen Metall gesprochen, das ausschließlich auf Atlantis vorkam. Es wurde »Oreichalkos« - Goldkupfererz - genannt und war »nächst dem Golde am höchsten geschätzt« (Kritias). Weshalb taucht diese einzigartige Legierung in Homers Beschreibungen von Troja nirgendwo auf? Auch nicht bei Plinius dem Älteren? Bei Strabon? Bei Herodot und den anderen Historikern? Weil es sie im alten Griechenland nicht

gab weder in Troja noch in dessen Hinterland. Denn Troja war nicht Atlantis. Aus meiner archäologischen Erfahrung ist mir nur ein einziges Land bekannt, in dem tatsächlich eine derartige Legierung vorkam: Peru. Und dies schon lange vor den Inkas. Die Indio-kulturen Perus und Ecuadors beherrschten raffinierte Methoden, Mischlegierungen herzustellen, die später verloren gingen. Auch ihre Beschichtungsverfahren zeugen von einer derartigen Perfektion, daß heutige Fachleute verwundert den Kopf schütteln. Hauchdünne Beschichtungen aus Kupfer, Silber und Gold wurden entdeckt, die - je nach Zusammensetzung - wie helleres oder dunkleres Gold aussehen. Selbst oberflächliche Säuretests entlarven die Mischungen nicht. Die Goldschmiede der Indios müssen eine uralte Technik gekannt haben, mit der sie schon in vorinkaischer Zeit »unedlen Metallkörpern das Aussehen von Edelmetallen verliehen«¹¹⁹. Wie hieß es im Atlantis-Bericht? Es wurde »Oreichalkos«, Goldkupfererz, genannt und war »nächst dem Golde am höchsten geschätzt«.

In der Atlantis-Überlieferung von Platon gibt es eine geradezu umwerfende Aussage, die von sämtlichen Atlantis-Forschern übersehen oder kaum erwähnt wird. Angenommen, Platon habe recht und dieses kuriose Atlantis habe irgendwo im Atlantischen Ozean existiert - wo auch immer -, dann müßte doch hinter Atlantis (von Europa aus betrachtet) ein weiteres Land liegen: Amerika. Was steht bei Platon?

»Die Reisenden jener Zeit konnten von dieser Insel auf andere Inseln gelangen, und von diesen Inseln den ganzen Kontinent erreichen, der auf dem gegenüberliegenden Festland dieses Meeres lag ... Dieses Reich [Atlantis] war Herr der ganzen Insel und auch vieler anderer Inseln und eines Teils des Festlandes.«

Wenn Platon den ganzen Dialog erfunden hätte, woher sollte er etwas von einem anderen Festland wissen, das noch weiter westlich hinter Atlantis lag? Zudem wird hier eine klare Trennungslinie gezogen zwischen »Inseln« und »Festland«. Es geht nicht mehr um Wortklaubereien, ob die Ägypter alle anderen Völker außer ihnen auf »Inseln« wähten, und auch nicht um Platons Wunschvorstellung eines »idealen Staates«. Hier sind, wie Juristen argumentieren würden, tatsächliche Fakten aufgestellt worden. Hat Platon aber all dies nicht erfunden und der Ursprung der Geschichte ist in Ägypten anzusiedeln - woher wußten die Ägypter etwas über den amerikanischen Kontinent? Sie sagen es doch: Seit über 10 000 Jahren hätten sie alles schriftlich festgehalten, und die Griechen seien - was alte Geschichte betrifft - Kindern vergleichbar, die sich nur gerade vage an die letzte Zerstörung erinnerten. Der Kontinent hinter Atlantis ist nun mal angesprochen, und wie wir seit Kolumbus wissen, existiert er auch. Nur Platon konnte keine Ahnung davon haben.

Die Frage für mich lautet weniger: Wo lag Atlantis?

Darüber stehen mehr als genug literarische Spekulationen zur Verfügung. Meine Fragestellung hat eine andere Zielrichtung: Wann existierte Atlantis, und wie konnte ein Inselreich von solcher Größe vom Erdboden verschwinden?

HILFE FÜR PLATON

Kluge Leute können sich dumm stellen, das Gegenteil ist schwieriger.
Kurt Tucholsky, 1890-1935

Das Gedächtnis des Menschen ist kurz. Die meisten interessieren sich nur für die täglichen Nachrichten, den Sport und die unvermeidlichen Alltagsprobleme. Alles andere ist mehr als nebensächlich. Unser Fernseh- und Computerzeitalter brachte zwar die Informationen näher an den Menschen, doch der hat sich nicht geändert. Wie eh und je hätschelt er seine vorgefaßten Meinungen, schließt sich gleich rudelweise irgendwelchen Ideologien, Religionen oder Lehrmeinungen an, und insbesondere verschwendet er an die Vergangenheit kaum noch einen Gedanken. Sie ist ja eh nicht mehr zu ändern.

Das stimmt. Die Vergangenheit ist endgültig passe. Doch der Mensch ist das Produkt seiner Vergangenheit und die Menschheit das ihrer Geschichte. Wer die Geschichte kennt, zieht daraus seine Schlüsse - und vermeidet die Fehler aus der Vergangenheit. Dem Wissenden stehen auch ganz andere Informationen zur Verfügung, um die Zukunft einzuschätzen. Dies gilt sowohl für das Individuum als auch für die Gesellschaft. Vielleicht ist unser Kopf deshalb rund, damit das Denken die Richtung wechseln kann. Das hilft aber auch nichts bei Gehirnleere, denn wer nichts weiß, muß bekanntlich alles glauben.

Wenn uns etwas aus der Vergangenheit nicht paßt, reden wir uns stets mit dem Argument heraus, damals sei »eine andere Zeit« gewesen. Jeder kennt diese Erfahrung. Die Jugend hört nur wenig auf die Alten, denn jene haben schließlich in »einer anderen Zeit« gelebt. Wir betrachten unsere Gegenwart als Kulminationspunkt aller Vergangenheiten, als Zenit sämtlicher Informationen. Nur stimmt das nicht - solange wir die Informationen aus der Vergangenheit ignorieren. Die massenhafte Verdrängung von Ereignissen aus der Vergangenheit macht uns spätestens dann hilflos, sowie ähnliche Ereignisse erneut auftreten.

In den »Dialogen« von Platon wird wiederholt behauptet, das Menschengeschlecht habe schon mehrere Vernichtungen erlebt. Atlantis soll nur einer dieser Weltuntergänge gewesen sein. Diese Information schmeckt der Mehrheit der Menschen nicht. Insbesondere die akademische Schicht hält kaum etwas davon. Atlantis? Weltuntergänge? Papperlapapp! Ich bin anderer Meinung, denn Platons Aussagen lassen sich beweisen. Ohne Wenn und Aber.

An einem Septembermorgen des Jahres 1985 tauchte Monsieur Henri Cosquer, Mitarbeiter einer Tauchschule in Cassis (östlich von Marseille), in die Tiefen vor dem Kap Morgiou. Eigentlich suchte er gar nichts - außer den Schönheiten unter Wasser. In 35 Meter Tiefe, direkt neben einem kleinen Felssturz, bemerkte Henri Cosquer eine Höhlenöffnung und schwamm vorsichtig hinein. Rasch begriff der Taucher, daß die Höhle zu einem Unterwasserstollen führte, der nach oben anstieg. Doch an jenem Septembermorgen traute sich Henri Cosquer nicht weiter. Die Zeit war limitiert, sein Sauerstoff reichte noch für eine halbe Stunde, und zudem hatte er weder Unterwasserscheinwerfer noch Fotoapparat bei sich.

Einige Wochen später tauchte Henri Cosquer erneut zur selben Stelle. Diesmal waren seine Taucherfreunde Marc und Bernard dabei, und auch die Ausrüstung war professioneller als beim ersten Tauchgang. Mit vorsichtigen Schwimmbewegungen dirigierte sich die Männer durch einen 40 Meter langen Korridor und gelangten schließlich in einem unterirdischen See an die Wasseroberfläche. Ihre Scheinwerfer beleuchteten eine unglaubliche Szenerie. An der Westwand einer Halle erkannten sie zwei Pferde. Bernards Scheinwerfer huschte zur Decke

und erfaßte eine mit schwarzer Kohle hingezzeichnete Ziege. Sie war von einer durchsichtigen Kalzitschicht bedeckt. Jetzt watschelten die Männer aus dem Wasser, entledigten sich ihrer Schwimmflossen und prüften die Luft in den unterirdischen Räumen. Sie war würzig, etwas harzig, aber problemlos atembar. In der nächsten Halle, noch größer als die erste, huschten die Lichtkegel über eine ganze Gemäldegalerie: Bisons, Pinguine, Katzen, Antilopen, ein Seehund und sogar einige geometrische Symbole.

Henri Cosquer zeigte seine Fotos einigen Archäologen. Die winkten ab, blieben skeptisch oder hielten die Bilder gar für Fälschungen. Erst sechs Jahre später, am 19. September 1991, ankerte die »Archeonaute«, ein Forschungsschiff der französischen Marine, vor dem Kap Morgiou. Elf Froschmänner folgten Henri Cosquer in das Höhlensystem. An Bord der »Archeonaute« warteten acht Fachleute, darunter zwei Archäologen. Spezialausrüstungen wurden in die Tiefe gelassen, die unterirdische Gemäldegalerie regelrecht kartographiert und sogar kleine Proben der Malereien an die Oberfläche gebracht. Die spätere Datierung mittels Kohlenstoff-14 (C14-Methode) ergab ein Mindestalter von 18 440 Jahren.

Was hat all dies mit der Atlantis-Überlieferung zu tun? Vor 18 440 Jahren lag der Mittelmeerspiegel 35 Meter tiefer als heute. Damals befand sich der Eingang zu den unterirdischen Hallen an Land. Das Wasser ist gestiegen. So einfach ist das.

Im Mittelmeer liegt auch Malta mit seinen vorgeschichtlichen Tempeln und »cart ruts«, das sind Schienenoder gleisähnliche Furchen im Kalkboden. An zwei Stellen führen diese »Gleise« wie Schienenstränge schnurstracks in die Tiefen des Mittelmeers. Da die Hersteller dieser vorgeschichtlichen »Gleise« weder intelligente Fische waren noch über Taucheranzüge aus Bronze mit hölzernen Luftpumpen verfügten, bleibt nur die gleiche Folgerung wie oben: Das Wasser ist gestiegen.

Betrifft dieser Anstieg des Meeresspiegels nur den Mittelmeerraum? Nein, er ist weltweit beweisbar. An der Atlantikküste beim bretonischen Städtchen Carnac liegen auch die Tausende von Menhiren, geordnet in Kolonnen, den sogenannten »Alignements«. Ursprünglich müssen es über 15 000 solcher Menhire (aus dem keltischen »men« groß, »hir« - Stein) gewesen sein. Die Archäologie rätselt heute noch über ihre Bedeutung. Eine dieser Steinkolonnen verschwindet in den Tiefen des Golfes von Morbrian. Und vor dem Inselchen Er'LANIC liegt ein großer Steinkreis unter Wasser, mit einer Taucherbrille bei Ebbe gerade noch sichtbar. Die Konsequenz daraus? Auch der Spiegel des Atlantischen Ozeans ist gestiegen. (Dazu gibt es noch mehr Beispiele. Ich verweise auf mein Buch »Die Steinzeit war ganz anders,<.¹²⁰⁾

Der Anstieg des Wasserspiegels im Mittelmeer und im Atlantik kann nicht bestritten werden. Und wie sieht es im Pazifischen Ozean aus?

Die Südküste der japanischen Insel Okinawa ist ein Paradies für Taucher, denn dort, im klaren, blauen Wasser des Pazifiks, liegen viele Schiffswracks aus dem Zweiten Weltkrieg. Im März 1995 stießen Taucher in 32 Meter Tiefe auf seltsame rechteckige Steinstrukturen, alle von Korallen überwuchert. Anfänglich waren sich die Taucher nicht sicher, ob es sich um natürliche oder um künstlich zugeschnittene Felsbrocken handelte. Nachdem mehrere japanische Zeitungen über die Unterwasserentdeckung berichtet hatten, setzte eine regelrechte Schatzsuche ein. Man wurde gleich mehrfach fündig. Vor der Küste der Insel Yonaguni (südwestlich von Okinawa), doch auch in den Gewässern rund um die Nachbarinseln Kerama und Aguni tauchten breite Treppen auf, die zu Plätzen führten. Gepflasterte Straßen, altarförmige

Gebilde, künstlich zugeschnittene Monolithen und selbst ein kleiner Turm sind lokalisiert worden.

Über diese phänomenalen Unterwasserfunde verfaßte der japanische Archäologieprofessor Masaaki Kimura von der Universität der Riukiu-Inseln auf Okinawa ein vielbeachtetes, wissenschaftliches Buch (leider liegt der Titel erst in japanischer Sprache vor). Die Schlußfolgerung angesichts dieser unterseeischen Anlagen bleibt unverändert: Auch der Wasserspiegel des Pazifischen Ozeans ist gestiegen.

Bauten, die vom Meer überspült worden sind, findet man außerdem bei Bimini (Karibik) oder bei Ponape (Karolinengruppe, Pazifik). Doch auch oberhalb der Wasserfläche stimmt einiges mit unseren simplen Lehrbuchmodellen nicht. Da erhebt sich am östlichen Stadtrand von Mexico City, heute längst von den Vororten vereinnahmt, die Pyramide von Cuicuilco. Sie ist rund, kegelförmig und besteht aus drei Stufen. Die Spitze ist abgeflacht, und als Baumaterial dienten kopfgroße Steine. Drei Seiten dieses Bauwerks wurden einst von Lava und Asche eines nahen Vulkans überschüttet. Die Vulkanschicht weist eine Tiefe von einem bis zu drei Metern auf. Logischerweise muß die Pyramide bereits existiert haben, bevor sie von der Lava bedeckt werden konnte. Geologen meinten, der nahe Vulkan sei zum letzten Mal vor 7000 bis 8000 Jahren ausgebrochen.

Das ist unmöglich, rebellierten die Archäologen. Der Pyramidenkegel von Cuicuilco muß um 500 bis 800 nach Christus entstanden sein. Eine frühere Datierung ergebe keinen Sinn, weil vor 7000 Jahren in Mexiko schlichtweg keine Kultur existierte, die das Wissen gehabt hätte, um eine Pyramide zu erbauen. Um den Streit zwischen Geologie und Archäologie aus der Welt zu schaffen, wurden 300 Meter neben der Pyramide kleine Löcher in die Vulkanschicht getrieben und Proben entnommen. Alle Proben enthielten Holzkohle und waren daher mit der C-14-Methode leicht datierbar. Die Datierungen wurden 1957 und 1962 vom Radio-Carbon-Laboratory der Universität von Kalifornien (UCLA), Los Angeles, durchgeführt. 'z' Die insgesamt 19 Proben lieferten verblüffende Daten von 414 nach Christus über 2030 vor Christus bis zu 4765 vor unserer Zeitrechnung. Jeder konnte sich heraussuchen, was ihm gerade paßte.

Doch bei der Probenentnahme hatten sich Fehler eingeschlichen. Im Auftrag der mexikanischen »Dirección de Antropología« hatte nämlich der amerikanische Archäologe Dr. Byron Cummings bereits im Jahr 1920 große Teile der Pyramide bis tief in den Boden hinein ausgegraben. Dabei hatte er drei Schichten von Vulkanmaterial freigelegt, und zwischen) oder Schicht waren fein säuberlich die Überreste einer anderen Kultur aufgetaucht. Die drei Schichten von Lava und vulkanischer Asche erwiesen sich als steril, doch dazwischen - eingeklemmt wie bei einem Sandwich - kamen Knochen, Stoffreste und zerbrochene Keramikteile zum Vorschein. Und die Pyramidenmauer war bis in die tiefste Schicht nachweisbar. Dr. Cummings meinte, zuerst sei die Pyramide erstellt worden, dann erfolgte der Vulkanausbruch, wieder ließ eine andere Zivilisation Spuren neben der Pyramide zurück, und erneut wurde der Vulkan aktiv. Dieses Drama wiederholte sich dreimal, und die Pyramide war von Beginn an davon betroffen.¹²²

Cuicuilco ist nur ein Beispiel aus einer Fülle von Material, das in den vergangenen Jahren zutage gefördert wurde und von der klassischen Archäologie in einem globalen Trotzakt verdrängt wird.¹²¹ Viele der ehrenwerten Frauen und Männer aus der Altertumszunft wissen auch gar nichts von den neuen Entdeckungen und falschen Datierungen. Sie sind mit ihren Gegenwartsproblemen voll ausgelastet. Dabei präsentiert sich seit über 50 Jahren ein Dokument den Augen der Weltöffentlichkeit, das zweifelsfrei und ohne jede Abstriche die

Existenz einer hohen Zivilisation belegt, die vor mindestens 12 000 Jahren existiert haben muß. Es war eine Zivilisation, die sogar Landkarten zeichnete und sowohl die Küstenlinie der Antarktis als auch die vorgelagerten Inseln präzise kartographierte. Wohlverstanden, einer ehemals eisfreien Antarktis! Für uns verbirgt sich der antarktische Kontinent seit Menschengedenken unter einem dicken Eispanzer. Hier die unglaubliche Geschichte:

Im Jahr 1929 wurde der Topkapi-Palast in Istanbul in ein Museum für Altertümer verwandelt. Bei den Aufräumarbeiten fiel dem Direktor des Türkischen Nationalmuseums, Halil Eldem, das Fragment einer alten Landkarte in die Hände. Die Karte war von Piri Reis, einem Admiral der osmanischen Flotte, angefertigt worden. Piri Reis hatte damit bereits im Jahr 1513 begonnen, doch erst vier Jahre später überreichte er sein fertiges Werk dem Sultan Selim I. Die Karte - heute Piri-Reis-Karte genannt - war mit feinen Farben auf eine Gazellenhaut gemalt. Den linken Kartenrand hatte Piri Reis mit handschriftlichen Bemerkungen versehen. Der Admiral war nicht nur Flottenbefehlshaber, sondern er befaßte sich auch intensiv mit den maritimen Wissenschaften der damaligen Zeit. Er ist Verfasser einer Broschüre des Titels »Bahriye«, in der er sich auf verschiedene Einzelheiten seiner Karte bezieht. Dort ist auch nachzulesen:

»Gezeichnet hat die Karte der arme Piri Reis, Sohn des Hadschi Mehmet, der bekannt ist als Brudersohn des Kemal Reis, in der Stadt Gelibolu« (heute: Gallipoli).

In dieser Schrift des Titels »Bahriye« erklärt Piri Reis das weitere, wie er beim Zeichnen der Karte vorgegangen sei. Städte und Burgen sind mit roten Linien markiert, unbewohnte Gegenden mit schwarzen Linien, Klippen und felsige Gegenden mit schwarzen Punkten, sandige Stellen mit roten Punkten und unsichtbare Riffe mit Kreuzen. Piri Reis erklärt darin weiterhin, er habe diese Weltkarte aus 20 verschiedenen, älteren Karten zusammengesetzt und dabei sogar eine Karte von Christoph Kolumbus verwendet. Dies wäre möglich, denn der Entdecker Amerikas war im Jahr 1500 von seiner dritten Reise nach Europa zurückgekehrt. Damals kam es im Mittelmeer immer wieder zu Piratenüberfällen und Streitereien unter den verschiedenen Anrainerstaaten. Es hätte durchaus sein können, daß ein portugiesisches oder spanisches Schiff den Türken in die Hände fiel. Piri Reis schreibt weiter, andere Vorlagen zu seiner Karte stammten noch aus der Zeit Alexanders des Großen (gestorben 323 v. Chr.), und wieder andere würden auf geometrischen Tafeln beruhen. Ganz offensichtlich war sich der türkische Admiral der Einzigartigkeit seines Kartenwerks bewußt, denn er vermerkte auch: »Eine Karte von der Art dieser Karte besitzt zur Zeit niemand.«

Sehr schnell erkannte man, daß es sich bei dem Werk von Piri Reis nur um die Hälfte einer Weltkarte handelte. Die Gazellenhaut war nämlich am rechten Rand abgerissen, das rechte Teilstück der Karte fehlte. Schon bald nach ihrer Entdeckung befaßte sich der deutsche Orientalist Professor Dr. Kahle mit der Karte. Im September 1931 verkündete er beim XVIII. Orientalistenkongreß in der niederländischen Stadt Leiden, Piri Reis müsse Teile einer verschollenen Kolumbuskarte ausgewertet haben."s Im Herbst 1931 untersuchte auch Professor Oberhammer, damals Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien, das außergewöhnliche Objekt. Er gelangte zum gleichen Resultat wie sein Kollege Kahle.

Nachdem mehrere Zeitungen über die Piri-Reis-Karte berichtet hatten, beauftragte die »Gesellschaft zur Erforschung der türkischen Geschichte« die Staatsdruckerei in Istanbul, die Karte einer größeren Gelehrtschaft zugänglich zu machen. So wurde das Kartenblatt im Jahr 1933 auf eine Metallplatte übertragen und in einer Auflage von 1000 Exemplaren als Faksimile nachgedruckt. Weil die erste Auflage binnen weniger Monate vergriffen war, erteilte das Oberkommando der türkischen Marine (Hydrographisches Institut) einen erneuten

Druckauftrag. Diesmal wurden 12 500 Karten im Format 1:1 und 10 000 Exemplare in einer verkleinerten Form gedruckt.

In den vierziger Jahren wurden Kopien der Piri-Reis-Karte von mehreren Museen und Bibliotheken erworben. 1954 gelangte ein Exemplar auf den Schreibtisch des amerikanischen Kartographen Arlington H. Mallery, der sich seit Jahrzehnten auf alte Seekarten spezialisiert hatte. Die Piri-Reis-Karte elektrisierte Mallery, denn am unteren Kartenrand war ein Kontinent mit vorgelagerten Inseln eingezeichnet, von dem Piri Reis im Jahr 1513 nichts gewußt haben konnte: die Antarktis. Selbst wenn der Türke eine Karte von Christoph Kolumbus verwendet hätte, erklärte dies das Rätsel nicht. Schließlich hatte auch der Genuese zu seiner Zeit keine Ahnung von der Antarktis.

Arlington Mallery bat seinen Kollegen Walters vom hydrographischen Institut der US-Navy um seine Meinung zur Piri-Reis-Karte. Walters war verblüfft. Ihn erstaunte insbesondere die Exaktheit der Abstände zwischen der Alten und der Neuen Welt. Schließlich war 1513, als Piri Reis seine Karte erstellte, Amerika nirgendwo eingetragen, und auch eine Karte von Kolumbus kann niemals derart viele Einzelheiten enthalten haben, wie sie von dem osmanischen Admiral vermerkt worden sind. Selbst die Randgebiete mit den hohen Gebirgen im Westen Südamerikas waren auf der Piri-Reis-Karte wiedergegeben - Gebiete also, die nach unseren Vorstellungen erst Francisco Pizarro (1478-1541) betreten haben kann. Genauso verblüffend erwies sich die präzise Position der Kanarischen Inseln oder der Azoren. Rasch bemerkten die beiden Kartographen auch, daß Piri Reis entweder auf die zu seiner Zeit üblichen Koordinaten verzichtet oder die Erde für eine Scheibe gehalten hatte. Um ein klareres Bild zu bekommen, legten Mallery und Walters ein Koordinatengitter auf die Piri-Reis-Karte, um auf diese Weise die einzelnen Positionen auf einen Globus übertragen zu können.

Jetzt war die Überraschung perfekt. Nicht nur die Konturen von Nord- und Südamerika, sondern auch die Küstenlinie des antarktischen Kontinents paßten genau dorthin, wo sie nach heutigen Kenntnissen hingehören. Heute tobt südlich von Feuerland eine stürmische See, auf der Piri-Reis-Karte hingegen war dort eine schmale Landbrücke eingezeichnet. Millimeter für Millimeter wurde die Piri-Reis-Karte mit Bodenprofilen verglichen, die mittels modernster Technik sowohl aus der Luft als auch durch maritime Echolöt-Ortungen ermittelt worden waren. Tatsächlich hatte es gegen das Ende der letzten Eiszeit, vor rund 12 000 Jahren, an dieser Stelle eine Landbrücke zwischen Südamerika und der Antarktis gegeben. In der südpolaren Region hatte Piri Reis mit penibler Genauigkeit die Küstenlinie mitsamt den Buchten, doch auch die vorgelagerten Inseln kartographiert. »Niemand kann diese Küstenlinien und Inseln heute sehen, denn sie liegen unter einer dicken Eisdecke.«¹²⁶ Das war auch zu Piri Reis' Zeiten der Fall. Woher also hatte der Türke seine Informationen?

Während des »Internationalen Geophysikalischen Jahres 1957« nahm sich auch der jesuitenpater Lineham, der damals Direktor der Sternwarte von Weston und gleichzeitig Kartograph der US-Navy war, der Piri-Reis-Karte an. Er gelangte zum selben Resultat wie seine Kollegen. Der Antarktisteil der Piri-Reis-Karte bestach durch eine unglaubliche Präzision mit vielen Einzelheiten, die erst infolge der schwedisch-britisch-norwegischen Expeditionen von 1949 und 1952 publik wurden. Am 28. August 1958 organisierte die Universität von Georgetown ein öffentliches Hearing zum Rätsel der Piri-Reis-Karte. Nachfolgend einige Sätze daraus:

Walters: »Es ist heute für uns schwierig zu verstehen, wie Kartographen so genau sein konnten, viele Jahrhunderte vor uns, während wir erst kürzlich die moderne wissenschaftliche Methode der Kartographie erfanden.«

Mallery: »Dies ist natürlich ein Problem gewesen, über das wir rätselten. Wir können uns nicht vorstellen, wie eine derart präzise Karte ohne Flugzeuge hergestellt werden konnte. Tatsache ist, daß sie sie herstellten. Und nicht nur das; sie bestimmten die Längengrade absolut korrekt, etwas, das wir erst seit zwei Jahrhunderten zu tun imstande sind.«

Walters: »Pater Lineham, Sie haben an der seismischen Erforschung der Antarktis teilgenommen. Teilen Sie den Enthusiasmus über diese neuen Entdeckungen?«

Lineham: »Sicherlich tue ich das. Wir finden mit der seismischen Methode Dinge heraus, die eine Menge der Zeichnungen zu beweisen scheinen, die auf der Karte wiedergegeben sind: die Landmassen, die Projektion der Berge, der Meere, der Inseln... Ich denke, mit der seismischen Methode können wir mehr Eis von diesen Gebieten wegnehmen, das auf der (Piri-Reis-)Karte verzeichnet ist, und dies wird beweisen, daß diese Karte noch korrekter ist, als wir jetzt anzunehmen bereit sind.«

Nachdem die amerikanische Fachpresse über die Karte von Piri Reis berichtet hatte, wurde auch Charles Hapgood, ein Professor für Geschichte am Keene State College der Universität von New Hampshire, darauf aufmerksam. Er besorgte sich eine Kopie und begann gemeinsam mit seinen Studenten, das seltsame Werk gründlich zu analysieren. Das Ergebnis dieser Gemeinschaftsarbeit ist eine wissenschaftliche Publikation, bei der das Resultat bereits im Vorwort bekanntgegeben wird: ¹²⁷

»Dieses Buch enthält die Geschichte der Entdeckung des ersten, harten Beweises, wonach ein fortgeschrittenes Volk allen anderen Menschengruppen, die wir aus der Geschichte kennen, weit überlegen war ... Es scheint unglaublich, doch die Beweise zeigen ganz klar, daß irgendein altes Volk die Küstenlinie der Antarktis kartographierte, als die Küsten eisfrei waren... Es ist genauso klar, daß dieses Volk über Navigationsinstrumente verfügt haben muß, um die Längengrade in einer Weise zu bestimmen, die allem, was wir bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts kannten, weit überlegen war... Bislang haben Gelehrte derartige Behauptungen als Mythen abgetan, doch hier liegen Beweise vor, die nicht widerlegt werden können.«

Am 6. Juli 1960 schrieb Harold Z. Ohlmeyer, damals Leiter einer US-Air-Force-Abteilung, die sich mit der Kartographie der Antarktis beschäftigte, an Professor Charles Hapgood:

»Die Küstenlinien [auf der Piri-Reis-Karte, EvD] müssen kartographiert worden sein, bevor die Antarktis mit Eis bedeckt war. Das Eis in diesem Gebiet ist heute etwa eine Meile dick. Wir haben keine Ahnung, wie die Daten auf der Piri-Reis-Karte mit dem geographischen Wissen von 1513 vereinbart werden können.«

Die Arbeit von Professor Hapgood und seinen Studenten an der Piri-Reis-Karte dauerte zwei Jahre. Welches Koordinatennetz hatte der Türke verwendet? Wo befand sich der Ausgangspunkt dieser Koordinaten? Bald zeigte sich, daß der Ausgangspunkt in Ägypten - genauer: in Alexandria - liegen mußte. Nun hatte Piri Reis eindeutig die Kugelgestalt der Erde berücksichtigt - aber wie? Schließlich stellte sich heraus, daß Piri Reis offensichtlich ein System der Trigonometrie (Dreiecksmessung) benutzt haben mußte. Doch woher?

Aus dem Altertum war der Grieche Eratosthenes (gestorben 275 v. Chr.) als Kartograph bekannt. Dieser hatte unter Ptolemäus III. sogar als Leiter der Bibliothek von Alexandria fungiert. Von ihm stammten auch drei Bücher über kartographische Vermessungen (»Geographika«). Doch Eratosthenes hatte bei seinen Karten eindeutig keine Trigonometrie verwendet. Professor Hapgood und seine Studenten gelangten bald zur Überzeugung, daß die ursprünglichen Kartenzeichner, die hinter der Piri-Reis-Karte steckten, »über eine fortschrittlichere Wissenschaft verfügten als die alten Griechen«¹²¹. Die Kartenunterlagen, derer sich der Türke bedient hatte, müssen aus wissenschaftlichen Quellen stammen, die in einer fernen Vergangenheit tätig waren.

Professor Hapgood und sein Team waren bald in der Lage, gründliche Vergleichstabellen zwischen der Piri-Reis-Karte und modernen Landkarten zu erstellen. Die Abweichungen sind gering und in vielen Fällen gleich Null. Hier sollte man einmal langsam und tief durchatmen. Wie kommen die Küstenlinien der Antarktis mitsamt den vorgelagerten Inseln, die seit x Jahrtausenden unter einem dicken Eispanzer liegen, auf eine alte Karte? Und zwar so, daß modernste Kartenvergleiche entweder kaum oder auf viele Positionen bezogen gar keine Abweichungen ergeben? Ein Wunder? Wunder haben einen realen Hintergrund.

Und doch stimmte bei aller Präzision etwas auf der Piri-Reis-Karte nicht und war auch bei sämtlichen Versuchen unter keinen Hut zu kriegen. Hapgood: »Teile der Karibik auf der Piri-Reis-Karte bereiteten uns die größten Schwierigkeiten. Sie scheinen außerhalb des Netzes zu liegen.«¹²⁷

Die Piri-Reis-Karte enthält nämlich von der Insel Kuba lediglich die Ostküste. Die ganze westliche Hälfte fehlt. Dafür ist auf der westlichen Hälfte etwas angehängt, das nicht Kuba sein kann und trotzdem doppelt so groß ist wie die heutige Karibikinsel. Hapgood: »Seltsam genug existiert auf der Piri-Reis-Karte eine komplette, westliche Küstenlinie, wo die Insel in Wirklichkeit abgeschnitten ist." ¹²⁷ Ganz offensichtlich hatte Piri Reis Schwierigkeiten mit Kuba, denn er gab der Insel auch noch einen falschen Namen: Espaniola. Kolumbus hatte Kuba aber nicht »Espaniola« genannt, sondern die Nachbarinsel - das heutige Haiti und die Dominikanische Republik - als »Hispaniola« bezeichnet. Wie ist dieser eklatante Fehler in der ansonsten perfekten Karte des osmanischen Admirals zu erklären? Professor Hapgood vermutet, Piri Reis habe eine uralte Vorlage verwendet, auf der Kuba tatsächlich anders eingezeichnet war als heute. Zusätzlich aber habe ihm eine Kolumbus-Karte zur Verfügung gestanden, oder er habe - wie Piri Reis in seiner Schrift »Bahriye« selbst sagt - einen Matrosen befragen können, der an der Entdeckungsreise des Kolumbus teilgenommen hatte. Aus dem Durcheinander der Kolumbus-Karte einerseits (und/oder des Gesprächs mit dem Matrosen) und der uralten Kartenvorlage aus einer unbekannten Quelle andererseits sei der grobe Fehler mit Kuba entstanden.

Das mag sein. Was aber war denn auf der ursprünglichen Kartenvorlage, die vielleicht aus der alexandrinischen Bibliothek stammte, eingezeichnet? Wie kommt ein Piri Reis dazu, die Karibikinsel Kuba in solch schlampiger Weise zu positionieren - und gleichzeitig die Küstenlinie der Antarktis korrekt zu kartographieren? Irgend etwas, vermutlich eine größere Insel, muß wohl auf der unbekannten Originalvorlage eingezeichnet gewesen sein. Was? Atlantis?

Unser heutiges Wissen reicht zu keiner Antwort. Einige Indizien lassen trotzdem aufhorchen. Kolumbus bezeichnete sein neu entdecktes Land als »Hispaniola«, das Indios aber »Quisqueya« - »Mutter der Länder« - nannten." Wurde damit auf eine alte Überlieferung

hingewiesen? In der griechischen Fassung der Atlantis-Sage spricht Platon auch von »Polfis Atlantis« - Stadt des Atlas.

Kurioserweise taucht derselbe Name auch in mehreren Überlieferungen aus Zentralamerika auf. Jenes rätselhafte Reich von Tula, über das die Maya berichteten, hieß früher »Izmachi« und noch früher »Aztlán«. Joachim Rittstig, ehemaliger Rektor der Deutschen Schule in El Salvador und Spezialist für den Maya-Kalender, verfaßte eine Broschüre mit verblüffenden Querverbindungen zwischen Atlantis und den zentralamerikanischen Indiokulturen.¹²⁹ Seinen Studien zufolge gab es - aus den Maya-Glyphen klar abzulesen - im Jahr 12 901 vor Christus im heutigen Guatemala eine Stadt des Namens Aztlán. Sogar die exakte geographische Position wird mitgeteilt: 15°, 33,5' Nord; 89°, 05,5' West. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob Herrn Rittstigs Schlüsse in allen Punkten zutreffen, und ich weiß auch, daß es im Jahr 12 901 vor Christus noch gar keine Maya gab. Doch was bedeutet das schon? Stammeszweige ändern ihre Namen, obwohl sie blutsverwandt sind, und schleppen oft jahrtausendealte Traditionen mit sich herum.

In den (späteren) Maya-Städten wurden Skulpturen geschaffen, die man heute noch bestaunen kann und die kein Maya-Spezialist begreift. Einige Musterbeispiele dafür stehen in der alten Maya-Metropole Copan (Honduras). Je mehr man diese kuriosen Stelen und »anthropomorphen Gebilde« betrachtet, desto mehr drängen sich die Bilder einer uralten, ehemals technischen Überlieferung auf. Verewigt in Stein von einer Gesellschaft, die längst nicht mehr wußte, wie diese technischen Rätsel einst funktionierten. Hauptsache, sie wurden mit den Göttern in Verbindung gebracht. Sogar die Darstellung auf der weltberühmten Grabplatte von Palenque (Mexiko), die nach gängiger Lehrmeinung den Maya-Herrscher Pacal zeigt, gehört in diese Reihe. Entgegen der Sicht von diversen Altamerikanisten, die von ominösen »kosmischen Monstern«¹³⁰ sprechen, steht eine sinnvolle, vernünftige Interpretation der Grabplatte von Palenque noch immer aus. '3'

Schließlich soll nicht vergessen werden, daß selbst das bekannte Wort »Azteken« von »Aztlán« herkommt. Die »Leute von Aztlán«, die Vorfahren der Azteken, sollen ursprünglich auf einer Insel gelebt haben.¹³¹ Und der spanische Ordensgeistliche Fray Diego Durán vermerkt in seiner »Geschichte der Indianischen Länder Neuspaniens«, die Stämme hätten nach einer Katastrophe in den Höhlen von »Aztlán und Tecolhuacan« gehaust. Ihre ursprüngliche Heimat sei Aztlán gewesen.

Obwohl ich mich nicht auf die Suche nach Atlantis begeben will, könnte ich doch wetten, daß Atlantis irgendwo im karibischen Raum lag.

Platon hat mit seiner Atlantis-Geschichte ein unsterbliches Ei gelegt. Runde 3600 Bücher sind darüber verfaßt worden. Das Thema regt an und regt auf und scheint unerschöpflich. Wir werden wohl so lange spekulieren, wo dieses phänomenale Atlantis lag, bis es lokalisiert ist. Nur etwas ist aus geologischer Sicht endgültig. Atlantis kann nicht »untergegangen« sein. Mit »untergehen« meint man gemeinhin das Absinken oder Abtauchen in die Fluten. Doch dies funktioniert nicht. Der Geologe Dr. Johannes Fiebag erklärt es so:

»Ein Vergleich zwischen Ozeanboden und Kontinent macht einen fundamentalen Unterschied zwischen beiden deutlich. Die Ozeanböden sind im Grunde sehr flache Platten, die Kontinente dagegen gewaltige Blöcke, die auf der sogenannten Asthenosphäre schwimmen. Immer dort, wo eine Subduktionszone im Grenzbereich Kontinent/Ozean beobachtet wird, stellt man fest, daß der Ozeanboden unter den Kontinent absinkt. Das liegt daran, daß der Ozeanboden im wesentlichen aus Basalt, die Kontinente dagegen im wesentlichen aus

granitischem Material und Sedimenten aufgebaut sind. Basalt hat aber ein höheres spezifisches Gewicht als Granit, und so wird immer die schwerere Ozeanplatte nach unten sinken und niemals der wie ein Eisberg auf dem Wasser in der Asthenosphäre schwimmende Kontinent. Dies ist aus physikalischen Gründen absolut unmöglich. Ein Kontinent wie Atlantis kann nicht absinken. Sein spezifisches Gewicht hindert ihn daran.«

Trotz dieser klaren wissenschaftlichen Einsicht bleibt Atlantis vom Erdboden verschwunden - »versunken

wie Platon schreibt. Nun muß ein Land nicht unbedingt versinken, indem es abtaucht, es genügt ja auch ein Anstieg des Meeresspiegels. Und daß dies bei der Gletscherschmelze nach der letzten Eiszeit geschah, kann niemand bestreiten. Allerdings vollzog sich dieser Anstieg des Meerwassers langsam und nicht »in einer einzigen, furchtbaren Nacht« (Platon). Die technisch versierten Bewohner von Atlantis hätten sich gemächlich mit ihren Schiffen retten können. Es sei denn, zur Eisschmelze sei noch eine kosmische Katastrophe dazugekommen - oder diese, etwa der Einschlag eines Asteroiden, hätte eine Flutwelle verursacht, und als Folge davon ist zusätzlich noch das Eis abgeschmolzen. Heute verfügen wir über Meßdaten, die eindeutig belegen, daß in der menschlichen Vergangenheit etwas Ungeheuerliches geschehen sein muß.

- Geologen entdeckten in 300 Meter Höhe auf Hawaii Ozeankorallen, die von einer Flutwelle herkommen müssen.¹³⁵

- Vor 11400 Jahren stiegen die Temperaturen auf der Erde innerhalb eines Jahrzehnts um sieben Grad an: »1993 ist man nach Auswertung von grönländischen Eisbohrkernen zu dem überraschenden Befund gelangt, daß die Eiszeit nicht langsam ausklang, sondern sich mit einem Paukenschlag verabschiedete.«¹³⁶

- In den vergangenen 67 Jahren entdeckten Astronomen insgesamt 108 Kleinplaneten, die der Erde nahe kamen. Einer davon, als XF11 bezeichnet, wird unseren Planeten am Donnerstag, dem 26. Oktober des Jahres 2028, in einer Entfernung von knapp einer Million Kilometern passieren. Jeder Einschlag eines Asteroiden auf die Meeresoberfläche würde eine Sintflut verursachen. »Mehrere tausend Kilometer Küstenlinie würden überschwemmt, unzählige Städte in Schlammwüsten verwandelt.«¹³⁷

Ich lebe in einer Generation, die es als selbstverständliche Pflicht erachtet, mit toderntem Gesicht von einer kommenden Klimakatastrophe zu reden. Der sogenannte »Treibhauseffekt« soll den Planeten überziehen, und natürlich soll es schrecklich heiß werden. Schuld daran ist der Mensch, denn der produziert dieses gefährliche Gas Kohlendioxid (CO₂). Wer in unserer Gesellschaft nicht in diesen Trübsal blasenden Chor einstimmt, gilt als unvernünftig und wird schnell geächtet. Zwar sehen 81 Prozent aller amerikanischen Klimawissenschaftler einen Treibhauseffekt aus guten Gründen und überzeugenden Meßdaten völlig anders. Nur interessiert das in einer Welt der ideologischen Desinformation niemanden. Da werden Computer mit falschen Meßdaten gefüttert, »die sich auf noch obskurere Simulationsmodelle stützen«¹³⁸. Es stimmt ziemlich wenig von dem, was uns geschwätzig Klimaforscher weismachen. Zu viele dieser Umweltschutz-Experten handeln nach dem Prinzip: Gigagarbage »in« Gigagarbage »out« (Riesenunsinn rein Riesenunsinn raus). Und sie werden noch gut bezahlt dafür. In der Politik ist alles möglich.

Offensichtlich fehlt es diesen Damen und Herren an Geschichtsbewußtsein. Es kann schließlich keiner ernsthaft bestreiten, daß das nördliche Europa vor 10 000 Jahren in der Eiszeit steckte. Findlinge, die in der Landschaft herumliegen, beweisen es. (Als Findlinge

bezeichnet man größere Gesteinsbrocken, die von den Gletschern abgelagert wurden). Wer hat denn wohl damals das Ozonloch gefüttert? Was führte damals - und auch bei früheren Klimaschwankungen immer wieder - zum abrupten Temperaturanstieg und - genauso nachweisbar - zur nächsten Eiszeit?

Es ist, wie Platon schreibt. Vernichtungen, insbesondere in Küstengebieten, fanden periodisch statt - mit oder ohne Dazutun des Menschen. Nun bin ich selbstverständlich genauso für eine saubere Welt wie jeder vernünftige Mensch. Aber ich wehre mich gegen diese lähmende »Nofuture«-Mentalität, die aus einer Unkenntnis der Erdgeschichte ein Schuld drama, beinahe schon eine Erbsünde, heraufbeschwört. Ein Drama, das sich zwar mehrfach abspielte - nur nicht aus den Gründen, die uns der Zeitgeist einredet.

Der Meeresspiegel ist gestiegen, und Katastrophen haben sich ereignet. Schließlich besitzen wir eine PiriReis-Karte mit einer eisfreien Antarktis. Und vor der Insel Okinawa in Japan liegen ehemalige Bauwerke unter Wasser. Und vielleicht hat es sich sogar herumgesprochen, daß die Sahara einst ein blühender Garten war. Ob es der griechische Geograph Strabon (um 62 v. Chr. -26 n. Chr.) war oder der ältere Plinius (um 23-79 n. Chr.), ob Hesiod oder Herodot, ob Hekataios (550-480 v. Chr.) oder der Babylonier Berossos (um 350 v. Chr.), ob der uns näher liegende Diodoros von Sizilien (1. Jh. v. Chr.) oder der weiter entfernte Phönizier Sanchuniathon (um 1250 v. Chr.) - es spielt keine Rolle, wen ich als Zeugen anführe. Ob ich die zehn Patriarchen der Bibel vor der Flut oder die altbabylonische Königsliste heranziehe oder meinetwegen die altindischen und alttibetischen Texte als Zeugen aufrufe, die Bilanz bleibt stets die gleiche. Alle berichten ausnahmslos über Ereignisse, die sich vor 10 000 und mehr Jahren abspielten.

Daß unsere Wissenschaft, die letztlich die Medien beeinflusst, von all dem nichts wissen will, ist ein Armutszeugnis. Nur hilft es wenig, sich im stillen Kämmerlein darüber zu ereifern. »Es wäre dumm, sich über die Welt zu ärgern. Sie kümmert sich nicht darum« (Mark Aurel, römischer Kaiser, 121-180 n. Chr.).

LITERATURVERZEICHNIS

- 1 Der Große Brockhaus. Wiesbaden 1953
- 2 Hunger, Herbert: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Wien o. J.
- 3 Ranke-Graves, Robert: Die Götter Griechenlands. Hamburg 1981
- 4 Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Wien und Heidelberg 1972
- 5 Radermacher, Ludwig: Mythos und Sage bei den Griechen. München und Wien 1938
- 6 Fränkel, Hermann: Noten zu den Argonautica des Apollonius. München 1968
- 7 Dräger, Paul: Argo Pasimelousa. Der Argonautenmythos in der griechischen und römischen Literatur. Stuttgart 1993
- 8 Rusten, Jeffrey S.: Dionysius Scytobrachion. Opladen 1982
- 9 Wissowa, Georg: Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Stuttgart 1895
- 10 Meuli, Karl: Odyssee und Argonautica. Untersuchungen zur griechischen Sagengeschichte und zum Epos. Berlin 1921
- 11 Mooney, George W.: The Argonautica of Apollonius Rhodius. Dublin 1912
- 12 Delage, Emile, und Vian, Francis: Apollonius de Rhodes: Argonautiques. Tome 111, Chant IV Paris 1981
- 13 Schefold, Karl, und Jung, Franz: Die Sagen von den Argonauten, von Theben und Troja in der klassischen und hellenistischen Kunst. München o. J.
- 14 Die Argonauten des Apollonius. Zürich 1779
- 15 Roscher, W H.: Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie. Leipzig 1890
- 16 Cancik, Hubert, und Schneider, Helmuth: Der neue Pauly, Enzyklopädie der Antike. Band 1. Stuttgart 1996
- 17 Tripp, Edward: Reclams Lexikon der antiken Mythologie. Stuttgart 1974
- 18 Der Große Brockhaus. Wiesbaden 1954
- 19 Däniken, Erich von: Prophet der Vergangenheit. Düsseldorf 1979
- 20 Rießler, P.: Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel. Das Henochbuch. Augsburg 1928

- 21 Kautzsch, E.: Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. Buch Baruch. Tübingen 1900
- 22 Bezold, Carl: Kebra Negest. Die Herrlichkeit der Könige. München 1905
- 23 Berdyczewski, M. J. (Bin Gorion): Die Sagen der Juden von der Urzeit. Frankfurt/M. 1913
- 24 Freuchen, P.: Book of the Eskimos. Greenwich, Connecticut, 1961
- 25 Däniken, Erich von: Beweise. Düsseldorf 1974
- 26 Weidenreich, F.: Apes, Giants and Men. Chicago 1946
- 27 Saurat, Denis: Atlantis und die Herrschaft der Riesen. Stuttgart 1955
- 28 Burckhardt, Georg: Gilgamesch, eine Erzählung aus der alten Welt. Wiesbaden 1958
- 29 Ovid: Metamorphosen lateinisch - deutsch. München 1965
- 30 Bin Gorion, Micha Josef: Die Sagen der Juden. Band 111. Juda und Israel. Frankfurt/M. 1927
- 31 Spiegel, Friedrich: Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Leipzig 1852
- 32 Aram, Kurt: Magie und Zauberei in der alten Welt. Berlin 1927
- 33 Seaton, R. C.: Apollonius Rhodius - The Argonautica. Cambridge, Mass., 1967
- 34 Delage, Emile, und Vian, Francis: Apollonius de Rhodes: Argonautiques, Tome 11, Chant 111. Paris 1980
- 35 Gleis, Reinhold, und Natzel-Gleis, Stephanie: Apollonios von Rhodos. Das Argonautenepos. Band 1, Erstes und Zweites Buch. Darmstadt 1996
- 36 Dies.: Band 11, Drittes und Viertes Buch
- 37 Roux, R.: Le Probleme des Argonautes. Recherches sur les aspects religieux de la legende. Paris 1949
- 38 Pellech, Christine: Die Argonauten. Eine Welt-Kulturgeschichte des Altertums. Frankfurt/M. 1992
- 39 Dendl, Jörg: Das Däniken-Register. Berlin 1994
- 40 Dopatka, Ulrich: Lexikon der außerirdischen Phänomene. Bindlach 1992
- 41 Ders.: Lexikon der außerirdischen Phänomene, Bindlach 1992
- 42 Ders.: Kontakt mit dem Universum (CD-ROM). Taufkirchen 1997

- 43 Krassa, Peter: Als die gelben Götter kamen. München 1973
- 44 Däniken, Erich von: Der Götter-Schock. München 1992
- 45 Ders.: Der Jüngste Tag hat längst begonnen. München 1995
- 46 Curtius, Ernst: Griechische Geschichte. Dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmet. Berlin 1857
- 47 Feix, Josef (Herausgeber): Herodot - Historien, Band II, Abs. 58. München 1988
- 48 Nilsson, Martin, P.: Geschichte der griechischen Religion. München 1955
- 49 Rostovtzeff, Michael: Geschichte der Alten Welt. Wiesbaden 1941
- 50 Bengtson, Hermann: Griechische Geschichte von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit. München 1950
- 51 Apelt, Otto: Platon - sämtliche Dialoge. Band VII, Gesetze (1922). Neuauflage Hamburg 1988
- 52 Ders.: Politikos
- 53 West, L. M.: Hesiod - Theogony. Oxford 1966
- 54 Voss, Johann Heinrich: Hesiods Werke und Orpheus der Argonaut. Wien 1817
- 55 Schirnding, Albert von: Hesiod - Theogonie, Werke und Tage. München und Zürich 1991
- 56 Marg, Walter: Hesiod - Sämtliche Werke. Theogonie. Erga Frauenkataloge. Zürich und Stuttgart 1970
- 57 Roy Potrap, Chandra: The Mahabharata. Drona Parva. Calcutta 1888
- 58 Biren, Roy: Das Mahabharata. Düsseldorf 1961
- 59 Dutt, Romesh C.: The Rāmāyana & the Mahabharata. London 1910
- 60 Pritchard, James B.: Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament. Princeton 1955
- 61 Jacobi, Hermann: Das Rāmāyana. Bonn 1893
- 62 Dutt, Nath. M.: The Rāmāyana. Calcutta 1891
- 63 Rajagopalachari, C.: Rāmāyana. Bombay 1975
- 64 Schleiermacher, F.: Platons Werke - Dritter Theil. Erster Band: Der Staat. Berlin 1828

- 65 Jeremias, Alfred: Handbuch der Altorientalischen Geisteskultur. Astronomie und Astrosophie. Berlin und Leipzig 1929
- 66 Wärmund, Adolf: Diodor's von Sicilien GeschichtsBibliothek. 1. Buch. Stuttgart 1866
- 67 Däniken, Erich von: Die Augen der Sphinx. München 1991
- 68 Florenz, Karl: Japanische Mythologie. Tokio 1901
- 69 Feer, Leon: Annales du Musee Guimet, Extraits du Kandjour. Paris 1883
- 70 Hitzig, H., und Blümner, H.: Pausanias. 3 Bände. Berlin und Leipzig 1911
- 71 Lord, Louis E.: The Pyramids of Argolis. Athen o. J.
- 72 Aus: New Scientist Nr. 2101/1997. Archaeology
- 73 Melas, Evi: Tempel und Stätten der Götter Griechen lands. Köln 1977
- 74 Michailidou, Anna: Knossos. Athen 1986
- 75 Wunderlich, Hans Georg: Wohin der Stier Europa trug. Reinbek bei Hamburg 1972
- 76 Sonnenberg, Ralf: Das Rätsel der Magazine. In: Kos mische Spuren. München 1989
- 77 Däniken, Erich von: Wir alle sind Kinder der Götter. München 1987
- 78 Gaius Plinius Secundus: Die Naturgeschichte, Hrsg. von G. C. Wittstein. I. und 111. Band. Leipzig 1881
- 79 Pritchard, James B.: Salomon & Sheba. London 1974
- 80 Sulzbach, A.: Targum Schem zum Buch Esther. Frankfurt/M. 1920
- 81 Solla Price, Derek de: Gears from the Greeks. The Antikythera Mechanism - A Calendar Computer from 80 B.C. The American Philosophical Society. Philadelphia 1974
- 82 Gentes, Lutz: Die Wirklichkeit der Götter. Raum fahrt im frühen Indien. München und Essen 1996
- 83 Carra de Veaux: L'Abrege des Merveilles. Paris 1898 84 Al-Mas'üdi: Bis zu den Grenzen der Erde. Tübingen und Basel 1978
- 85 Christensen, Arthur: L'Iran sous les Sassanides. Ko penhagen 1944
- 86 Lurker, Manfred: Lexikon der Götter und Dämonen. Stuttgart 1984
- 87 Feix, Josef (Herausgeber): Herodot - Historien. Band I, Ab s. 26 ff. München 1988
- 88 AI-Makrizi: Das Pyramidenkapitel in Al-Makrizi's »Hitat«, übersetzt von Erich Graefe. Leipzig 1911

- 89 Lacarriere, Jacques: Als die Säulen noch standen. Spaziergänge mit Pausanias in Griechenland. Berlin 1991
- 90 Göttliche Dünste. In: Der Spiegel Nr. 21/1997
- 91 Barthel, Manfred: An den Gestaden der Götter. Düs seldorf 1989
- 92 Grether, Ewald: Theorieheft Planimetrie, z. Teil (ohne Angaben)
- 93 Manias, Theophanis M.: Die geometrisch-geodätische Triangulation des altgriechischen Raumes. Athen 1970
- 94 Ders.: La triangulación geometrico-geodesica del espacio de la antigua Grecia. Madrid 1971
- 95 Ders.: The Invisible Harmony of the Greeks. Edition of National Institution. Athen 1969
- 96 Rogowski, Fritz: Tennen und Steinkreise in Griechenland. Mitteilungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig. Braunschweigischer Hochschulbund, Jahrgang VIII/2/1973
- 97 Runde, Ingo: Griechenlands geheimnisvolle Geometrie. In: Ancient Skies, 11. Jg. Nr. 11. Feldbrunnen/ Schweiz 1987
- 98 Gaius Plinius Secundus: Die Naturgeschichte. Über
setzt von Prof. Dr. G. C. Wittstein. 1. Band. Leipzig
1881
- 99 Neugebauer, O.: The Exact Sciences in Antiquity. University Press Rhode Island 1970
- 100 Richer, Jean: Geographie sacree du Monde Grec. Paris 1983
- 101 Homer: Odyssee. Übertragen von Anton Weiher. München 1955
- 102 Homer: Ilias. Übertragen von Hans Rupe. München 1961
- 103 Wolf, Armin und Hans-Helmut: Die wirkliche Reise des Odysseus. München und Wien 1990
- 104 Stiege, Rudolf: Eine Schrift, die Zeichen setzt. In: Berliner Illustrierte Zeitung. 13./14. September 1997
- 105 Durant, Will: Die Geschichte der Zivilisation - Das Leben Griechenlands. Bern o. J.
- 106 Brandau, Birgit: Troja. Eine Stadt und ihr Mythos. Bergisch Gladbach 1997
- 107 Zangger, Eberhard: Atlantis - eine Legende wird entziffert. München 1992

- 108 Wegweiser nach Utopia. In: Der Spiegel Nr. 20/1992
- 109 Apelt, Otto: Platon - sämtliche Dialoge. Kritias und Timaios (1922). Neuauflage Hamburg 1988
- 110 Stahel, H. R.: So entstand Atlantis. Zürich 1980
- 111 Aristoteles: Von der Welt. Leipzig 1829
- 112 Galanopoulos, Angelos, und Bacon, Edward: Die Wahrheit über Atlantis. München 1980
- 113 Dendl, Jörg: Platons Atlantis - Mythos, Forschung und Kritik. G.R.A.L.-Sonderband. Berlin 1996
- 114 Luce, John V.: The End of Atlantis. London und New York 1969
- 115 Ders.: Homer and the Heroic Age. London 1975
- 116 Ders.: Die Quellen und die literarische Form von Platons Atlantis-Erzählung. Frankfurt/M. 1978
- 117 Wright, Herbert E.: Gletscher, Ansteigen des Meeresspiegels und Flutkatastrophen. In: AtlantisMythos - Rätsel - Wirklichkeit. Frankfurt/M. 1978
- 118 Nestke, Fritz, und Riemer, Thomas: Atlantis - ein Kontinent taucht auf. Halver 1988
- 119 Lechtmann, Heather, Prof. Dr. In: Spektrum der Wissenschaft. August 1984
- 120 Däniken, Erich von: Die Steinzeit war ganz anders. München 1991
- 121 Supplement of the American Journal of Science. Vol. 5, Seiten 12/13, und Vol. 6, Seiten 332ff.
- 122 Cummings, Byron S.: Cuicuilco and the Archaic Culture of Mexico. Bulletin of the University of Arizona, Vol. IV, Nov. 8th 1933
- 123 Cremo, Michael, and Thompson, Richard: Forbidden Archaeology - The Hidden History of the Human Race. Alachua, Florida, 1993
- 124 Bürgin, Luc: Geheimakte Archäologie. München 1998
- 125 Kahle, Philipp: Die verschollene Columbus-Karte von 1498 in einer türkischen Weltkarte von 1513. Berlin und Leipzig 1933
- 126 Mallery, Arlington H.: New and Old Discoveries in Antarctica. Georgetown University Forum of the Air. August 26th 1956
- 127 Hapgood, Charles H.: Maps of the Ancient Sea Kings. Evidence of Advanced Civilisation in the Ice Age. Philadelphia and New York 1965

- 128 Spedicato, Emilio: Apollo Objects - Atlantis and other Tales: A Catastrophical Scenario for Discontinuities in Human History. University of Bergamo 1995
- 129 Rittstig, Joachim: Aztlan = Atlantis. In: Mensch und Technik, Heft 4/1992
- 130 Schele, Linda, und Freidel, D.: Die unbekannte Welt der Maya. München 1991
- 131 Fiebag, Peter: Die Grabplatte von Palenque und ihre symbolische Aussage. In: Fremde aus dem All. München 1995
- 132 Eckhardt, Rudolf: Der Mythos von der aztekischen Lade - Kulturhistorischer Hintergrund und Möglichkeiten einer Suche. In: Das Erbe der Götter. München 1997
- 133 Durán, Diego: Historia de las Indias de Nueva España e Islas de Tierra Firme. Mexico 1984
- 134 Fiebag, Johannes: Die Frage nach Atlantis. In: Ancient Skies, 13. Jg., Nr. 1/1989
- 135 Schreckens-Szenario eines Asteroiden-Einschlags. In: Die Welt am Sonntag, 11. Januar 1998
- 136 Wandertrieb im Blut. Interview mit dem Molekulargenetiker Peter Forster über die prähistorische Besiedlung Amerikas. In: Der Spiegel Nr. 3/1997
- 137 Ein riesiger Stein rast zur Erde. In: Die Welt, 13. März 1998
- 138 Ripota, Peter: In 30 Jahren beginnt die neue Eiszeit. In: PM-Magazin, Nr. 6/1998

Brought to U by

Maverick Systems 2000